Die Universität Erlangen zu Gast
im Geschichtsverein Fürth

Vorträge zur Fürther Geschichte



Fürther Geschichtsblätter 2,3,4/2007

Die Universität Erlangen zu Gast
im Geschichtsverein Fürth

Vorträge zur Fürther Geschichte

Herausgegeben vom Geschichtsverein Fürth e.V.
Fürther Geschichtsblätter 2,3,4/2007 · 57. Jg. · B5129F
Schlosshof 12, 90768 Fürth

Schriftleitung: Barbara Ohm, Falkenstraße 21a, 90766 Fürth
Satz: Satzpoint Eckstein, Kapellenstraße 9, 90762 Fürth
Druck: R. Holler, Ihr Druckpartner, Kapellenstraße 9, 90762 Fürth

Inhalt

Andreas Otto Weber
Fürth und das mittelalterliche Königtum 5

Wolfgang Wüst
**„Kleeblatt Fürth“.
Konsensfindung und Herrschaftsteilung als
Herausforderung für die gesellschaftliche Entwicklung
vor 1800** 17

Axel Gotthard
**„Reuter und Beuter“.
Der Dreißigjährige Krieg in Fürth, um Nürnberg und in
Mittelfranken** 37

Werner K. Blessing
Fürth – eine Stadt im Industriezeitalter 63

Claus W. Schäfer
**Die Quelle des Wohlstandes.
Gustav Schickedanz und Fürth** 87

2007 veranstaltete der Geschichtsverein Fürth die Reihe „Die Universität Erlangen zu Gast im Geschichtsverein“, die sechs Vorträge zu wichtigen Phasen der Fürther Geschichte vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert umfasste. Freundlicherweise stellten die Referenten – mit Ausnahme von Frau PD Dr. Elke Goez – ihre Vorträge für diese Veröffentlichung zur Verfügung.

Dank an Frau Hanne Kimberger für das Korrekturlesen.

Autoren:

Prof. Werner K. Blessing, Institut für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte

Prof. Dr. Axel Gotthard, Institut für Neuere Geschichte I

Dr. Claus W. Schäfer, wiss. Mitarbeiter am Institut für Neuere Geschichte II

Dr. Andreas Weber, wiss. Mitarbeiter am Institut für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte

Prof. Dr. Wolfgang Wüst, Lehrstuhl für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte

Andreas Otto Weber

Fürth und das mittelalterliche Königtum

Heinrich II. war der Herrscher, der für das östliche Franken, für das Herzogtum Bayern und im Ostalpenraum große Veränderungen im regionalen Machtgefüge hervorrief, die jahrhundertelang nachwirkten, und zum Teil bis heute von Bedeutung sind. Mitten in diesen Veränderungen kann auch die erste sichere urkundliche Erwähnung von Fürth im Jahr 1007 gesehen werden. Besonders wichtig waren in diesem Rahmen die Beseitigung der Macht der Markgrafen von Schweinfurt im nördlichen Franken und im bayerischen Nordgau in der Schweinfurter Fehde im Jahr 1003 und damit die Durchsetzung der Reichsgewalt, die Gründung des Bistums Bamberg als dem Königsdienst unterworfenes „Überbistum“ (W. Störmer) sowie die Schwächung der Machtbasen des bayerischen Herzogtums.[1] Besonders mit den zwei letzten Punkten hängt es zusammen, dass Fürth heute in Franken liegt.

Der Weg zur Bamberger Bistumsgründung

Bereits Heinrichs Vater, Herzog Heinrich „der Zänker" von Bayern, war dem östlichen Franken eng verbunden. Er hatte die Burg Bamberg durch königliche Schenkung erhalten und sich mehrfach dort aufgehalten. Für den Sohn wurde Bamberg ein Ort, an dem er besonders gerne war. So wurde er früh mit den Verhältnissen in Franken vertraut und fand in Bischof Heinrich von Würzburg einen engen Vertrauten. Dem mächtigsten Adelsgeschlecht Frankens gegenüber, den Markgrafen von Schweinfurt, scheint er dagegen, wie schon die jeweiligen Vorfahren, keine besondere Nähe gefunden zu haben.[2] Markgraf Heinrich von Schweinfurt war auch Graf im Nordgau, also in dem weitreichenden Gebiet nördlich der Donau, welches bis in den Raum von Fürth reichte und welches noch wenige Jahrzehnte zuvor dem bayerischen Herzog unterstanden hatte. Dennoch brauchte Heinrich den Markgrafen 1002 um König zu werden. Für dessen Unterstützung bei der Königswahl hatte Heinrich diesem die Übertragung seines eigenen Herzogtums Bayern versprochen, dies jedoch kaum ernst gemeint, wäre dadurch doch ein Einflussraum des Markgrafen vom Main bis in die bayerische Ostmark im heutigen Österreich entstanden. Heinrich von Schweinfurt fühlte sich vom König betrogen und begann – unterstützt vom polnischen König Boleslaw Chrobry, der gerade Böhmen besetzt hatte – einen weitreichenden Aufstand, der jedoch schon im Sommer 2002 zusammenbrach. Heinrich II. eroberte die Burgen des Markgrafen Ammertal bei Amberg, Creussen bei Bayreuth und Kronach, Bischof Heinrich von Würzburg und Abt Erchanbald von Fulda zerstörten im Auftrag des Königs die Hauptburg in Schweinfurt. Der geflohene Markgraf unterwarf sich im Jahr darauf dem König, verlor seine Reichsämter und Reichslehen, während ihm die Eigengüter blieben. Die politische Macht der „jüngeren Babenberger" war damit zu Ende.[3] Die politische Landkarte im östlichen Franken mußte neu geordnet werden. Vermutlich fasste Heinrich II. schon nach dem Sturz des Markgrafen den Entschluss, in Bamberg ein Bistum zu gründen. Eine solche Neugründung bedeutete jedoch tiefe Eingriffe in die bestehenden Verhältnisse, besonders in die Diözesen und Herrschaftsbereiche der Bischöfe von Würzburg und Eichstätt (Abb. 1).

Was waren die Motive der Bistumsgründung? Heinrich II. selbst hatte dafür einerseits seine Kinderlosigkeit angeführt, er



Abb. 1: Die Grenzen der Bistümer Würzburg und Eichstätt im frühen Mittelalter.

wollte Gott zum Erben machen, zum zweiten wollte er damit die Slawen zum Christentum bekehren. Ob damit der slawische Bevölkerungsanteil im östlichen Umland von Bamberg gemeint war, oder eher die Slawen im Osten des Reiches allgemein, ist nicht klar. Zusätzlich wird die Möglichkeit das entstandene Machtvakuum im östlichen Franken aufzufüllen eine Rolle bei der Besitzausstattung des neuen Bistums gespielt haben.

Bamberg wurde ein Reichsbistum wie alle anderen und musste neben seinen religiösen Aufgaben auch der Unterstützung der Königsherrschaft dienen. Das *Servicium Regis* umfasste Dienstleistungen wie Kanzleiarbeit ebenso wie die Aufnahme des umfangreichen königlichen Gefolges bei herrschaftlichen Besuchen im Rahmen des mittelalterlichen „Reisekönigtums". Von Bamberg wollte Heinrich II. aber besonderes: Hier sollte ein „Zentrum der Königsherrschaft werden wo ein neues sakrales Amtsverständnis sich durchsetzte".[4] Dieses wird auch in Heinrichs berühmten Perikopenbuch deutlich (Abb. 2): Christus selbst krönt das von den Aposteln Petrus und Paulus herangeführte Herrscherpaar Heinrich und Kunigunde und verleiht ihnen die Kronen des ewigen Lebens. Eine Beischrift dazu mahnt jedoch als Vorbedingung hierfür eine gerechte Herrschaft. Darunter stehen Figuren, die Insignien vorzeigen. In der Mitte die Roma, die Verleiherin der Kaiserwürde, mit einer Mauerkrone, darunter sechs weitere Gestalten, die Gaben für den König emporhalten. Das neue „Überbistum" Bamberg wurde zum sakral-politischen Zentrum, die Region Franken zu einem Kernland des Reiches.



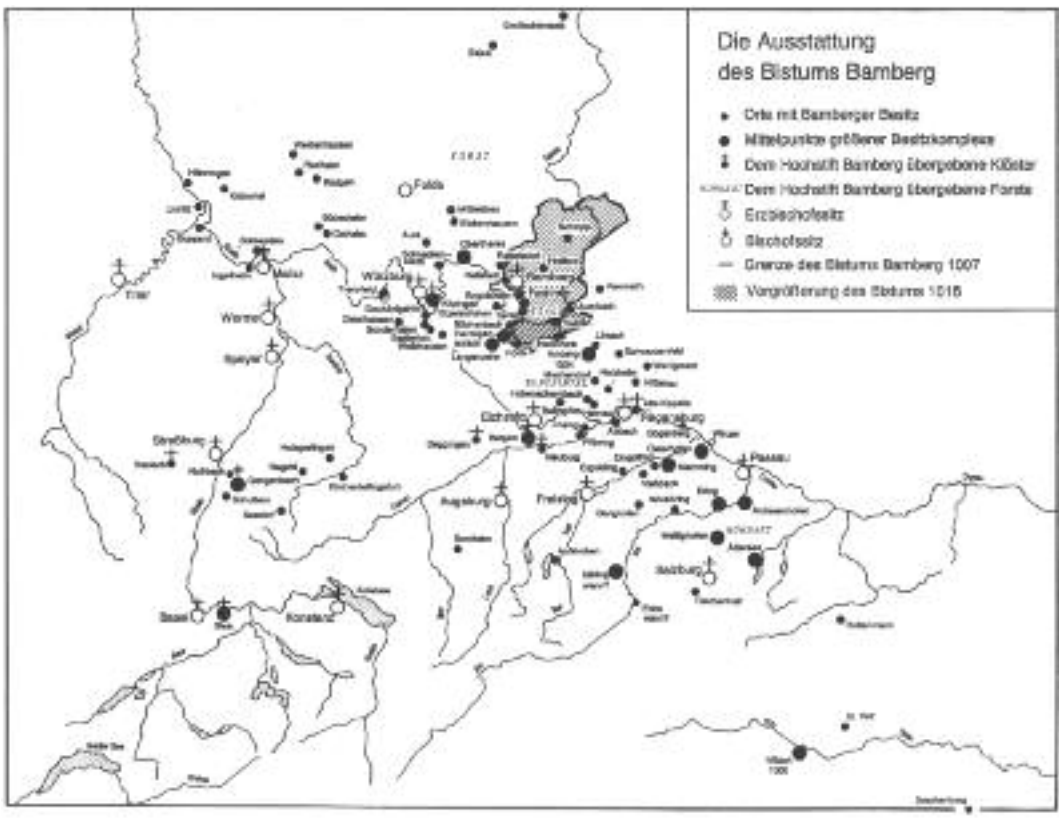
Abb. 2: Krönung Heinrichs II., Perikopenbuch (1007-1014).

Die Besitzausstattung des Bistums Bamberg

Das neue Bistum und Zentrum der Königsherrschaft Heinrichs II. musste allerdings zunächst einmal mit entsprechenden Grundlagen versorgt werden. Diese lagen neben der Zuweisung eines Diözesangebietes auf Kosten Würzburgs und Eichstätts auch in einer immensen Ausstattung mit weltlichem Eigentum in der Umgebung, also im Osten Frankens und im bayerischen Nordgau, aber auch in der Ferne, vor allem im Herzogtum Bayern und weit darüber hinaus. Dies geschah am Tag der Bistumsgründung: Am 1. November 1007 wurden umfangreiche Besitzkomplexe an Bamberg übertragen (Abb. 3). Sie bestanden zum einen aus Bestandteilen des Amtsguts des Herzogs von Bayern, die vorwiegend in und um Regensburg lagen, zum anderen wurden in Franken und in Bayern große Königsgutbezirke an Bamberg geschenkt. So entstand die Grundlage für die Entstehung eines weltlichen Herrschaftsgebietes des Bischofs, des späteren Hochstifts Bamberg. Aber auch weit entfernt von Bamberg, im Raum südlich der Donau und an wichtigen Alpenpässen (Brennerroute: Aibling, Tauernroute: Villach) sollte das neue Bistum Macht ausüben und Königsmacht sichern. Bei der Zuteilung eines geistlichen Diözesangebietes mussten die anderen – bisher immer königsnahen – fränkischen Bistümer erhebliche Zuständigkeitsverluste hinnehmen.

Das so reich ausgestattete Bistum mußte im Gegenzug der Königsherrschaft dienen: „Bamberg wurde bevorzugte königliche Pfalz, Sitz eines wichtigen geistlichen Ratgebers des Königs, Pflanzstätte der Hofgeistlichkeit, Schule, aus der die entscheidenden geistlichen Ratgeber des Königs bzw. Kaisers hervorgingen“.[5]

Abb. 3:



Mit der Ausstattung des Bistums kommt auch Fürth genauer in unseren Blick: Am 1. November 1007 werden in der königlichen Kanzlei König Heinrichs II. eine ganze Reihe von Urkunden für das neue Bistum Bamberg ausgestellt und anschließend signiert und besiegelt. Unter anderem erhält das Bistum an diesem Tag Forchheim, die in der späten Karolingerzeit wichtigste Königspfalz in Franken samt ihrem Pfalzumland. 14 Orte im Forchheimer Pfalzumland erscheinen dadurch schlagartig und feiern 2007 mit Fürth das tausendjährige Jubiläum. Alle diese Orte waren 1007 schon Königsgut und waren dies vermutlich schon weit vor 1007.[6]

Dies gilt auch für die Schenkung des Königs an die Domkanoniker, also an die dem neugegründeten Domkapitel von Bamberg angehörenden Kleriker, die zur Sicherung ihres Lebensunterhaltes das Königsgut in Fürth oder den *locum furti dictum erhalten*[7](Abb. 4 und 5).

Betrachten wir dazu erneut die Karte der Besitzausstattung Bambergs durch Heinrich II., so wird deutlich, dass Fürth zum Kernbereich des neuen Bistumsbesitzes gehörte. Es liegt geradezu in einer Scharnierstelle zwischen dem Kernbesitz im heutigen Ober-, Mittel- und Unterfranken und den großen ehemals königlichen und herzoglichen Besitzkomplexen in Bayern, Kärnten und am Oberrhein. Der Kernraum der Schenkungen betrifft das Gebiet zwischen Bamberg und Amberg, also den Raum, der um das Jahr 1000 noch an der Grenze zwischen dem Herzogtum Bayern und dem fränkischen Königsland lag. Das Königsgut Fürth lag zum Zeitpunkt der Schenkung noch innerhalb des bayerischen Herzogtums und zwar im Nordwesten von dessen Nordgau. Es war damit einer der Grenzorte zwischen dem Herzogtum und dem Landstrich, der als *Francia orientalis* im 10. und 11. Jahrhundert einen Bedeutungswandel hin zu einer stark vom Königtum abhängigen Provinz des gerade in dieser Zeit entstehenden Deutschen Königreiches macht.

Innerhalb Heinrichs neuer Herrschaftskonzeption kam diesem Raum eine Schlüs-



Abb. 4: Heinrich II. schenkt Fürth an das Domkapitel von Bamberg. Szene aus dem „Fürther Fenster“ im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg (1893). Foto entnommen aus: Josef Urban (Hg.), Das Bistum Bamberg um 1007.
Festgabe zum Millenium (Studien zur Bamberger Bistumsgeschichte 3), Bamberg 2006.



Abb. 5: Die erste sichere urkundliche Erwähnung von Fürth in der Schenkungsurkunde Heinrichs II. an das Domkapitel von Bamberg vom 1. November 1007, Staatsarchiv Bamberg.

selstellung zu: Mit Bamberg als Zentrum soll eine neue dauerhafte Machtbasis für das ständig von Aufständen der Herzöge und anderen Großen des Reiches bedrohte Königtum geschaffen werden: dazu musste er aber die Herzogsmacht entscheidend schwächen. Und Heinrich tat dies an der Stelle, an der er selbst am besten zugreifen konnte: In seinem eigenen Herzogtum Bayern. Dieses Land wollte der König, der selbst keine erbfähigen Kinder mehr erwartet nicht an die zur Macht strebenden Dynastenadeligen weiterreichen. Deshalb wurden die Expansionsmöglichkeiten des Herzogtums nach Norden und Nordwesten durch die Schenkungen an Bamberg radikal beschränkt. Gleichzeitig wurde der Bischof von Bamberg innerhalb des Herzogtums mit Königsgut und Herzogsgut so reich ausgestattet, dass der bayerische Herzog im Umgriff der alten Herzogsstadt Regensburg erst hundert Jahre später wieder langsam

Fuß fassen konnte.[8] Die politische Landkarte veränderte sich radikal: Durch die Schenkungen an Bamberg wurde mehr und mehr der Einfluß des bayerischen Herzogtums aus dem nordwestlichen Grenzraum zu Franken zurückgedrängt und durch Bamberger Positionen ersetzt. Auf diese Weise wurde Bayern in seinem Nordosten immer kleiner – eine Entwicklung, die in den weiteren 500 Jahren anhalten wird. Durch die Begüterung Bambergs wuchs Franken zu Ungunsten von Altbayern deutlich an. Fürth und sein Umland wurde dadurch erst langsam fränkisch.

Fürth im Jahr 1007

Helmut Richter hat jüngst in dem anlässlich des Bamberger Bistumsjubiläums erschienenen Buch „Das Bistum Bamberg um 1007“ die Frühgeschichte von Fürth in Bezug auf das Bistum Bamberg untersucht und dabei hat er auch auf einen 1704 entstandenen Kupferstich der verfallenen Martinskirche in den Flussauen der Rednitz bei Fürth hingewiesen.[9] Die Lithographie trägt die Überschrift: „Ruinen der von Kaiser Karl dem Großen erbauten St. Martins Kapell“. Diese Abbildung wurde in die vom Nürnberger Kupferstecher Johann Alexander Boener hergestellte Folge von Ansichten aus Fürth und den umliegenden Gartenhäusern und Landgemeinden aufgenommen (Abb. 6). Die verfallene Kapelle, die noch im 18. Jahrhundert in den Flussauen des Rednitzgrundes kurz vor dem Zusammenfluss mit der Pegnitz nachweisbar war, war dem heiligen Martin, dem Patron des Frankenreiches geweiht. Boener gibt im Begleittext zu seiner Prospektfolge folgende Begründung für dieses Patrozinium an:

Wann und zu welcher Zeit über der erste Anfang mit Erbauung dieses Hofmarckts gemacht worden, ist so eigentlich nicht anzuberaumen und mag, vermuthtlich noch zu Zeiten Kayser Carl des Gossen wenig grosses von Gebäuen in Fürth zu sehen gewesen seyn, weil sich derselbe ausserhalb Fürth auf den Wiesengründen der Regnitz und Pegnitz mit seiner Armee aufgehalten und absonderlich auf denen Wießmatten gegen Bremerstall zu bei den Zusammenschuß und Fluß der Regnitz und Pegnitz sein Nachtläger gehalten und weil er nebst des Heiligen Dionysii Reliquien auch St. Martini Chor-Kappe mit sich geführt, zum Angedencken letztgedachten Heiligen eine Capelle erbauet, welches wohl nicht geschehen seyn würde, wann Fürth damals zu

Abb. 6: Die Ruinen der Martinskapelle Fürth auf einem Kupferstich von J. A. Boenar aus dem Jahr1704.



bequemer Beherbergung eines solchen Monarchen geschickt und düchtig gewesen wäre.[10]

Helmut Richter hat zurecht darauf hingewiesen, dass die „direkte Zurückführung der Erbauung der Martinskirche auf Karl den Großen in einem Bildband des beginnenden 18. Jahrhunderts ... kein Beweis dafür [ist], dass es tatsächlich so gewesen ist.

Sie mag bestimmt sein von einem anderen Ort im Pegnitztal bei Fürth, der in der Sage mit Karl dem Großen in Verbindung gebracht wird, dem Kaiser-Karl-Berg".[11]

In der Fürther Lokalgeschichte war diese Deutung dennoch lange präsent und wurde oft mit dem Kanalpojekt Karls für eine Verbindung zwischen Main, Regnitz, Rednitz, Altmühl und Donau, dem „Fossa Carolina" in Verbindung gebracht und damit auf das in den Reichsannalen dafür genannte Jahr 793 datiert. Wie so oft wollte man in Karl dem Großen den großen Gründer sehen. Und Karl der Große hatte ja tatsächlich intensiv in den Raum des heutigen Franken und darüberhinaus eingegriffen: Im Rahmen der Nord- und Ostexpansion seines Herrschaftsgebietes, besonders in der Zeit der Eingliederung des agilolfingischen Stammesherzogtums Bayern (788) und der anschließenden Awarenkriege. Würzburg wurde von ihm mit der Mission in Sachsen beauftragt, er schlug 785/86 den Aufstand des Ostfranken Hadrad nieder, versuchte eine schiffbare Verbindung zwischen Donau und Main herzustellen, befahl die Errichtung von Slawenkirchen, siedelte sächsische Gefangene in Franken an und hält sich in der Pfalz Salz im fränkischen Saaletal zu diplomatischen Begegnungen von europaweiter Bedeutung auf. Im Rahmen dieser Gesamtsituation kann auch der Aufstieg des nördlich von Fürth gelegenen Forchheim vom Grenzhandelsplatz am Rande des Karolingerreiches zur bedeutenden Königspfalz gesehen werden.[12]

Der König des Ostfrankenreichs hatte keine feste Residenz, er herrschte ohne flächendeckende Verwaltung über Personenverbände und musste immer mit den regionalen Machtträgern in Verbindung bleiben, um erfolgreich zu herrschen. Dazu reiste der König umher, von Pfalz zu Pfalz und traf sich hier mit den lokalen Großen. Diese Reisen hielten das Reich zusammen, die Reisewege und die oft besuchten Orte zeigen uns die Schwerpunkte der königlichen Macht. Orte, in denen Königgut nachgewiesen werden kann, gehören also grundsätzlich zu den zentralen und dem Reich als Ganzen dienenden System des königlichen Machterhalts.

Fürth war – das bezeugt die Urkunde von 1007 ganz klar – vor 1007 bereits Königsgut, wobei die Zugehörigkeit zu einem besonderen Verwaltungsbezirk – etwa zum Wirtschaftsgut der bedeutenden Königspfalz Forchheim – nicht bekannt ist. Immerhin wissen wir im Fall von Forchheim, das 805 als Handelsplatz im Vorfeld der östlichen Reichsgrenze belegt ist, dass vor allem in der Zeit König Ludwigs des Deutschen und Kaiser Arnulfs, also in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, hier eine der bedeutendsten Kaiserpfalzen im Raum des heutigen Franken lag.[13] Ein kurzer Blick auf die wichtigsten politischen Entscheidungen in dieser Kaiserpfalz kann uns zeigen, dass zu ihrer Versorgung ein ziemlich weites Ausgreifen in das umliegende Königsgut nötig war.[14] Forchheim spielte bereits 805 eine wichtige Rolle in der karolingischen Grenz- und Raumpolitik nach Osten. Diese Rolle wird vor allem in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts immer deutlicher. Forchheim wurde in dieser Zeit mehr und mehr zu einer der wichtigsten Königspfalzen Süden des Reiches, in der zahlreiche politische Entscheidungen, die den slawischen Nachbarraum betreffen, getroffen wurden. Ein erster Hoftag König Ludwigs des Deutschen und damit ein Hinweis auf eine Pfalz ist erst 849 nachweisbar, dann wieder im Februar 858, als hier Vorbereitungen für einen Feldzuges gegen die slawischen Stämme der Mährer, Abodriten, Linonen und Sorben getroffen wurden. Bis 872 nahm Forchheims Bedeutung offenbar noch deutlich zu, im März hielt Ludwig der Deutsche hier eine Reichsversammlung ab, bei der der lange Streit zwischen den Söhnen des Königs, Karlmann, Karl, und Ludwig (der Jüngere) um

die Aufteilung der Herrschaftsgebiete endgültig beigelegt wurde. Die dadurch beschlossene Reichsteilung hatte europäische Bedeutung, da sie das ganze Ostfrankenreich betraf. Zwei Jahre später war Forchheim Ort eines Friedensschlusses des Königs mit dem östlichen Nachbarn, dem Mährerherzog Swatopluk. In Forchheim wurde damit erneut die östliche Außenpolitik des Ostfrankenreiches gestaltet. Für den Nachfolger, Ludwig III. (der Jüngere), ist 878 belegt, dass er in der Pfalz Forchheim das Weihnachtsfest verbrachte. Dies zeigt die inzwischen hohe repräsentative Bedeutung der Pfalz in der späten Karolingerzeit. Besonders unter König Arnulf von Kärnten verschoben sich die politischen Schwerpunkte des Ostfrankenreiches nach Süden, Forchheim wurde neben seiner „Hauptstadt" Regensburg die wichtigste Königspfalz im heutigen Franken. Die hier getroffenen Entscheidungen gingen weit über die Region hinaus. Nach Arnulfs Tod im Dezember 899 versammelten sich im folgenden Februar die Großen des Ostfrankenreiches in Forchheim und wählten seinen spätgeborenen, aber legitimen Sohn, Ludwig das Kind, zum König. Auch die Zeremonie der Königskrönung fand in Forchheim statt. Der kindliche König ist bis zu seinem Tod 911 fünfmal in Forchheim nachweisbar. Nach Ludwigs frühem Tod wird auch sein Nachfolger, der Konradiner und Frankenherzog Konrad I., in Forchheim von den Großen des Ostfrankenreiches zum König gewählt. Damit endet aber bereits die große Zeit der Pfalz Forchheim, deren Bestandteile und Umland zum Teil ab 976, dann aber vor allem 1007 von Heinrich II. „demontiert" werden und dem neuen Bistum eingegliedert werden. Vor allem in der Phase von 850 bis 900 dürfen wir einen engen Zusammenhang zwischen Fürth und Forchheim annehmen.

Auch wenn wir, angesichts der genauen Planung der Schenkungen von Königsgut im fränkischen Raum an das Bistum Bamberg, von Besitzaufzeichnungen, oder sogenannten Königsurbaren, für die geschenkten Besitzkomplexe ausgehen dürfen – erhalten haben sich davon bis heute keine. Es gibt davon ohnehin im gesamten ehemaligen Karolingerreich nur sehr sehr wenige, meist lokale Beispiele, die überliefert wurden.

Funktionen des Königsguts Fürth

Helmut Richter interpretiert die Fürther Martinskirche als „zentral liegende, in einen weiten Sprengel wirkende Pfarrkirche, die seit der fränkischen Landnahme auf Königsgut gelegen war (...), von der sich im Laufe des Mittelalters St. Michael in Fürth und St. Johannis in Burgfarrnbach als eigene Pfarreien (...) losgelöst haben"[15]. Das Königsgut war dank seiner Martinskirche kirchlicher Mittelpunkt für das umliegende Land und wohl auch logistisches und ökonomisches Zentrum eines Königsgutsbezirkes. Welche landwirtschaftlichen, handwerklichen und anderen Wirtschaftsformen damit verbunden waren, können wir zunächst nur aus der Theorie von Karls des Großen Anweisungen für die Bewirtschaftung von Königsgut entnehmen, die im „Capitulare de villis" am Ende des 8. Jahrhunderts beschrieben wurden.[16]

Aber der Inhalt der Schenkungsurkunde an das Bamberger Domkapitel zeigt uns, was um das Jahr 1000 zu diesem Königsgut gehörte: Den Besitz im Ort Furti genannt (...) im Gau Nordgaue in der Grafschaft Berengars (...) Zusammen mit all seinen Zubehörungen (...), nämlich Fronhofbezirke, Kirchen, Leibeigene und Mägde, Hofstellen, kultiviertes und brachliegendes Land, Wege, Auswege, Aus- und Eingänge, Wälder, Forsten, Weiden, Jagdgebiete, Gewässer, Fischereien, Mühlen, bewegliche und unbewegliche Dinge.[17]

Wozu diente diese vielfältige wirtschaftliche und landwirtschaftiche Struktur?

Der Aufenthalt eines Königs und seines Gefolges in einer Pfalz, wie etwa der von Forchheim, bedeutete für den Verwalter der Pfalz ein enormes logistisches Problem. Ein Bericht des sog. Annalista Saxo zeigt uns,

was der königliche Hofstaat im 10. Jahrhundert pro Tag benötigte: 1000 Schweine und Schafe, 10 Fuder Wein, 10 Fuder Bier, 1000 Malter Getreide, 8 Rinder, Hühner, Spanferkel, Fische, Eier, Gemüse und vieles mehr.[18] Auch wenn diese Angaben vielleicht übertrieben sind, so zeigen uns Schätzungen, dass doch zwischen 300 und 1000 Personen bei einer Zusammenkunft oder einem Hoftag versorgt werden mussten. Dies bedeutete, dass zu einer Pfalz immer auch eine große Grundherrschaft gehören musste, die sowohl die Vielfalt wie die Menge der Bedürfnisse zu decken in der Lage war. Die Karte zeigt die Ausdehnung des Pfalzumlandes und der Grundherrschaft der Pfalz Forchheim, wie sie sich aus dem Bild der Schenkungen an das 1007 gegründete Bistum Bamberg ergeben.

Der Wildbann erstreckt sich in einem weiten Kreis rund um Forchheim. Er umschließt das große frühmittelalterliche Jagdgebiet der Pfalz, innerhalb dessen noch große geschlossene Waldgebiete lagen. Vorwiegend in den Tälern und Flussebenen treffen wir auf Siedlungen. Diese gehörten ebenfalls zum von der Pfalz aus verwalteten Königsgut, gehen im Norden und im Osten aber auch über die Grenzen des Wildbanns hinaus. Dass innerhalb des Wildbannbezirks im Verlauf des frühen und hohen Mittelalters noch neue Siedlungen durch Rodung von Wald entstanden, zeigen uns die Orte mit Rodungsnamen wie Reuth bei Forchheim. Zu allen Orten gehörte landwirtschaftlich nutzbares Land. In den Pertinenzformeln von Schenkungsurkunden wird feinsäuberlich erwähnt, was zum jeweiligen Ort gehörte. Dadurch erfahren wir von der Vielfalt der landwirtschaftlichen Produktion, aber auch von Spezialisierungen an bestimmten Orten, was bei Fürth in der Urkunde von 1007 allerdings nicht besonders ausgeprägt erscheint.

Zwischen der Theorie und den Rechtsanweisungen Karls des Großen über die Verwaltung des Königsgutes und der ersten Erwähnung von Fürth vor tausend Jahren liegen selbst über 200 Jahre, innerhalb derer sich viel verändern konnte. Über die innere Struktur und über die genaue Verwaltung von Königsgut, Königshöfen und Königspfalzen ist in schriftlichen Quellen zwischen der Karolingerzeit und dem 11. Jahrhundert allerdings quellenmäßig auch reichsweit nur extrem Fragmentarisches überliefert.

Der Siedlungsgeograph Hans Jürgen Nitz hat an mehreren Beispielen von Königsgutbezirken im ganzen Reich gewisse Typologien herausgearbeitet, die uns zeigen können, wonach man bei der Analyse des Fürther Königsgutbezirkes zu suchen hätte.[19] Zentrum eines Königsgutbezirks war demnach als Zentrale eine karolingische Pfalz oder großangelegte Burganlage mit zugehörigen, auf Königsgut liegenden *Curtes*, Mühlensiedlungen, aus Ortsnamen erschlossene besonders der Jagd oder der Pferdezucht dienende Orte und große Waldgebiete in der Umgebung. In der Nähe von Fürth und Forchheim bringt Nitz folgende Ortsnamen mit auf Königsgut bestehender Spezialisierung auf die Pferdezucht, die ja für die Stellung von Wechselpferden durchaus wichtig war, in Verbindung: Rüssenbach bei Forchheim, Roßendorf bei Langenzenn, Unter- und Oberroßenbach beim Königsgut Riedfeld bei Neustadt an der Aisch und schließlich Roßtal bei Fürth, wo eine königliche Burg bezeugt ist.[20]

Hier stellt sich nun die Frage, wie das Königsgut Fürth verwaltet wurde. Da uns direkte Quellen für unseren Raum um Fürth fehlen, muss zur Beantwortung dieser Frage auf Vergleichsbeispiele ausgewichen werden. Das einzig Sichere dabei ist das, bis in das 13. Jahrhundert bestehende, sogenannte Villikationssystem.[21] Dies war eine Verwaltungsform von weitverstreutem und nicht geschlossenem Grundbesitz, bei dem im Zentrum eines Besitzkomplexes ein herrschaftlicher Gutshof, die *Villa*, stand. Innerhalb einer Villikation gehörten viele davon abhängige bäuerliche und andere Hofstellen zum Villikationsverband, innerhalb dessen es Spezialisierung und Warenaustausch gab. Das Prinzip war die Versorgung aller Angehörigen des Villikationsverbandes mit allem Notwendigen und die Abgabe von allen vielseitigen Produkten an die Zentrale

und damit weiter an den Haupthof der Grundherrschaft, oder an den jeweiligen Königshof, wie Fürth vermutlich einer war. Von hier aus wurden dann auch die Hoftage an den großen Königspfalzen beliefert, wie etwa Forchheim.

Da sich innerhalb einer Grundherrschaft oft mehrere *Villikationen* in verschiedenen – zum Teil weit auseinanderliegenden – Naturlandschaften befanden, konnten die daraus resultierenden unterschiedlichen landwirtschaftlichen und handwerklichen Produkte unter den *Villikationen* und auch innerhalb der *Villikationen* ausgetauscht werden. Die *Villa* war also der Vorläufer der späteren Marktorte des hohen und späten Mittelalters. In einer Zeit, in der der Geldverkehr noch recht gering war, profitierten von einem solchen Tauschsystem natürlich alle. Über die *Villa* wurde alles ausgetauscht. Hier gab es auch die Spezialisten für Tuchherstellung, eine Schmiede, Schuhmacher, vielleicht auch Schneider, Kistler und so weiter. Was ein Bauer innerhalb des zum Königsgut Fürth gehörenden Villikationsverbandes nicht selbst herstellen konnte, das konnte er sich über das System der Villikation beschaffen.

Ein solches System von Zentrale und zugehörigen Orten können wir in einer der anderen Urkunden des 1. November 1007 an Bamberg erkennen: Als Heinrich den Ort Forchheim an Bamberg schenkt, schenkt er auch 14 direkt zu Forchheim gehörende Orte in dessen näherem und weiteren Umland. Auch diese Orte liegen in völlig unterschiedlichen landschaftlichen Verhältnissen und zeigen so die Möglichkeiten zu Spezialisierung innerhalb eines grundherrschaftlichen Systems.

Dass aus den Zentren von Königsgut innerhalb des langen Zeitraums von der Karolingerzeit bis in das 11. Jahrhundert auch frühurbane Zentren hervorgehen konnten, dafür ist Fürth das beste Beispiel: Wohl noch 1007 dürfte das Bamberger Domkapitel in Fürth das Marktrecht erhalten haben.[22] Der Flussübergang über die Rednitz an einer der wichtigsten Fernverbindungen des frühen Mittelalters von Regensburg nach Frankfurt war dafür natürlich ohnehin prädestiniert. Für das Bamberger Domkapitel war Fürth somit bei der Bistumsgründung der Ort, an dem man vom Handel und Warenaustausch profitieren konnte. Grundsätzlich war damit also eigentlich alles für die Entstehung einer hochmittelalterlichen Stadt gegeben. Dass dies nicht eintraf, lag an der Entwicklung unter Kaiser Heinrich III.

Fürth nach 1007

1039 wurde mit Heinrich III. der zweite Salier zum deutschen König erhoben. Er setzte 1045 in Bamberg seinen Kanzler Suitger, den späteren Papst Clemens II., als Bischof ein und hielt dort häufiger Hof als in irgendeinem anderen fränkischen Ort.[23] Für Bamberg war das ziemlich teuer. Da die alte Königsprovinz Franken nun aber stark von geistlichen Herren beherrscht war, lag Heinrich auch daran, ein neues, rein dem Königtum unterworfenes Zentrum zu schaffen. Heinrich III. baute in unmittelbarer Nachbarschaft des bambergischen Fürth in Nürnberg einen neuen Reichsgutkomplex auf. 1050 hält er in der gleichzeitig erstmals erwähnten Reichsburg einen Hoftag ab und übertrug hierhin auch das bisher zu Fürth gehörige Marktrecht.[24] Wilhelm Störmer charakterisiert die Situation so: „Bedenkt man die Tatsache, dass Heinrich III. gerade einen Bamberger Bischof als Papst vorschlug und dieser Papst Clemens II. in seiner ersten Amtshandlung Heinrich III. zum Kaiser und dessen Gemahlin Agnes zur Kaiserin krönte, dann wirkt die Schaffung des Reichsgutszentrums Nürnberg im Süden der Bamberger Diözese gegenüber dem Nachfolger Swidgers (Papst Clemens II.) irritierend“.[25] Dennoch ist keine Kritik an den Handlungen des Kaisers aus dem ostfränki-

schen Raum bekannt. Für Fürth und damit für Bamberg war der Entzug des Marktrechtes unter Heinrich III. eine Schwächung der Position im Süden des Bistumsgebietes. Unter Heinrich III., der gegenüber den Bischöfen eine sehr starke Position eingenommen hatte, gab es offenbar keine Möglichkeit dies wieder rückgängig zu machen, obwohl es reichsrechtlich nicht haltbar war. Erst nach seinem Tod kann Bamberg das Markt-, Münz- und Zollrecht von seinem Nachfolger Heinrich IV. 1062 wieder zurückerhalten.[26] Damit wären alle Voraussetzungen für eine Entwicklung zu einer bedeutenden hochmittelalterlichen Stadtentwicklung gegeben gewesen, wäre da nicht schon das benachbarte Nürnberg gewesen. Fürth entwickelte sich stattdessen zu einem Amtsort des Hochstifts Bamberg, in dem sich auch noch Rechte der Burggrafen von Nürnberg und der aufstrebenden Nürnberger Bürger entwickelten. Die komplizierte Herrschaftsgeschichte des Kleeblatts Fürth ist aber das Thema des Beitrags von Wolfgang Wüst in diesem Band.

Anmerkungen

1 Zur Biographie Heinrichs II: Stefan Weinfurter, Heinrich II. (1002-1024). Herrscher am Ende der Zeiten, 3. Aufl. Regensburg 2002; zur Schweinfurter Fehde: Rudolf Endres, Die Schweinfurter Fehde und ihre Folgen, in: Erich Schneider/Bernd Schneidmüller (Hg.), Vor 1000 Jahren – Die Schweinfurter Fehde und die Landschaft am Obermain 1003 (Schweinfurter Museumsschriften 118), Schweinfurt 2004, S. 117-132; zur Gründung Bambergs: Bernd Schneidmüller, 1007 – Das Bistum Bamberg entsteht, in: 1000 Jahre Bistum Bamberg 1007-2007. Unterm Sternenmantel, hg. v. Luitgar Göller, Petersberg 2007, S. 13-24; zur Schwächung des Herzogtum Bayern: Wilhelm Störmer, Bayern und der bayerische Herzog im 11. Jahrhundert. Fragen der Herzogsgewalt und der königlichen Interessenpolitik, in: Stefan Weinfurter (Hg.), Die Salier und das Reich, Band 1: Salier, Adel und Reichsverfassung, Sigmaringen 1991, S. 503-547.

2 Einen ausführlichen Überblick über die Politik Heinrichs II. in Franken bietet: Wilhelm Störmer, Franken im Ottonischen und Salischen Reich, in: Max Spindler/Andreas Kraus (Hg.), Handbuch der Bayerischen Geschichte III/1: Geschichte Frankens bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, 3. Auflage München 1997, S. 153-158.

3 Ebd., S. 153.

4 Ebd., S. 158.

5 Wilhelm Störmer, Strukturelemente Frankens von der Ottonen- bis zum Ende der Stauferzeit. in: Max Spindler/Andreas Kraus (Hg.), Handbuch der Bayerischen Geschichte III/1: Geschichte Frankens bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, 3. Auflage München 1997, S. 258.

6 Andreas Otto Weber, Forchheim von Karl dem Großen bis zur Gründung des Bistums Bamberg, in: Frankenland: Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege, 59. Jahrgang (2007), Heft 3, S. 160-168; Georg Knörlein, Die Güterschenkungen Heinrichs II. im Forchheimer Umland 1007 und der Einfluss des Hochstifts in den Stiftungsorten bis zum Ende des Mittelalters, in: Josef Urban (Hg.), Das Bistum Bamberg um 1007. Festgabe zum Millenium (Studien zur Bamberger Bistumsgeschichte 3), Bamberg 2006, S. 144-184.

7 Helmut Richter, Bamberg und Fürth 1007, in: Josef Urban (Hg.), Das Bistum Bamberg um 1007. Festgabe zum Millenium (Studien zur Bamberger Bistumsgeschichte 3), Bamberg 2006, S. 187-191.

8 Vgl. Störmer, Bayern und der bayerische Herzog im 11. Jahrhundert, wie Anm. 1, besonders S. 518-529.

9 Richter, wie Anm. 7, S. 187f.

10 Zitiert nach Ebd., S. 187.

11 Ebd., S. 187.

12 Vgl. Weber, Forchheim, wie Anm. 6. Vgl. auch: Richard Ninness, Die Pfalz Forchheim als Vorort königlicher Macht im früheren Mittelalter, in: Hermann Ammon (Hg.), Forchheim in Geschichte und Gegenwart. Beiträge aus Anlass der 1200-Jahr-Feier, Bamberg 2004, S. 46-55.

13 Ninness, Pfalz Forchheim, wie Anm. 12, S. 46.

14 Vgl. Andreas Otto Weber, Inszenierung zum Grenzort Forchheim, in: Edel und Frei. Franken im Mittelalter. Katalog zur Landesausstellung 2004, hg. v. Wolfgang Jahn, Jutta Schumann und Evamaria Brochoff (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 47/04), Augsburg 2004, S. 148-152.

15 Richter, wie Anm. 7, S. 187.

16 Vgl. die Edition bei: Günther Franz, Quellen zur Geschichte des deutschen Bauernstandes im Mittelalter (Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Band 31), Darmstadt 1967, S. 38-59.

17 MGH DD Heinrich II. Nr. 152.

18 Klaus Nass, Die Reichschronik des Annalista Saxo (MGH Scriptores 37), München 2006.

19 Hans-Jürgen Nitz, Siedlungsstrukturen der königlichen und adeligen Grundherrschaft der Karolingerzeit – ein Beitrag der historisch-genetischen Siedlungsgeographie, in: Werner Rösener (Hg.), Strukturen der Grundherrschaft in frühen Mittelalter (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 92), Göttingen 1989, S. 411-482.

20 Nitz, Siedlungsstrukturen, wie Anm. 19, S. 431.

21 Werner Rösener, Agrarwirtschaft, Agrarverfassung und ländliche Gesellschaft im Mittelalter (Enzyklöpädie Deutscher Geschichte 13), München1992, S. 10-13.

22 Helmut Richter, Art. „Fürth“, in: Handbuch der Historischen Stätten: Bayern II: Franken, hg. von Hans Michael Körner und Alois Schmid, Stuttgart 2006, S. 158.

23 Störmer, Franken im Ottonischen und Salischen Reich, wie Anm. 2, S. 160.

24 Ebd., S. 161.

25 Ebd., S. 162.

26 Richter, wie Anm. 22.

Wolfgang Wüst

„Kleeblatt Fürth". Konsensfindung und Herrschaftsteilung als Herausforderung für die gesellschaftliche Entwicklung vor 1800

Die Geschichte Fürths ist für das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit in mehrfacher Sicht interessant. In Fürth können zum einen seit der Mitte des 15. Jahrhunderts christlich-jüdische Koexistenzformen exemplarisch studiert werden. Sie bildeten eine kultur-, sozial- und wirtschaftshistorische Klammer über die „Grenzen" der durch sogenannte Sabbatschnüre künstlich getrennten Lebens- und Wohnbereiche hinweg. Dennoch war auch die jüdische Glaubensgemeinschaft von einer nachhaltig wirkenden geteilten Ortsherrschaft betroffen. Und noch in bayerischer Zeit sprach man gelegentlich von dem *gemischten Gubernium*[1] zu Fürth. Es gab trotz eines ausgeprägten Gemeindelebens und eines im Jahr 1719 für die ganze Glaubensgemeinschaft erlassenen Judenreglements Ansbacher und Bamberger Juden mit unterschiedlichem Rechtsstatus und verschiedener administrativer Zuordnung. Während beispielsweise die markgräflichen Schutzjuden der Landjudenschaft ihres hohenzollerischen Unterlandes zugeordnet blieben, bildete die Fürther Kommunität der Bamberger Dompropstei eine eigene Korporation.[2] Die christlichen Schutzherren verfolgten vor allem in Fragen des Zuzugs und der Besteuerung unterschiedliche Interessen. Trotzdem führten eine alltäglich immer wieder aufs Neue zu praktizierende Koexistenz und die schnell wachsende **jüdische Ortsbevölkerung**[3] – 1716 zählte man bis zu 400 jüdische Haushalte; 1792 lebten im Markt bereits 2600 Einzelpersonen in mindestens 500 Steuerhaushalten – zu überregionaler Bedeutung. Kaum an einem anderen Ort Süddeutschlands wurden nur annähernd ähnliche Dimensionen erreicht. Im nicht unbedeutenden mittelschwäbischen Judenort Ichenhausen konzentrierte sich zum Vergleich Mitte des 18. Jahrhunderts das Gemeindeleben auf 40 Wohnhäuser, die sich mit Ausnahme des Zentrums über den ganzen Ort verteilten.[4] Für Fürths große Bedeutung sprachen ferner ein korporativ geregeltes Gemeindeleben, eine seit dem 17. Jahrhundert weithin bekannte Talmudschule, bedeutende hebräische Druckereien, eine intakte Infrastruktur mit einer 1617 geweihten Synagoge, dem Friedhof, einem ziemlich unabhängigen Rabbinatsgericht,[5] jüdischem Kranken- und Waisenhaus und vielem mehr. Die Forschung sprach deshalb für Fürth zurecht von einem fränkisch-bayerischen „Jerusalem"[6].

Neben den Aspekten jüdischer Geschichte, die wir hier nicht weiter vertiefen können, ist aber auch der christlich regionale **Herrschaftstypus** vor Ort selbst von Interesse. Im lokalen Marktgeschehen spiegelte sich die für Franken trotz absolutistischer Reformen insgesamt bis zur Säkularisation kennzeichnende Vielherrigkeit *en minature* wider. Die Dompröpste von Bamberg – damit waren gleichzeitig auch immer bischöfliche Rechte angesprochen –, die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und reichsstädtische Räte aus Nürnberg teilten sich die Ortsherrschaft. Die Gemeinde stand unter der Aufsicht einer Dreierherrschaft, die seitens der Bamberger Dompropstei zunächst mit Vögten – an ihre Stelle traten bald die Amtmänner der Dompropstei – und seitens der Hohenzollern mit Geleitmännern personell präsent war. Mit ihnen agierten unterschiedliche Amtspersonen aus den angrenzenden Sprengeln. Sie kamen für Bamberg aus Herzogenaurach, für die

Hohenzollern von der Cadolzburg und für Nürnberg aus den zahlreichen reichsstädtischen Landämtern, insbesondere aber aus dem Landalmosenamt.[7] Da die vier Oberalmosenpfleger, denen alle regionalen Pfleger unterstanden, aber vom Inneren Rat ernannt und kontrolliert wurden, bekam man auch in Fürth Nürnbergs Einfluss direkt zu spüren. Marktvorsteher, „Schutzführer" und Bürgermeister sorgten ferner innerhalb der Fürther Gemeinde für Transparenz. Sie tagten im Amtshaus der Dompropstei, in Wirtshäusern oder in der Wohnung des jeweiligen Rechnungsführers. Sie wurden von den Bürgern jährlich gewählt, doch stand ihre Wahl unter der formalen Aufsicht der Dompropstei.[8] In ihren politischen Entscheidungen waren sie mehr der Dreierherrschaft als der Gemeinde verantwortlich. Und den Gemeindevorsitz führte der jeweilige Vertreter Bambergs. So spiegelte auch die Gemeindeversammlung den Herrschaftsproporz wider. 1718 bestand sie aus drei Bamberger, zwei markgräflich-ansbachischen und drei Nürnberger Delegierten.[9] Bis zum Ende des Alten Reiches wuchs die Versammlung auf sechs Bamberger, sechs Nürnberger und vier markgräfliche Vertreter an.[10] Das Nürnberger Landalmosenamt, das in der Frage um die Orts- und Landeshoheit gegenüber Bamberg und Ansbach insgesamt zurücktreten musste, hatte somit in der Gemeinde eine starke Stellung. **Ratskonsulenten, Notare** und **Unterhändler** vermittelten darüber hinaus fallweise von Herrschaft zu Herrschaft, vom Gericht zur Herrschaft und von der Herrschaft zur Gemeinde. 1582 sind wir in Fürth über Amtshandlungen und Vermittlungsgespräche seitens eines Nürnberger Notars gut unterrichtet. Sebaldt Roth handelte im Auftrag des Reichskammergerichts. Es war „der erst tag des monats octobris vmb mittags zeitt oder nahendt dabey zu Furt, Bamberger bistumbs, in Wilhelm Schaffer ambtmanns behausung vnnd gewönlichen kleinen stuben. Jnn mein hieunten geschriben notarien vnnd hernach geschriebene glaubhafftiger gezeugten gegenwerttigkeit ist personlich erschienen der erbar Sigmundt Kawitz von Bamberg, aus beuelch des hochwirtigen fursten vnnd herrn herrn Georgen bischof zu Bamberg, meines gnedigen herrn, vnnd hette in seinen henden ein pappirene zettell einer protestation [...]. Vnnd wann ich Sebaldt Roth von Nurmberg, Bamberger bistumbs, von bebstlicher gewalt ein offener notarius beÿ obgeschriebener protestation vnnd bezeugung [...] mit meiner aigen handt geschrieben vnd vnterschriben vnd jnn diese offene form bracht."[11]

Kooperation war also angesagt. Und in keinem Feld musste das gegenseitige Vertrauen so groß sein wie bei der gemeinsamen Verwaltung der Fürther Gemeindegelder. 1741 regelten die Herrschaften das Verfahren sicher nicht zum ersten Mal. Die **Gemeindesteuern** wurden danach von den amtierenden Bürgermeistern – sie waren herrschaftlich geschieden – eingesammelt. Im Konsens verfügte man, dass „die anlaagsgelder gewöhnlicher maßen von beÿden burgermeistern als dem älteren und jüngeren ein cassiert und so dann die cassa beÿ dem ambt niedergesezet und dieße gelder [...] daselbst deponiert würden."[12] Die Steuerkasse verwahrte man also im Amt der Dompropstei. Doch wie konnte der vielköpfige Zahlverkehr ohne Risiko organisiert werden? „Die zweÿ burgermeister ein jeder seinen schlüßel darzu habe. Einer ohne dem andern nicht dazu könne und komme. Jedesmahl dieselbe mit vorwießen und zuziehung des ammts in gegenwarth beÿden burgermeister eröffnet, und das benöthigte daraus genommen. Dieses aber zu nicht anders als zum besten der gemeinde, derselben aufnahm und nothwendigkeit, nicht aber zur bestreitung deren [...] zwischen beÿden theillen entstandenen und zu Wien [vor dem Reichshofrat] angebrachten oder sonst einigen processen verwendet werden sollen."[13] Der Ausschluss einer einseitigen Prozessfinanzierung durch Gemeindegelder wurde auch an anderer Stelle wiederholt. Die Ansbacher Regierung forderte erneut 1741 alle ihre in Fürth tätigen Amtmänner auf, zu verhindern, „dass von den gemeinde-geldern

nur ein halber oder [ein] pfenning [Bürgermeister] Ruppertscher seithes oder, wo sich auch sonsten deßen jemand wider rechtlichen dingen unterfangen sollte, zu dißem process verwendet werde."[14]

Das skizzierte, in hohem Maße vom Herrschaftskonsens abhängige Marktgeschehen wirft natürlich Fragen auf. Wie konnte in Fürth angesichts unterschiedlichster regionaler Interessen überhaupt konstruktive Herrschaft entstehen? Wie konnten Einzelinteressen formuliert und rechtlich gesichert werden? Welche Rolle spielte die Gesetzgebungshoheit? Im Zeitalter gedruckter Bamberger und Ansbacher Fürstenerklärungen, zahlloser Ratsdekrete und -verlässe[15] – Nürnberg war vor allem an Fragen zur Kirchenhoheit und zu einzelnen Gerichtsrechten interessiert – und einer allumfassenden Policey war das Recht, Mandate zu drucken, sie auszuhängen und sie zu verkünden, nicht nur ein willkommenes frühmodernes Medienspektakel. Der Vorgang hatte zweifelsohne herrschaftssichernde Bedeutung.

Wer durfte also, wann und wo, welche Verlautbarungen anbringen? Die Fürther Herrschaftsprotokolle beschäftigten sich auch mit diesem Problem. 1565 gab beispielsweise die Bamberger Dompropstei zu Bedenken: „Nachdeme auch unter den Bambergischen, hieuor vberschickten beschwerungen im 41. articul [des Forchheimer Rezesses] vermeldet, daz erst in neuligkeit ein mandat gottslestern vnnd kirchenordnung halb[er] von Onoltzbach auß dem pfarrher zu Furtt zugeschickt, vnnd begert worden, daßelb von der cantzel zuuerkunden, vnnd dan das der glaitsman daßelbig ferrer an daz kirchthor anschlagen soll, welches von alters nit herkommen [sei]. Darauff sagen die brandenburgischen rethe mit der kurtz, das diese angezogene beschwerung der dauor im 40. articul gesetzten vnnd in jungsten Vorcheimischen abschiede verleibten beschwerung, die hohe obrigkeit zu Furtt betreffend, so auch durch den herrn vnterhendler gestelt, allerding anhengig seÿ [...]." Beide Seiten stellten ihre Mandatshoheit, die wörtlich in keinem Prozess angesprochen wurde, in den Kontext ungelöster Landeshoheitsfragen. So war eine ablehnende Antwort aus Bamberg vorhersehbar. Die Kapitelskanzlei äußerte sich entsprechend: „er der herr dombprobst zu Furtt, erb- vnnd aigenthumbsherr daßelb, auch der dombprobstej [sei] mit aller gerechtigkeit zustendig. Alda er der herr dombprobst maß vnnd ordnung zu geben, gebott vnd verbott zu thun, deßen auch in poßeßion, darumb er der herr dombprobst Brandenburg nit gestatten, alda mandat antzuschlagen. Wollte diesen punct also dabej beruhen laßen."[16] Ungeklärte Probleme schien man also zu vertagen. Konnte nur so der Alltag in einem herrschaftlich gemischten Marktort funktionieren? Welche Entscheidungen ließ das Fürther Konsensmodell – Rechtsquellen sprachen nach langen Prozessen wiederholt von gütlicher Einigung – überhaupt zu? Auch die Fürther Kammerprozesse gründeten auf ungezählten Kompromissen, die man als Schiedssprüche und Vergleiche zur Urteilsfindung heranzog. Und schließlich fragen wir, welche grundsätzlichen Auswirkungen Gerichtsverfahren für Fürths Entwicklung hatten?

Die für das herrschaftliche Gleichgewicht in Fürth kennzeichnend lang geführten Prozesse erklären sich – so zunächst die **These** – eher aus den Unterbrechungen im Zuge zwischenzeitlicher Friedensstiftung vor dem Reichskammergericht als aus der Ineffizienz der obersten Reichsgerichte vor 1800. So dauerte ein zwischen **Bischof Weigand von Redwitz** (reg. 1523-1556) und **Markgraf Georg Friedrich von Ansbach-Kulmbach-Bayreuth** (reg. 1543-1603) um Fürther Gerichts- und Obrigkeitsrechte geführter Kammerprozess zwar formal von **1548** bis **1795** beziehungsweise **1806**, doch fanden beispielsweise von 1603 bis 1746 gar keine Prozessaktivitäten statt.[17] Am Einigungswillen fehlte es nämlich keineswegs. So finden sich auch in den Gerichtsakten immer wieder **friedensstiftende Symbole** und Signalwörter wie das fractae pacis. So wurde etwa in friedensbrechender Causa verhandelt:

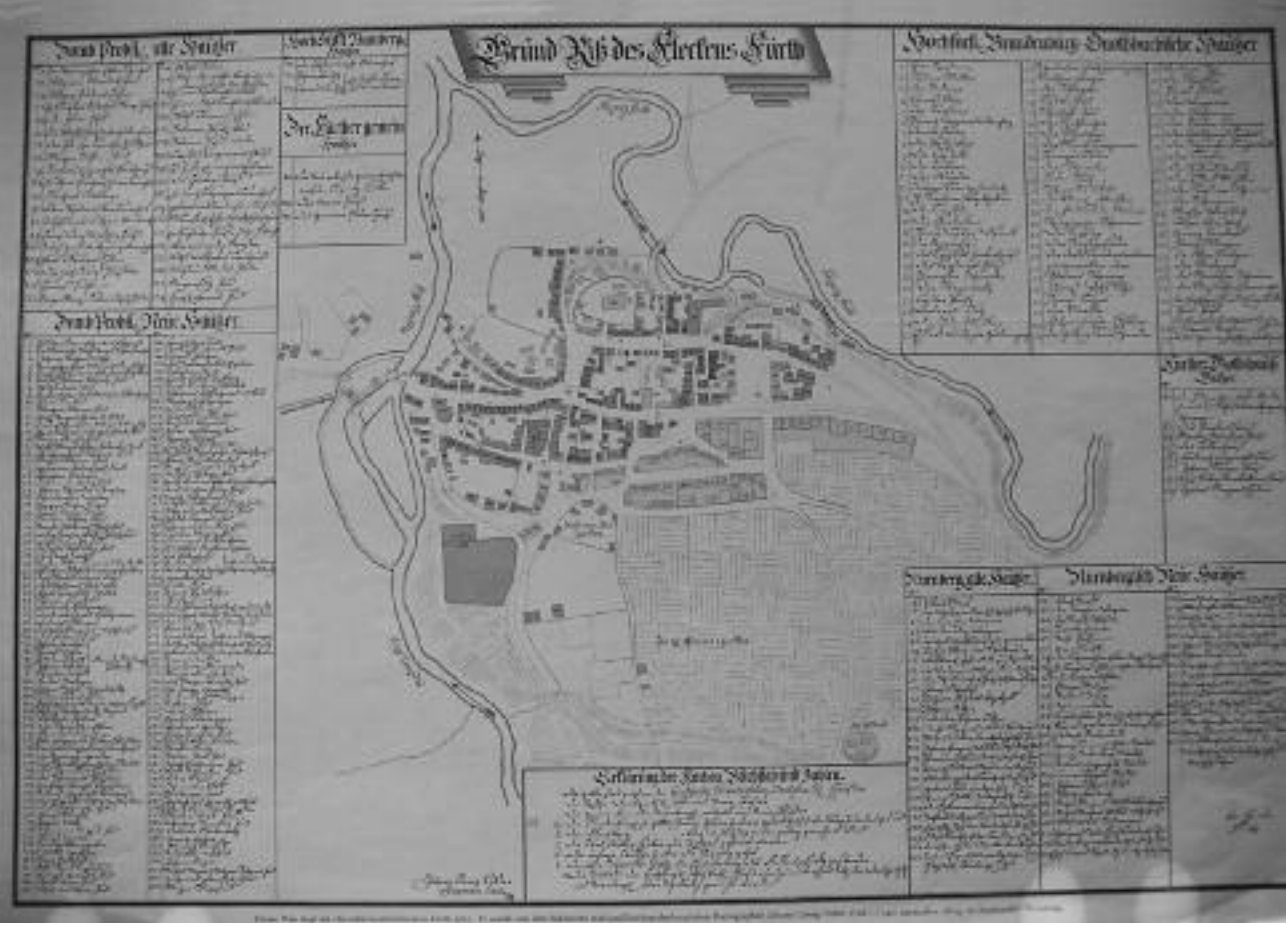


Abb. 1: „Grund-Riß des Fleckens Fürth“ nach dem markgräflich brandenburgischen Kartographen Johann Georg Vetter (1681-1745), 1717. Institut für Geschichte, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Kartensammlung (auch für Abb. 2).

„[...] fractae pacis Hannsen Hölpers geweßnen Bambergischen amptmans zu Fürt gefenglich hinweg fieren betreffendt [...].“[18] Prozessrechtlich verglich man sich zwischendurch mehrmals, so in den Jahren 1715, 1766 und 1795. Ließ man den nicht kontinuierlich geführten Prozess wiederaufleben, hieß das, auch neue Prokuratoren und Anwälte zu bestellen. Alle drei in Fürth besitzenden Reichsstände setzten hier auf eigene erfahrene Juristen, die in Speyer oder Wetzlar am Kammergericht vor Ort agierten und die Interessen ihrer Auftraggeber zu vertreten hatten. 1584 erlebte man in Bamberg die Folgen lang andauernder Fürther Prozesse so: „Wir Ernst von gottes gnaden bischoue zu Bamberg nach dem wir hieuor weiland den hochgelerten vnsern lieben getrewen Sebastian Linckhen/ der rechte doctorn/ des keyserlichen cammergerichts aduocaten vnd procuratorn/ in zeit seines lebens so wol/ als nechste vnsere vorfahren in vnsern vnd vnsers stiffts sachen zu vnserm anwaldt an ehegedachtem keyserlichen cammergericht gebraucht, aber der Allmechtig Gott denselben kurtz uerschiener zeit auß diesem jammerthal abgefordert/ Derowegen vnser und vnsers stiffts notturft sein will/ zu außführung obberürter rechten diser vnd anderer künfftigen sachen/ an ermelts D. Linkhen seligen statt ein andern anwaldt zuuerordnen.“ Es stand



Abb. 2: „Grund-Riß des Fleckens Fürth“, Häuserliste der Dompropstei Bamberg, 1717.

die Bestellung eines neuen Anwalts an, der dann von den schriftlich fixierten Urteilen seiner Vorgänger zehrte.[19]

Die ältere Forschung, noch beeinflusst von der Reichsschelte kleindeutsch nationalstaatlicher Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts, leitete daraus nicht nur eine allgemeine Rechtsunsicherheit für Fürth, sondern hochgradig defizitäre Entscheidungsvorgänge für die Gerichtsbarkeit des Alten Reiches insgesamt ab. Dieter Misch führte noch 1971 in seiner Würzburger Rechtsdissertation dazu aus: „Auf den Ausgang dieser beiden Prozesse mußten die Parteien allerdings sehr lange warten, denn die Urteile in beiden Streitsachen wurden erst im Jahr 1766 !! [auch hier handelte es sich allerdings nur um Zwischenurteile], also über 200 Jahre später gefällt. Es blieb daher für die Parteien Zeit genug, sowohl durch zahlreiche Streitsachen als auch durch gewaltsames Durchsetzen des vermeintlichen Rechts [...] den Verlauf und das Ergebnis dieser Prozesse wesentlich zu beeinflussen, was eine erhebliche Rechtsunsicherheit zur Folge hatte.“[20] 1932 hatte Michel Hofmann das ganz ähnlich gesehen: „Die Fürther Streitigkeiten wurden durch ihre lange Dauer und die Verbissenheit der kämpfenden Parteien 'reichskundig'.“[21] Geringe Anlässe führten so mitunter zu nachhaltigen Konsequenzen.

1. Fürth vor dem Reichskammergericht

In Fürth war das **Reichsrecht** als Folge der Herrschaftsverdichtung präsent und das Wissen um die Appellationsmöglichkeiten zu den obersten Reichsgerichten verbreitet. Mitte des 18. Jahrhunderts war beispielsweise den Gemeindeprotokollen zu entnehmen, wie man mit dem *appellations instrumentum* reichsrechtlich korrekt umginge. Es sei bekannt, „daß nach den lezteren reichßabschied de anno 1654 verordnet und fest gesezet seÿe, daß ein jedweder allellant innerhalb 30 tagen von publicirter sentenz anzurechnen die acta beÿ den judice à quo erfordern, und das darüber vorhandene documentum in primo termino reproduciren solle, außer deme die appellation pro deserta gehalten und der mindeste regard nicht darauf gemachet werden darf."[22] Bilanziert man die in der Reichszugehörigkeit liegenden landeshistorischen Interpretationsinstrumente speziell für Fürth oder generell für das Untersuchungsfeld Franken, so kann die Rolle der **obersten Reichsgerichte** gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Müßig ist dabei der Hinweis auf die fehlende Kompetenzabgrenzung[23] zwischen Reichskammergericht und Reichshofrat oder die oft bemängelte Benachteiligung evangelischer Stände vor dem kaisernahen Reichshofrat, die im Ruf nach Paritätisierung zu vernehmen war. Beide Spruchkammern zusammengenommen strahlten bei ihrer Arbeit um den Erhalt des Landfriedens weit aus, auch in die Niederungen fränkischer Streit- und Friedenskultur. Sie systematisierten das, was in der breit angelegten Landfriedensbewegung, deren Quellen uns Gerhard Pfeiffer[24] erschloss, und in den Reichsreformen des späten Mittelalters auf den Weg gebracht wurde. Das Verfahrensrecht wurde dort im Zuge der Errichtung eines reichsständischen Instanzenzuges weitgehend rezipiert. Klageberechtigt waren in Franken als einem traditionsreichen Königs- und Reichsland viele. In Fürth waren dies die drei schon genannten und im Markt unterschiedlich begüterten fränkischen Reichsstände gewesen: Bamberg, Hohenzollern-Ansbach und Nürnberg.

Betrachten wir nun einen der Fürther Prozessfälle näher. Bambergs Amtmann **Hans Holper (Hölper)** ließ zu Beginn des Jahres 1544 vier „Schutzverwandte" der Hohenzollern festnehmen. Er verklagte sie wegen Steuerhinterziehung, da sie die geforderte Türkensteuer nicht Bamberg, sondern nur der hohenzollerischen Steuerkasse anvertrauten. Und er ließ sie nach Herzogenaurach überführen, wo Bamberg seit 1021 Besitz hatte. Dreigeteilte Eingriffe in das Recht der Steuerkollektion wurden für Fürth in der Sicht Bambergs nicht nur als territorialer Rechtsbruch, sondern wiederum auch als ein Verstoß gegen geltendes Reichsrecht bewertet. Noch 1738 nahm man dazu im Reichskammerprozess Stellung. *Sintemahl sie* [die beklagte Ansbacher Partei] „dann nun die thum-probstisch- oder capitulische unterthanen von dem pflichtigen schuldigen gehorsam mit zurücksezung und verachtung der kay.^{n}. may.^{t} und des heil.^{n} reichs gemeinen beschluß [zur **Reichs- und Türkensteuer]** und wider ihren eigenen den unterthanen zuvor gegebenen bescheid freventlicher weiße scientes atque prudentes et armata manu per vim atrocem seu majorem abgehalten. So werden derwegen ihr fürstl. gnaden der constitution des land-friedens oder dessen straf durch dergleichen vergebliche gesuchte ausflucht [...] nicht entfliehen."[25] Der Vorfall von 1544 musste sich deshalb, wie ähnlich gelagerte Fälle auch, als ein zunächst begrenzt erscheinender Steuerkonflikt auf Dauer zu einem Grundsatzstreit entwickeln.

Die Antworten aus **Ansbach** ließen deshalb auch nicht lange auf sich warten. Die markgräfliche Regierung verfolgte seit langem in und um Fürth eigene Herrschaftsinteressen. Sie gründeten auf hergebrachten Geleitsrechten, auf der 1363 verliehenen Reichsfürstenwürde und auf den seit der Mitte des 15. Jahrhunderts über das Burggraftum Nürnberg territorialpolitisch instrumentalisierten Gerichtsrechten. Diese leite-



Vorläuffige Lit: A.

Anmerckungen

Oder

kurze Beleuchtung

Eines
unter der Hand
Und
in geheim distribuirten

Bambergischen Impressi

die von diesem Bißthum und dessen
Dom-Probstey
Denen

Hoch-Fürstl. Brandenburgischen Häusern

In

dem Hof-Marckt Fürth

und dessen Eingehörungen
occasione derer in Camera Imperiali seit Anno 1544.
wegen der Türcken-Steuer, und deshalber verstrickten Amt-Leute und Gerichts-Knechte auf die Constitution des Land-Friedens ausgebrachten Ladungen ꝛc.
unbefugter Dingen
strittig zu machen suchende

sowohl gemeinschafftlich-Land-Gerichtliche

als

particular-Gerechtsame

betreffend

Onolzbach, M DCC LIV.

Abb. 3: Als Beispiel für zahlreiche brandenburgische Gutachten: Vorläuffige Anmerckungen oder kurze Beleuchtung eines unter der Hand und in geheim distribuirten Bambergischen Impressi [...] in dem Hof-Marckt Fürth [...] betreffend, Onolzbach MDCCLIV. BayHStA, Reichskammergericht, Akten, Nr. 349/IV, Beilage Nr. 218.

ten sie aus dem übertragenen kaiserlichen Landgericht ab. Das führte zum Hochgericht, aus dem die Hohenzollern während der Nürnberger Fraischprozesse nach und nach die ganze Landesobrigkeit, inklusive der Steuerrechte für sich reklamierten. Deshalb erließ dann auch Ende des 16. Jahrhunderts **Markgraf Georg Friedrich** für seine Gemeinde in Fürth ein explizites Verbot, Türken- und Reichssteuern nicht mehr nach Bamberg zu zahlen.[26] Es war also nur konsequent, dass man den Bamberger Amtmann Holper bald auf der Cadolzburg festsetzen ließ. Jetzt begann jene Auseinandersetzung, die man in späterer Perspektive als den ersten großen **Fürther Prozess vor dem Reichskammergericht** umschrieb. Mittlerweile hatten sich die Regierungen eingeschaltet und es ging um Landesfriedensbruch in Sachen Bischof Weigand von Bamberg contra Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach, der seit 1557 auch in Kulmbach regierte. Und die für uns alles entscheidende Frage nach der Fürther Marktherrschaft war aus dem Prinzipienfall nicht mehr zu lösen. Auch Bambergs Bischof[27] sah sich als Reichsfürst seines Domkapitels dank vieler Privilegien im Anspruch auf die Steuer- und Fraischhoheit vor Ort bestätigt. Und über die Dompropstei sah man sich im Besitz der vogteilichen und der niedergerichtlichen Rechte. Dieser intern nicht unbestrittene Hoheitsanspruch[28] des Bischofs über sein Domkapitel – die Dompropstei war unverzichtbarer Vertragspartner, da sie 1007 von Kaiser Heinrich II. aus Königsgut in Fürth privilegiert worden war – erschien konstruiert. Folglich war er auch von den Hohenzollern nicht anerkannt. Diese reklamierten ihrerseits in der Hofmark Fürth die hohe Obrigkeit, dem Hoch- und Domstift Bamberg stünden danach lediglich niedergerichtliche und grundherrliche Rechte zu.[29] Der beginnende große Prozess um Fürths Marktherrschaft, an dem Nürnberg als dritter Reichsstand nicht unmittelbar beteiligt war, hielt nun wegen der in herrschaftlicher Gemengelage nicht lösbaren Frage der Markt- und Landeshoheit bis zum Ende des Alten Reiches vor. Juristisch war der Fall überhaupt nicht oder nur unzureichend zu klären. Schon der Bamberger Geheime Archivar **Benignus Pfeufer** brachte es 1786 auf den Punkt, wenn er eine seiner Schriften betitelte: „Fuerth bey Nuermberg! Bist du Fuerstlich Bambergisch? Oder Bist du Marggraeflich Anspachisch?“[30] Und auch die hohenzollerische Seite war von der Schlüssigkeit der eigenen Argumentation nicht immer überzeugt. Noch 1567 meinte man zur hohen Gerichtsbarkeit in Ansbach bescheiden: „Denn also [so] Kindisch ist Marggrävische Anwaldt nicht, daß er argumentiren solt, Mein Herr hat die fraißlich Obrigkeit umb Nürnberg, Ergo ist er Landesfürst daselbsten, Denn er weiß sehr wol, daß die hohe fraißliche Obrigkeit species iurisdictionis und nicht regaliorum ist.“[31]

So sollten auch wir ergebnisoffen analysieren. Betonen wir in den Fürther Kammerprozessen – Ähnliches gilt für die Verfahren vor dem Reichshofrat[32] – weniger die bisweilen kaum zielgerichteten Konfliktvorgänge. Vielmehr kann man Gerichtsprozesse, historisch gesehen, zunächst auch als interterritoriale Gespräche sehen. Prozesse werden dann zu **Kommunikationsvorgängen**, deren Länge sich durch den Austausch rechtsgelehrter Gutachten – sie werden auch als „considerationes“ bezeichnet – beinahe beliebig ausbauen ließ. Klage und Gegenklage künden vom Diskurs um das Ganze, um Fürths Regierbarkeit in der Frühmoderne. Als Nebenprodukt entstanden Abhandlungen zur Landeshoheit und zum frühmodernen Staatsrecht, die in ihrer Bedeutung der Hochgerichtsbarkeit weit über Fürth hinausreichen.[33]

Die immer negativ vermerkte Länge der für Fürth eröffneten reichsrechtlichen Verfahren hatte neben einer besonders komplexen Landeshoheitsmaterie aber auch noch einen anderen Grund. Die ältere Kritik der zum Vorwurf gemachten prozessualen Verschleppung und Behäbigkeit in der Rechtsfindung – dem sprichwörtlich gewordenen *... auf die lange Bank schieben* – ließ die fehlende Finanzausstattung seitens der Reichsstände und die damit einhergehende

gerichtliche Personalnot seit 1527 in Speyer und seit 1689 in Wetzlar ganz außer Betracht. Gemessen an der geringen Zahl der Kammerassessoren – 1495 belief sich ihre Zahl auf 16, 1530 auf 32, 1570 auf 41 und 1648 auf 50 – zählte das Kammergericht noch zu den effizientesten Gerichten, da dort in über dreihundert Jahren nicht weniger als 75.000 Fälle aufliefen. Das gilt sowohl im internationalen Vergleich[34] der obersten Gerichte als auch mit Blick auf die Arbeit der in der Landesgeschichte erst ansatzweise untersuchten höheren Gerichtsinstanzen der Hof-, Stadt- und Landbehörden mittlerer wie größerer Territorien.[35]

Doch zurück zum Fürther Prozessgeschehen. Auf markgräflicher Seite begann man mit einer Serie[36] gedruckter Deduktionen im Jahr 1710. Sie endete mit dem bereits von zeitgenössischen Rezensenten kritisierten vierbändigen „Versuch einer chronologisch-diplomatisch-statistischen Geschichte der Hofmark Fürth und seiner zwölf einverleibten Ortschaften“ (Nürnberg/Leipzig 1786-1789) im Jahr der französischen Revolution. Höhepunkte erreichten die Brandenburger Ausführungen in den Jahren 1751-1758 und 1786 mit Blick auf wissenschaftlich-handwerkliche Akribie und argumentative Schärfe durch den Ansbacher Hofhistoriographen, Markt Erlbacher Pfarrer und Konsistorialrat **Samuel Wilhelm Oetter (1720-1792)**[37] – er war auch Mitglied der königlichen Gesellschaft in Göttingen – und dem Geheimen Rat zu Ansbach und Prokurator am Reichskammergericht **Christoph Jacob von Zwierlein**[38] im Jahr 1771.

Auf Seite der Bamberger Regierung gab man im 18. Jahrhundert für die Bestimmung der eigenen Position seit 1715 weniger Schriften in Auftrag. Die Kanzlei stützte sich primär auf die Privilegien des Bistumsgründers Heinrichs II., die Hofrat Johann Nepomuk Ignaz **Christoph Lorber von Störchen (1725-1797)** für Fürth vielleicht am pointiertesten ausbreitete. Er publizierte für das Jahr 1774 seine Schrift: „Die durch die allgemeine teutsche und besonders babenbergische Geschichte aufgeklärte [...] standhaftest verthätigte Landeshoheit des Bis- und Fürstenthums Bamberg über Fürth.“[39]

Die Schriften begleiteten die Fürther Prozesse seit dem frühen 18. Jahrhundert. Sie führten zwangsläufig zu einer Verrechtlichung des Fürther Alltagsgeschehens, und sie waren auch die Triebfeder für eine Quellenkritik, die für die Wissenschaftsgeschichte lange vor der Aufklärungszeit vorbildlich war. So zweifelte man früh (1697) an der Echtheit des Bamberger Hauptbeweisstückes, der Schenkungsurkunde Heinrichs II. vom 1. November 1007. Diese war wegen eines Archivbrandes auf der Altenburg lange nur als beglaubigte Abschrift präsentiert worden. Bei einem Fürther Rechtsvergleich legte man sie 1697 überraschend dann doch im Original vor. Die brandenburgische Seite prüfte und fand deutliche Kennzeichen einer „unter[ge]schobenen Geburt“.[40] Die Urkunde war von unterschiedlichen Händen gefertigt. Der Eintrag „Furti dictum“, die Datierung und weitere Vermerke zu den lokalen Gerichtstagen waren in anderer Tinte als der Haupttext abgefasst. Daumenbreite Zwischenräume vor den entscheidenden Privilegien und Ortsnennungen ließen ebenfalls Zweifel aufkommen. Diese Zweifel nährten fortan die Kritik an einschlägigen Gerichtsentscheidungen zum Alltag in Fürth. 1753 bezog man sich darauf auch vor dem Reichskammergericht. „So verstehet es sich von selbsten, daß vorgedachte additional-articul anderst nicht als unter dem praesupposito, wenn das original der donationis Henricianae richtig und dargegen mit rechts-bestand nichts einzuwenden oder sonsten daran auszusezen seÿn würde, dießseits [in Ansbach] salva semper veritatis substantia wahr geglaubt werden können. Allein da man sie nach der hand wie die bamberg[ischen] herren deputirte das erstemahl in Fürth damit herfürgetretten und lezteres fugitivo oculo [haben] einsehen laßen, mit so vielen – solchem alle vim probandi schlechterdings benehmenden sichtbaren mängeln /: welche man außerdem wohl nimmermehr würde haben errathen können :/ gleich beÿm ersten anblick behafftet gefunden.“[41] Ein Fall von Urkundenfälschung? Bamberger Hofräte erklärten später diese Urkunde zum Formular für die verlorene

Ausfertigung. Das war dann der Stand der Quellenkritik im Jahr 1774.[42] Dennoch gibt es in der heutigen Forschung keinen Zweifel daran, dass Heinrich II. 1007 neben zahlreichen anderen Gütern, Klöstern und Stiften auch sein Königsgut in Fürth – „[...] locum Furti dictum in pago Nordgouuue et in comitatu Berengeri comitis situm [...]“ – der Bamberger Domkirche – „ad stipendium kanonicorum“ – übertragen hatte.[43] Diese Schenkungen stehen alle im Bamberger Gründungskontext, der im Protokoll der Reichssynode von Frankfurt am Main eindrucksvoll am 1. November 1007 nachgezeichnet wurde.[44]

Die Gerichtsverfahren um die Marktherrschaft belegen ferner auch die Notwendigkeit der betroffenen Dreierherrschaft, **Kanzlei- und Archivführung** professionell zu gestalten. Der argumentative kasuistische Rückgriff auf hergebrachte Privilegien und Entscheidungen war für den Erfolg des politisch geordneten Für-, Mit- und Gegeneinanders sicher förderlich. Wählen wir nochmals das Beispiel des 1548 begonnenen Kammerprozesses. Die zahlreichen Prozessbeilagen ließen die Akte auf einen Umfang von fast 80 cm anschwellen – ein in der Überlieferungsgeschichte der in Bayern archivierten Reichskammergerichtsfälle deutlich herausgehobener Wert.[45] Bambergs Position ruhte auf einer rechtsgesättigten **Memoria**. Sie beinhaltete vorrangig die Schenkungsurkunden Kaiser Heinrichs II. (1002-1024) für das Bamberger Bistum, nicht nur für Fürth selbst, sondern unter anderem auch für Herzogenaurach, Ering, Forchheim, Ergolding und Langenzenn. Immunitätsprivilegien und Besitzbestätigungen aus der Regierungszeit Konrads II. (1024-1039), Heinrichs III. (1039-1056) und Heinrichs IV. (1056-1106) schlossen sich nahtlos an. In einem Bamberger Bericht an den Kammerrichter spielten die Schenkungen des frühen 11. Jahrhunderts auch noch im Jahr 1777 eine erkennbare Rolle vor Gericht. Geschichtskundig sei es, „dass kaiser Heinrich der II. an eben dem tage als er das hochstift Bamberg mit den ansehnlichsten gauen flecken, dörferen, waldungen, ländereyen, und herrlichkeiten aus lauter eigenthümlichen gütern gestiftet, auch den danals sogenannten Sankt Georgen-Brüderen oder dem heutigen bambergischen domkapitul, so wie den locum Holzheim und den in pago Chelsgonne in comitatu Berengeri comitio gelegenen locum [...] et in eodem comitatu Beringeri comitio gelegenen locum Furti als von den bischöflichen tafelgüteren abgesonderte bona dotalia ad stipendium canonicorum [...] geschenket.“[46]

Den früh genannten Quellen aus der Salierzeit folgten Anschlussverträge und Konfirmationen seitens der staufischen Könige und Kaiser. Urkunden und Mandate der Luxemburger, Habsburger und Wittelsbacher vollendeten dann den Zeitkreis bis zum jeweils einschlägigen Gerichtsdatum im 16., 17. oder 18. Jahrhundert. Neben den Privilegien spielten vorangegangene Verträge ebenfalls eine große Rolle. An erster Stelle stand der unter Vermittlung des Augsburger Bischofs Christoph von Stadion (1517-1543) zwischen Bamberg und dem Haus Hohenzollern 1538 geschlossene **Forchheimer Vertrag (Rezess)**. Nach ihm hatten die Markgrafen zwar das Recht, künftige Fraischfälle aus der Fürther Hofmark an das eigene Oberamt Cadolzburg zum Urteil zu überführen, doch nur auf Bestellung des Bamberger Bischofs. Und es galt nur dann, wenn es sich nicht um hoch- und domstiftische Untertanen handelte. Bei Fremden wollte man seither im Zugriff zwischen bambergischen und hohenzollerischen Schergen abwechseln.[47]

Die Anwälte Bambergs brachten zudem wichtige Appellationsfälle bei, die von Fürth aus an das bischöfliche Hofgericht oder den dortigen Dompropst gerichtet waren. Man sammelte viele Gerichtsauszüge, Urteile und die Konfirmationen von **Hofgerichtsentscheidungen** durch König Wenzel und andere Fürsten. So kam es im Hofgericht zu Bamberg immer wieder zu Zwischenergebnissen, die das Ende des langen Prozesses vor dem Reichskammergericht zunächst nicht mehr dringlich erscheinen ließen.

Doch auch ohne Kammerentscheid erhöhte sich die Notwendigkeit zu memorierender

Lit. Ii.

Extract aus denen Ober-Amt-Cadolzburgischen Gerichts-Büchern, des Hoch-Fürstl. Hauses Brandenburg-Onolzbach von territorial- und fraischlicher hoher Obrigkeits-wegen durch ermeldtes Ober-Amt in dem Hofmarck Fürth dann andern um denselben gelegenen Dorffschafften seit dem Jahr 1750. biß zu Ende des Monath Octobers 1754. verübte Actus possessorios betreffend. (*)

Anno 1750.
Fürth.

Furtum. Nicolaus Fortmeyer, ein incorrigibler Pursch, wird mit dem Dom-Probsteyl. Taglöhner, Heinrich Fleck, wegen eines dem auch Dom-Probsteyl. Cronenwirth, Georg Bertolden alda, entwendeten Faß Weins arretirt, und beede zur Springer-Arbeit condemnirt.

Prostibulum. Anna Margaretha Jägerin, eine verruchte Diebin und Prostibulum, wird wegen ihrer reiterirten Hurerey mit verschiedenen Ehemännern mit dem Staupenschlag beleget und relegirt.

Furtum. Johann Georg Fellner und Georg Förster, beede Bettel-Jungen, werden mit einem entwendeten Stuck Tuch von dem Glaits-Amt angehalten, und mit Stockschlägen fortgeschaffet.

Desertoris extraditio. Johann Simon Prügel, ein Kayserl. Deserteur, wird auf beschehene Reclamation Cartel-mäßig ausgeliefert.

Furtum. Magdalena Margaretha Lohnerin ein 14. jähriges Mägdlein, wird mit denen dem Nürnbergischen Bestän-

(*) Wer die vom Hoch-Fürstl. Hauß Brandenburg-Onolzbach sowohl durch Dessen nachgesetzte Regierung, als das Ober-Amt Cadolzburg zu Fürth, dann andern drt herum gelegenen Ortschafften in civil-Sachen verübte Actus possessorios zu wissen verlanget, findet davon hinlängliche Nachricht in denen der kurzen Vorstellung sub Lit. P und Gg. beygefügten Extractibus, welche mit unzehligen Fällen, wenn es nöthig wäre, biß auf den heutigen Tag gar leicht vermehret werden könnten.

Abb. 4. Extract aus denen ober-amt-cadolzburgischen gerichts-büchern [...], Fürth 1750-1754, hier: Einträge für 1750. BayHStA, Reichskammergericht, Akten, Nr. 349/IV.

schriftlicher Fixierung aller Fürther **Kanzlei-** und **Gerichtsgeschäfte**. Offene Verfahren brachten so einerseits weniger Stillstand als vielmehr einen bürokratischen **Modernisierungsschub**. Er führte weg von der auch in fränkischen Gemeinden lange nicht unüblichen mündlichen Verfahrensweise. Schriftliche Fixierung und eine möglichst lückenlose Protokollführung wurden zu einem Eigen der Fürther Grenzsituation.[48] Sie ermöglichten in der Herrschaftskanzlei, im Gericht und in der Gemeinde gleichermaßen ein argumentatives **Sicherinnern** und ein zukunftsorientiertes Belegen aus älteren Vertragswerken und Privilegiennachweisen. Kurzum es waren Archivkompetenz und Mnemonik gefordert. Sie zeichneten in Fürth bambergische wie brandenburgische Verteidigungsschriften aus: „der sechste defensional, in wellichem bischof Christoffs zu Augspurg un anno [15]38 zwischen Bamberg vnnd Branndenburg aufgerichter vertrage kurzlich allegiert. Ist mit dem auß berürten vertrag gezogenen articul im brandenburgischen rotulo mit B vermerckt, genugsam uerificiert. Beÿ wellchem er auch Bambergischer anwaldt (allß der ermelten vertrag in seines gnedigen herren archiuo mit weilundt Herr bischoff Weigandts vnderzeichneter handtschrifft sonder zweiffel zubefinden) verhoffenlich nuhnmehr würdt müessen beruhen lassen. Daraus zog man noch im 18. Jahrhundert die passenden Argumente: Weil aber in sollichem vertrag lauter bedingt, daß derselbig, souil diesen articul anbelangt siben jar lang solle gehalten werden, so ist derselbig nach außgang der siben jar allßbalden verloschen vnnd gefallen.“[49]

Grundsätzlich verfolgte man auf Seite des Beklagten eine ähnliche Strategie wie der Kläger. Historisches wurde zur Rechtsklärung vorgebracht, doch reichten Ansbachs Belege meist nur bis zum 15. und 16. Jahrhundert zurück. Meist verwies man auf die Fürstenkorrespondenz zwischen Hohenzollern und Bamberg, wie etwa auf das Schreiben Kurfürst Albrecht Achilles' aus dem Jahr 1481. Darin ließ der Kurfürst Brandenburgs Rechte an Fürth spezifizieren. Interessant für Ansbachs Herrschaftssicherung war ferner der Hinweis auf zahlreiche **Beschwerden aus der Gemeinde** gegen Bamberg. Undatierte Bitt- und Beschwerdebriefe aus Fürth gegen Anmaßungen der Dompröpste Martin von Liechtenstein und Veit Truchseß von Pommersfelden, Proteste wegen der Eingriffe Nürnbergs in die lokale Fraischhoheit 1504-1513, Strafmandate des Markgrafen Karl Willhelm Friedrich von Ansbach wegen gemeindlicher und konfessioneller Gegensätze aus den Jahren 1750 und 1754 und ähnliches instrumentalisierte man innerhalb der Dreierherrschaft. Und ausführliche Rechtsgutachten, gedruckt oder ungedruckt, stärkten Ansbachs Position zusehends. Im 1548 einsetzenden Kammerprozess zählten zu dieser Kategorie die 1754 gedruckten „Vorläuffige Anmerckungen oder kurze Beleuchtung eines unter der Hand und in geheim distribuirten Bambergischen Impressi, die von diesem Bißthum und dessen Dom=Probstey denen Hoch= Fürstl. Brandenburgischen Häusern in dem Hof=Marckt Fürth und dessen Eingehörungen [...] unbefugter Dingen strittig zu machen suchende sowohl gemeinschaftlich=Land=Gerichtliche als particular=Gerechtsame betreffend.“[50] Dort wurden die Ergebnisse zahlreicher Fürther Dreiergespräche und bilateraler Vergleichsverhandlungen pointiert in den Vorberichten wiedergegeben. Ferner nutzte man das evangelische Kirchenregiment, um über das eigene Ehegericht in die Fürther Familien hineinzuregieren. Die **Scheidungssache** Johann Susanna Felizitas und Bartholomäus Antonioli zu Fürth von 1768 wurde jedenfalls auch für landeshoheitliche Argumente ausgenutzt. Nicht verwunderlich war ferner die Tatsache, dass wegen der hohenzollerischen **Geleitsrechte** in Fürths Umgebung diese Quellen auch als Belege für die Markthoheit genutzt wurden. So geschah es mit einem landgerichtlichen Geleitbrief aus dem Jahr 1600 zur gerichtlichen Überführung des Fürther Bierbrauers und Bäckers Cunz Maier.[51]

2. Fürth: Herrschaftskonsens, Friedenspflicht und Gemeinwohl

Alltagsstreit und Geschehnisse oft unspektakulärer Art, die in einem medienarmen Zeitalter andernorts kaum für dokumentierungswürdig erklärt worden wären, beschäftigten in Fürth die beteiligten Instanzen. Komplexe Kausalketten und Zwangläufigkeiten führten in die Ämter, Kommissionen und Gerichte der drei beteiligten Reichsstände, in die Zuständigkeit des fränkischen Reichskreises und zu den Gerichten des Alten Reiches. Der Grund lag in der vogteilichen, hoch- wie niedergerichtlichen und grundherrschaftlichen Mischzone der Dreierherrschaft. Heraldisch findet diese sich nach späterer Interpretation im Fürther Kleeblatt wieder. Das Kleeblatt stand aber, trotz einzelner früherer Nachweise im Siegel der Bamberger Dompropstei – dort ist es erstmals 1562 belegt – erst seit der Stadterhebung von 1808 für ganz Fürth. Die bayerische Gemeindeverfassung von 1818 und die Verwaltungsreform von 1939 bestätigten schließlich Stadtverfassung und Stadtwappen. Exemplifizieren wir das Vorgehen an zwei konkreten Fällen. Zunächst betrachten wir den in der Gemeinde und der Dreierherrschaft in hohem Maße konsensabhängigen Wahlvorgang zum **Bürgermeisteramt.** Danach überprüfen wir den Aspekt der öffentlichen Sicherheit. Wie ging man angesichts der politischen Vielstimmigkeit mit **Kriminalität** und **Strafverfolgung** um?

2.1. Strittige Wahlen. Das Beispiel Johann Michael Zwingers

Gerade Bürgermeister- oder Gemeindewahlen mussten das Interesse gemischter Gubernien am bonum commune, am geordneten Marktgeschehen und am Willen zu grenzüberschreitender Kooperation besonders deutlich zum Ausdruck bringen. Doch wie verfuhr man im Streitfall?

Zu Beginn des Jahres 1739 kam es in Fürth zu Meinungsverschiedenheiten bei den turnusgemäßen Gemeindewahlen. Der für das Bürgermeisteramt vorgesehene Kandidat der Hohenzollern, der Fürther Siegelwachsfabrikant Johann Michael Zwinger, sah sich einer „unbilligen opposition“ ausgesetzt. Sie hatte unter Führung des amtierenden Altbürgermeisters Johann Nicolaus Rupprecht das Bürgerrecht der Ehefrau Zwingers und damit auch die Wählbarkeit des Kandidaten in Zweifel gezogen. Und die Gemeindemehrheit führte vor dem Geleitsamt Klage. Vor dem Dompropsteiamt musste Zwinger jetzt gleich für mehrere Generationen die Bürgerrechtsnachweise vorlegen: „und wann man mit ihres großvatters legitimation allenfalls nicht zufrieden seÿn wollte, zu beÿbringung einer andern sich weitern termin ausbitten solle [...].“[52] Der Bürgermeisterkandidat und seine Gegenspieler wurden vor zahlreiche Ämter zitiert, dabei forderten die auf allen Seiten extra eingesetzten Untersuchungskommissionen kräftige Gebührensätze ein. Die Bürokratie obsiegte. Ein Bericht folgte dem anderen, Protokolle reihten sich in rascher Folge zu ganzen Serien und Zeuge über Zeuge war vor den Ämtern vernommen worden. Missverständnisse konnten nicht ausbleiben, aber sie waren zu lösen. An Weihnachten 1741 gestand man seitens der markgräflichen Kanzlei auch Fehler ein. So kursierten unterschiedliche Protokollversionen: „Auff den gestern in der nacht [aus Bamberg] eingelangten hochpreißlichen landgerichtsbefehl vom 23. diß [Monats Dezember] habe den herrschafftl.n siegel wax fabricanten Johann Michel Zwinger sogleich vorbeschieden und selbige zu disponiren getrachtet, dass er die erhaltene copien vergleichs wegen deß darinnen sich geäußerten erroris scribendi zurückgeben und dagegen die zum gleitsamt communicirte abschrifft annehmen solle.“ Es würde deshalb nach Ansicht Ansbachs keine Fürther Bürgermeisterwahl geben, bei der man „ein puppenspiel“ mit Kandidaten treiben würde.[53] Kontroversen lagen aber meist nicht am guten Willen der beteiligten Ämter. In der Regel begann man mit den Amtsrecherchen zeitig, das galt auch für den Fall Zwin-

ger: „dem Flecken-Wirth Wiedmann ist die bedeutung thun zu laßen, daß er kommenden montag frühe 7 uhr allhier [in Cadolzburg] erscheinen solle." Und als eine Fürther Hebamme als Zeugin nicht erschien, ließ man „selbige auff den montag mit dem ambtknecht zeitlich anhero zuführen."[54] Zudem informierte man sich über das Meinungsbild in der Fürther Gemeindeversammlung. Die Voten der Mitglieder wurden hier wie dort einzeln geprüft und bewertet.
Ansbach und Bamberg mussten gerade wegen unterschiedlicher Interessen für Fürths Gemeinwohl arbeiten und kommunizieren. 1741 gab der Cadolzburger Oberamtmann gegenüber Bamberg seiner Hoffnung Ausdruck, „daß unser hochgeehrter herr uns ohnverlängten bericht, aus denen vorhandenen actis und andern einzuhohlenden nachrichten erstatte. Was das domprobsteÿamt Fürth bißhero für einen modum beÿ exequirung seiner in vogtheÿ- und gemeindsachen ausgesprochenen urtheil observiret, damit wir den abgeforderten und uns wegen der Zwingerischen immission in das burgermeisteramt und dessen manutenenz nähere hochfürstl. verordnung ausbitten könden."[55] Doch auch dieser Kasus nahm die Hürde der territorialen Appellationsgerichte und endete als Klage vor dem Reichskammergericht in Wetzlar. Letztendlich stand auch hier ein Vergleich an. Aus Ansbach vernahm man im Dezember 1741, dass man „zu abschneidung aller weitläufigkeiten sich lieber in der güthe zu sezen sei. Als haben sie sich miteinander dahin verglichen und verstanden, daß 1.) die von der Fürther-Gemeinde hieher abgeordnete und bevollmächtigte burgermeister und vorsteher den hochfürstl. brandenburg[isch] onolßbach[ischen] siegelwachß-fabricanten Johann Michael Zwinger hiermit vor einen ehrlichen und zu dem Fürther gericht capablen und fähigen mann erkennen. Mithin von allen personellen vorwürffen abstehen wollen. Hiernechst verbinden sie sich auch, 2.) gedachten siegelwachs-fabricanten zu aufhebung aller bißher obgewalteten mißhelligkeiten beÿ der nechst bevorstehenden wahl zu einen vorsteher auf und anzunehmen, auch 3.) beÿ der künfftiges 1742.ten jahr vorseÿenden burgermeister wahl, ihn Zwinger zu einen burgermeister anzuschreiben und in die wahl zu bringen [...]."[56] Damit war der Kandidat der Hohenzollern auch auf der Seite Bambergs rehabilitiert. Zugleich wurde er in der hier nicht näher genannten Nürnberger Fraktion akzeptiert.

2.2. Rechtssicherheit im dreigeteilten Markt

Greifen wir einen für eine gemischte Herrschaft weiteren kritischen Punkt heraus. Wie stand es um die öffentliche Sicherheit? Für das 19. Jahrhundert untersuchte Markus Gerhard Wawrzynek die Sicherheitsinstitutionen einer schnell wachsenden Industriestadt unter dem Aspekt: „Eine der ruhigsten und dem Gesetze folgsamsten Städte des Königreichs?"[57] In Rückgriff auf den älteren Begriff der Policey werden für die bayerische Zeit die Grundlagen gelegt. Die Sicherheitsapparate werden vorgestellt, angefangen von kommunalen Trägern wie Feuerwehr, Flurwächter, Distriktsvorsteher bis hin zu den staatlichen Sicherheitsorganen, dem Polizeisenat, der Gendarmerie und der Landwehr. Trotzdem konnten zahlreiche Tumulte, Exzesse und Krawalle an den Beispielsjahren 1843, 1866, 1872 und 1896 vorgestellt und verdeutlicht werden. Lag hier etwa eine aus dem Alten Reich hergebrachte Tradition mangelnder Sicherheitskräfte vor?

Rechtsnormen waren ja seit jeher Grenzgänger.[58] Der Austausch von Recht und Ordnung in Form von Privilegien, Dekreten, Mandaten, Gerichts-, Kirchen-, Amts- und Policey-Verfügungen[59] schien vor allem auch in Landschaften statthaft, die politisch vielherrig und kleinräumig strukturiert waren. Nicht alles war autonom zu realisieren. Und die nächste Grenze lag in Form einer Vogtei, eines niederen oder hohen Gerichts, eines Forst- und Jagdbezirks, eines fremden Kirchspiels, „ausherrischer" Lehen, „walzender" Felder, grundherrlicher Nach-

barschaft oder auch naturräumlicher Einschnitte (Flüsse, Berge, Wälder, Seen und so weiter) meist nur wenige Wegstunden – hier dürfte man innerhalb der territoria non clausa mit Fug und Recht auch von Wegminuten sprechen – entfernt. Franken war so eine bizarre Region und Fürth war ihr marktorientiertes Spiegelbild. Zudem lagen Fürth und Franken in der Mitte des Alten Reiches. Auch die mehr oder weniger territorialisierten Anrainer **Frankens** wurden – mit Ausnahme **Bayerns** – unter ähnlichen Bedingungen regiert. In **Thüringen, Hessen** und **Schwaben** blieb die Landkarte bunt, in **Sachsen** sorgten ständige dynastische Teilungen für Vielfalt und auch in der **Oberpfalz** gelang es nicht, eingestreute reichsunmittelbare Gebiete zu arrondieren.

Grenzüberschreitungen waren demnach in Kooperation, aber auch in Konkurrenz angesagt. Und über regelmäßige **Post-, Boten-**[60] und **Kurierdienste** waren Fürth und Franken im europäischen Kommunikationsverbund fest verankert. Das galt für Mittelalter und Neuzeit gleichermaßen. Fürths benachbarte Reichsstadt **Nürnberg** hatte sich so bereits im 14. und 15. Jahrhundert zur Informationsdrehscheibe entwikkelt, wo täglich für den Rat wichtige Entscheidungshilfen aus den zahllosen Nah- und Fernkontakten eingingen. **Missiv-** und **Botenbücher**[61], **Briefeingangs-** und **-ausgangsregister**[62] bieten hierfür, ähnlich wie in den anderen fränkischen Städten[63], reichlich Quellennachweise. Und auch die Quantitäten beeindrucken! Im Briefeingangsregister des Inneren Rats zu Nürnberg wurden 8270 Einträge nur für die acht Jahre zwischen 1449 und 1457 gezählt. Das waren, um Mehrfachnennungen bereinigt, doch weit mehr als 9000 Einzelbriefe.[64]

Fürth war natürlich nicht Nürnberg, und im alten Markt wuchs trotz der 1818 verliehenen Stadtrechte wirkliche Urbanität auch erst im Zeitalter der Industrialisierung. Die Einwohnerzahlen schnellten jetzt von 12.611 zu Beginn des 19. Jahrhunderts (1803) auf 66.553 in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg (1910) hoch.[65] Doch war das Thema der inneren Sicherheit immer präsent. Und es hatte mit einer dreigeteilten Ortsherrschaft zu tun, der sich auch die in Rechtszonen aufgeteilten Juden nicht entziehen konnten. In der Fürther Korrespondenz zwischen Bamberg und Ansbach wird dies bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts sehr deutlich. „Vff die hieuor im 22. bambergischen beschwerungs articuln angezogene beschwerung, also obwol mein gnedig herr marggraf Geörg Friederich etc. in burgerlichen sachen ein glait zu Furt hab, so thun sich doch vnter deßelben schein allerleÿ personen, welche zum theil vmb verdiente mißethaten, lands verwiesen oder sonsten jre vnzucht vnnd verbottne handlung daselbst außzuwartten vnnd außzuüeben vorhaben, dahin eindringen. Vnnd werde also von christen vnd juden mißbraucht, welches ohne zweiuel seiner furstlichen gnaden will vnnd meinung nit seÿ.“[66] Auf Seite der Ansbacher Regierung legte man deshalb für Fürth um die Mitte des 18. Jahrhunderts jährliche **Verbrechensberichte**[67] vor, die sich auch als Anlage in Reichskammergerichtsprotokollen erhalten haben. Für die Jahre 1750 und 1751 ergeben sich daraus Fälle, die durchaus mit den Fürther Grenzfragen in Verbindung gebracht werden könnten. Stellen wir die Fälle vor. An Diebstahlsdelikten („furtum“) wurden unter anderem mit beigegebenen Strafmaß gemeldet:

„1. Nicolaus Fortmeyer, ein incorrigibler pursch wird mit dem dom-probsteyl. taglöhner, Heinrich Fleck, wegen eines dem auch dom-probsteyl. cronenwirth, Georg Bertolden alda, entwendeten faß weins arretirt, und beede zur springer-arbeit condemnirt.

2. Johann Georg Fellner und Georg Förster, beede bettel-jungen, werden mit einem entwendeten stuck tuch von dem glaits-amt angehalten, und mit stockschlägen fortgeschaffet.

3. Christoph Otto, nürnbergischer taglöhner zu Fürth, entwendet dem brandenburgischen wirth Emmerling vieles stroh und holtz, und wird mit thurn-strafe beleget.

4. Löw Abraham, dom-probsteylicher schutz-jud in Fürth, kommet wegen des Lindwurm-wirth Bramerischen geld-dieb-

stahls in neuerlichen schwehren verdacht, wird von dem complice, Andreas Sommer zu Königshoffen, zur tortur gravirt, und nach deren erstehung des hochlöbl. Fränckischen Crayses verwießen."

Die genauen Angaben zu den drei Fürther Rechtsdistrikten und die augenscheinliche Mobilität der betroffenen Personenkreise lassen die Frage nach dem Sicherheitskonzept in- und außerhalb Fürths aufscheinen. Zuletzt wird sogar die Rolle des Reichskreises bei der regionalen Strafverfolgung deutlich. Ähnliches lässt sich auch für die Delikte Betrug („crimen falsi"), Ehrverletzung und Lästerei („pasquillen") sowie Ehebruch („adulterium") feststellen.

„1. Jacob Schleußinger, domprobsteylicher jud in Fürth, spielet gegen seine socios mit verschickung magnesien betrug und wird auf flehentliches bitten mit einer geldstraf angesehen.

2. Georg Philipp Gränzlein, ein vagirender mezger-knecht. führet falsche kundschafften, und wird einer kayserl. werbung abgegeben.

3. Andreas Paul, dom-probsteylicher beck in Fürth, kommt als ein pasquillant in redlichen verdacht und glaitsamtlichen arrest, und wird zur hof-garten-arbeit condemnirt.

4. Anna Margaretha Jägerin, eine verruchte diebin und prostibulum, wird wegen ihrer reiterirten hurerey mit verschiedenen ehemännern mit dem staupenschalg belegt und relegirt.

5. Andreas Hampel, dom-probsteylicher exequent und Anna Margaretha Besoldin zu Fürth werden wegen ihres in dom-pröbstischen ettern getriebenen ehebruchs allhier relegiret.

6. Johann Georg Köhnlein, brandenburgischer goldschmidt, und Johann Melchior Dannhaußer, strumpfwürcker-meister zu Fürth, haben mit Susanna Catharina Schmidtin, vulgo Zuckersüßen, ehebruch getrieben, und hof-garten-straf erlitten. Die dirne aber wurde relegirt."

Und schließlich hatten die Bedingungen geteilter reichsständischer Macht auch Folgen für das zivile Recht. Beispielsweise führte die Fürther Konfessionsverschiedenheit zu manchen Verwerfungen an jener „unsichtbaren" Glaubensgrenze[68] quer durch die Gesellschaft.

„1. Der catholische handelsmann und brandenburgische unterthan Gabriel Castelli suppliciret um die landes-fürstl. concession zu abführung seines verstorbenen weibs nacher Herzogenaurach."

Das Wissen um die territorialen Möglichkeiten unter den drei Fürther Anrainern veranlasste hier einen aus Italien zugewanderten Geschäfts- und Handelsmann, das Grab seiner altgläubigen Gattin im Ausland zu suchen. Er wählte das Bamberger Landgebiet, um sich nicht dem protestantischen Kirchenritus der neuen Landesherren unterstellen zu müssen.

3. Ergebnisse

Der Blick in die Konstruktion einer mehrpoligen Herrschaftsform, die zudem noch durch alltäglich jüdisch-christliche Begegnungen bereichert war, bot nicht das, was absolutistische Staatsdenker, aufgeklärte Reformer und die Zeitzeugen des 19. Jahrhunderts an ständestaatlicher „Vielregiererei"[69] auszusetzen hatten.

1. Der Markt war keineswegs chaotisch und ziellos über die Jahrhunderte getrieben, sondern die Dreierherrschaft setzte ein hohes Maß an vertraglich gebundener Orientierung und schriftlicher Fixierung der Details frei. Dies führte zu einer Modernisierung des Kanzlei- und Archivwesens, da der memorierende Blick zurück für die Ausgestaltung des Fürther Gemeindelebens immer wichtiger wurde.

2. Zweitens sorgten die überregional (reichsweit) bekannt gewordenen langen Prozesse vor den obersten Reichsgerichten (Reichskammergericht, Reichshofrat) und vor den territorialen Appellationsinstanzen (Ansbacher und Bamberger Hofgerichte)

nicht für die befürchtete fortschrittshemmende Streitkultur. Das lag daran, dass den Gerichtsfällen in Fürth dank zahlloser Vergleiche zwischendurch und intensiver Korrespondenz zwischen Klägern und Beklagten die Schärfe genommen wurde. Bemühungen um den Gemeindefrieden und um das Funktionieren einer auf Konsens ruhenden alteuropäischen Gesellschaftsform waren auf Seiten Bambergs, Ansbachs und Nürnbergs unverkennbar präsent. Sie schlossen auch Lösungen für Konfessionsfragen ein, da man vor Ort auch in einer kirchlichen Mischzone lebte. Ähnlich wie in paritätischen Reichsstädten musste ein modus vivendi für den Alltag gefunden werden.

3. Schließlich war zu prüfen, ob das geteilte Gubernium zu spezifischen Folgewirkungen beitrug. Eine durch ungeklärte Zuständigkeiten hervorgerufene höhere Kriminalität oder ein aus unüberbrückbaren Interessensgegensätzen traumatisiertes Wählerverhalten konnten nicht bestätigt werden. Die Fürther Bürgermeisterwahlen endeten letztlich auch im Falle Johann Michael Zwingers im Konsens und die Gesetzesübertretungen der Marktbewohner wurden seitens der Dreierherrschaft sorgsam registriert.



Abb. 5: Das Stadtwappen von 1808/1818. StadtA Fürth, Wappenverleihung von 1808.

Anmerkungen

1 Nach Hans Mauersberg, Wirtschaft und Gesellschaft Fürths in neuerer und neuester Zeit, Göttingen 1974, S. 46.
2 Gerhard Renda, Fürth, das „bayerische Jerusalem", in: Manfred Treml (Hg.), Geschichte und Kultur der Juden in Bayern, München [u.a.] 1988, S. 225-236, hier S. 226 f.
3 Friedrich Battenberg, Das Reichskammergericht und die Juden des Heiligen Römischen Reiches: Geistliche Herrschaft und korporative Verfassung der Judenschaft in Fürth im Widerspruch (Schriftenreihe der Gesellschaft für Reichskammergerichtsforschung 13) Wetzlar 1992; ders., Juden am Reichskammergericht in Wetzlar: Der Streit um die Privilegien der Judenschaft in Fürth, in: Bernhard Diestelkamp (Hg.), Die politische Funktion des Reichskammergerichts, Köln [u.a.] 1993, S. 181-213; Barbara Ohm, Das Hochstift Bamberg und das „Reglement für gemeine Judenschaft in Fürth", in: Ulrich Knefelkamp (Hg.), Stadt und Frömmigkeit: Colloquium zum 70. Geburtstag von Gerd Zimmermann (11.-13. November in Bamberg), Bamberg 1995, S. 119-137.
4 Evamaria Brockhoff (Hg.), Juden auf dem Lande. Beispiel Ichenhausen (Veröffentlichungen zur bayerischen Geschichte und Kultur 22/91) München 1991, S. 60 f.
5 Friedrich Battenberg, Das europäische Zeitalter der Juden, Bd. 1: Von den Anfängen bis 1650, Darmstadt 1990, S. 244 f.
6 Gerhard Renda, Fürth, das „bayerische Jerusalem" (wie Anm. 2), S. 225-236.
7 Simone Röger, Das Landalmosenamt. Zulassungsarbeit für das Lehramt an Realschulen, Erlangen 2006, S. 29 f.
8 Hanns Hubert Hofmann, Nürnberg-Fürth (Historischer Atlas von Bayern, Teil Franken I/4) München 1954, S. 48 f.
9 Erich Keyser/ Heinz Stoob (Hg.), Bayerisches Städtebuch (Deutsches Städtebuch V/ Bayern), Teil 1, Stuttgart u.a. 1971, S. 209. Der Artikel Fürth wurde von dem ehemaligen Stadtarchivdirektor Adolf Schwammberger verfasst. Vor 1697 setzte sich der Fürther Viererrat aus je zwei Bamberger und Nürnberger Vertretern zusammen. Dann erweiterte man auf drei Bamberger und drei Nürnberger Gefolgsleute.
10 Hanns Hubert Hofmann, Nürnberg-Fürth (wie Anm. 8), S. 49.
11 BayHStA München, Reichskammergericht, Akten, Nr. 349/I-IV, hier I, fol. 324.
12 StadtA Fürth, B 57, fol. 621.
13 Ebd.
14 Ebd, fol. 574.
15 Irene Stahl (Hg.), Die Nürnberger Ratsverlässe (Schriften des Zentralinstituts für Fränkische Landeskunde und Allgemeine Regionalforschung an der Universität Erlangen-Nürnberg 23), Heft 1: 1449-1450, Neustadt/Aisch 1983, S. 161, 180, 188, 196, 279, 289, 348. So etwa am 13.7. 1449: „Item etlich von Fürdt besenden und zu rede halten von des thurns wegen ...".
16 Zitate nach: StadtA Fürth, B 30 (Streitigkeiten zwischen Bamberg und Ansbach, 1540-1707), fol. 127-130. Hier: Verhandlungen zwischen Markgraf Georg Friedrich und Dompropst Michael von Liechtenstein, September 1556.
17 Manfred Hörner / Barbara Gebhardt, Buchstabe B, Nr. 429-868 (Bayerische Archivinventare 50/2), München 1996, Nr. 467, S. 34.
18 BayHStA, Reichskammergericht, Akten, nr. 349/I, fol. 183.
19 BayHStA, Reichskammergericht, Akten, Nr. 349/I, fol. 340. Bamberger Anwaltsbestellung vom 29.9.1584 (stylo nouo).
20 Dieter Misch, Die Landeshoheit in Fürth im Lichte der zeitgenössischen Streitschriften, Diss. Würzburg 1971, S. 27.
21 Michel Hofmann, Die mittelalterliche Entwicklung der Gerichtsverhältnisse im alten Amte Fürth, Diessen vor München 1932, S. 7.
22 StadtA Fürth, B 57, fol. 575.
23 Wolfgang Sellert, Über die Zuständigkeitsabgrenzung von Reichshofrat und Reichkammergericht, Aalen 1965.
24 Gerhard Pfeiffer, Quellen zur Geschichte der fränkisch-bayerischen Landfriedensorganisation im Spätmittelalter (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte II/2) Würzburg 1975.
25 BayHStA, Reichskammergericht, Akten, Nr. 349/II, fol. 423.
26 Manfred Hörner / Barbara Gebhardt, Buchstabe B, Nr. 429-868 (wie Anm. 17), S. 39, Prozeßbeilage Lit. E3.
27 Vgl. hierzu jetzt auch Helmut Richter, Bamberg und Fürth 1007, in: Josef Urban (Hg.), Das Bistum Bamberg um 1007: Festgabe zum Millennium (Studien zur Bamberger Bistumsgeschichte 3) Bamberg 2006, S. 186-191.
28 Matthias Thumser (Bearb.), Der Konflikt um die Wahlkapitulation zwischen dem Bamberger Domkapitel und Bischof Philipp von Henneberg: Quellen zum Bamberger Bistumsstreit (Historischer Verein Bamberg für die Pflege der Geschichte des ehemaligen Fürstbistums Bamberg, Beiheft 24) Bamberg 1990; Wolfgang Wüst, Das Hochstift Bamberg als regionale frühmoderne Territorialmacht. Charakteristika eines geistlichen Staates in Franken, in: Berichte des HV Bamberg 143, 2007, im Druck; Dieter J. Weiß, Das exemte Bistum Bamberg, Bd. 3: Die Bischofsreihe von 1522 bis 1693 (Germania Sacra, NF 38,1), Berlin u.a. 2000, S. 19-28, speziell S. 19: Danach verstand sich das Bamberger Domkapitel beispielsweise 1570 als „mit regirender herr und des stifts corpus".
29 Manfred Hörner / Barbara Gebhardt, Buchstabe B, Nr. 429-868 (Bayerische Archivinventare 50/2), München 1996, Nr. 467.
30 Gedruckt: Bamberg 1786.
31 Zitiert nach: Dieter Misch, Die Landeshoheit in Fürth (wie Anm. 20), S. 42.
32 Hubert Rumpel, Zum Streit um die Landeshoheit über Fürth, in: Jahrbuch für Fränkische Landesforschung (künftig: JFL) 11/12 (1953), S. 357-371, hier S. 360. Zum Kommunikationsvorgang vgl. Sabine Ullmann, Friedenssicherung als Kommunikationsereignis: Zur Arbeitsweise des Reichshofrats unter Kaiser Maximilian II., in: Carl A. Hoffmann / Rolf Kießling (Hg.), Kommunikation und Region (Forum Suevicum 4) Konstanz 2001, S. 203-228.
33 Dietmar Willoweit, Rechtsgrundlagen der Territorialgewalt. Landesobrigkeit, Herrschaftsrechte und Territorium in der Rechtswissenschaft der Neuzeit (Forschungen zur Deutschen Rechtsgeschichte 11) Köln u.a. 1975, S. 209.
34 John H. Baker, Die obersten königlichen Gerichte in England 1450 bis 1800; Serge Dauchy, Das Parlement de

Paris. Höchster Gerichtshof in Frankreich; Alain Wijffels, Der Große Rat von Mechelen; Mario Ascheri, Höchste Gerichte in Italien zur Zeit des Ancien Régime; Kjell Å. Modéer, Der schwedische König als Richter im Ostseeraum. Das königliche Hofgericht und das königliche Tribunal in Wismar und Ludwik Lysiak, Die höchste Gerichtsbarkeit in Polen und die Gebiete deutschen Rechts, in: Ingrid Scheurmann (Hg.), Frieden durch Recht. Das Reichskammergericht von 1495 bis 1806, Mainz 1994, S. 347-364; 365-373; 374-383; 428-434; 435-444; 445-450.

35 Vgl. Beispielsweise: Beate-Christine Fiedler, Die Landstände der Herzogtümer Bremen und Verden und das Wismarer Tribunal: Fallstudien zur Besetzung der Richterstellen aus der Einrichtungsphase 1653-1657, in: Nils Jörn (Hg.), Integration durch Recht: Das Wismarer Tribunal, 1653-1806, Köln [u.a.] 2003, S. 65-81.

36 Michel Hofmann, Die mittelalterliche Entwicklung (wie Anm. 21), S. 7-13.

37 Samuel Wilhelm Oetter, Versuch einer Geschichte der durchleuchtigsten Herren Burggraven zu Nürnberg [...], 3 Bde., Franfurt/Main u.a. 1751-1758; ders., Anmerkung über Herrn M. Zänkers Abhandlungen von dem Burggraftum Nürnberg [...], Leipzig 1786.

38 Christoph Jacob von Zwierlein, Historisch-Diplomatische Abhandlung von denen landesherrlichen Gerechtsamen des fürstlichen Hauses Brandenburg über den Marktflecken Fürth [...], Ansbach 1771.

39 Bamberg 1774.

40 Dieter Misch, Die Landeshoheit in Fürth (wie Anm. 20), S. 54.

41 BayHStA, Reichskammergericht, Akten, Nr. 349/II, fol. 561. Argumente zur Echtheit der Bamberger Schenkungsurkunden aus einem Gerichtsakt vom 22.12. 1753.

42 Dieter Misch, Die Landeshoheit in Fürth (wie Anm. 20), S. 55.

43 Helmut Richter, Bamberg und Fürth 1007, in: Josef Urban (Hg.), Das Bistum Bamberg um 1007. Festgabe zum Millennium, Bd. 3, Bamberg 2006, S. 187-190, hier Fußnote 8; Michel Hofmann, Die mittelalterliche Entwicklung (wie Anm. 21), S. 17.

44 Erich Frhr. v. Guttenberg / Alfred Wendehorst, Das Bistum Bamberg, Bd. 1: Teil I und Teil II: Die Pfarrorganisation (Germania Sacra II/ 1,1 und 1,2), Berlin 1937 und 1966, S. 29-45 und S. 10-31; Albrecht Liess, Aus 1200 Jahren. Das Bayerische Hauptstaatsarchiv zeigt seine Schätze (Ausstellungskataloge der Staatlichen Archive Bayerns 11) Neustadt/Aisch 1986, S. 28 f.

45 Manfred Hörner / Barbara Gebhardt, Buchstabe B, Nr. 429-868 (wie Anm. 17), S. 40.

46 BayHStA, Reichskammergericht, Akten, Nr. 349/V, Beilage Nr. 245, fol. 3. Bezug zum Stiftungsakt Heinrichs II. aus einer „Interploration“ des Bamberger Anwalts D.T. Haas an den Kammerrichter vom 14.7. 1777.

47 Dieter Misch, Die Landeshoheit in Fürth (wie Anm. 20), S. 26.

48 Zur Rolle und Bewertung von Gerichtsprotokollen vgl. beispielsweise: Peter Kottmann, Die quantitative und qualitative Auswertung einer frühneuzeitlichen Protokollserie des Gogerichts Grönenberg im Hochstift Osnabrück, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschafts-geschichte 77, 1990, S. 514-529; Wolfgang Prange, Christian Ludwig Ernst von Stemann und die älteren schleswigschen Gerichtsprotokolle, in: Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte 125, 2000, S. 115-124; Wolfgang Wüst, Frühmoderner geistlicher Regierungsstil im Kollegiatstift St. Moritz im Spiegel der Kapitelprotokolle, in: Gernot Michael Müller (Hg.), Das ehemalige Kollegiatstift St. Moritz in Augsburg (1019-1803) – Geschichte, Kultur, Kunst, Lindenberg im Allgäu 2006, S. 239-250.

49 BayHStA, Reichskammergericht, Akten, Nr. 349/I, fol. 192.

50 BayHStA, Reichskammergericht, Akten, Nr. 349/IV, Beilage Nr. 218.

51 Manfred Hörner / Barbara Gebhardt, Buchstabe B, Nr. 429-868 (wie Anm. 17), S. 37.

52 StadtA Fürth, B 57, fol. 492: Collectanea, was 1730-1733 von der Territorial- und Erbschutzherrschaft wegen dompropsteilicher Ansprüche und was in gemeindlichen Strittigkeiten beim Geleitsamt Fürth verhandelt worden.

53 StadtA Fürth, B 57, fol. 625.

54 StadtA Fürth, B 57, fol. 604 v.

55 StadtA Fürth, B 57, fol. 610.

56 Ebd, fol. 616.

57 Markus Gerhard Wawrzynek, Eine der ruhigsten und dem Gesetze folgsamsten Städte des Königreichs? Sicherheitsinstitutionen in Fürth im 19. Jahrhundert. Exzesse, Tumulte, Krawalle und das Bemühen um eine Garnison, Zulassungsarbeit Lehramt an Gymnasien, Erlangen 2002.

58 Wolfgang Wüst, Normen als Grenzgänger. Policey und Wissenstransfer in Süddeutschland vor 1800, in: Konrad Ackermann / Alois Schmid (Hg.), Staat und Verwaltung in Bayern. Festschrift für Wilhelm Volkert zum 75. Geburtstag (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 139) München 2003, S. 287-306.

59 Als Edition für Süddeutschland vgl. Wolfgang Wüst, Die „gute“ Policey im Reichskreis. Zur frühmodernen Normensetzung in den Kernregionen des Alten Reiches, Bd. 1: Der Schwäbische Reichskreis, unter besonderer Berücksichtigung Bayerisch-Schwabens, Berlin 2001; Bd. 2: Der Fränkische Reichskreis, Berlin 2003; Bd. 3: Der Bayerische Reichskreis und die Oberpfalz, Berlin 2004.

60 Rainer C. Schwinges / Klaus Wriedt (Hg.), Gesandtschafts- und Botenwesen im spätmittelalterlichen Europa (Vorträge und Forschungen des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte 60) Stuttgart 2003; Horst Wenzel, Boten und Briefe: Zum Verhältnis körperlicher und nichtkörperlicher Nachrichtenträger, in: ders. (Hg.), Gespräche, Boten, Briefe: Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter, Berlin 1997, S. 86-105.

61 Pierre Monnet, Pouvoir communal et communication politique dans les villes de l´empire à la fin du moyen âge, in: Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte 31, 2004, S. 121-139; ders., Diplomatie et relations avec l'extérieur dans quelques villes de l'Empire à la fin du moyen âge, in: Heinz Duchhardt (Hg.), Krieg und Frieden im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit: Theorie, Praxis, Bilder = Guerre et paix du moyen âge aux temps modernes: Théories, pratiques, représentations, Mainz 2000, S. 73-101; Wolfgang Wüst, Reichsstädtische Kommunikation in Franken und Schwaben. Nachrichtennetze für Bürger, Räte und Kaufleute im Spätmittelalter, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte (künftig: ZBLG) 62, 1999, S. 681-707; ders, Netzwerke in Franken. Zwischenstaatliche Kommunikation in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, in: Erich

Schneider (Hg.), Nachdenken über fränkische Geschichte. Vorträge aus Anlaß des 100. Gründungsjubiläums der Gesellschaft für fränkische Geschichte vom 16.-19. September 2004 (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte IX/ 50) Neustadt/Aisch 2005, S. 107-128.

62 Dieter Rübsamen, Das Briefeingangsregister des Nürnberger Rates für die Jahre 1449-1457 (Historische Forschungen 22) Sigmaringen 1997; Albert Gümbel, Einlaufregister des Nürnberger Rates aus dem 15. Jahrhundert, in: Archivalische Zeitschrift 38, 1929, S. 59-73; Miloslav Polívka, Nürnberg als Nachrichtenzentrum in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, in: Hans-Dieter Heimann/ Ivan Hlavácek (Hg.), Kommunikationspraxis und Korrespondenzwesen im Mittelalter und in der Renaissance, Paderborn 1998, S. 65-177. Zur Quellengattung mit frühen Beispielen für Franken vgl. Joachim Wild, Die Fürstenkanzlei des Mittelalters. Anfänge weltlicher und geistlicher Zentralverwaltung in Bayern (Ausstellungskataloge der Staatlichen Archive Bayerns 16) München 1983, S. 96-101.

63 Vgl. u.a. Carina Untheim, 'Vnser freundlich willig dienst vnd gruß zuvor...' Das städtische Boten- und Nachrichtenwesen mit Blick auf die Reichsstadt Weißenburg in der Frühen Neuzeit, Magisterarbeit, Erlangen 2006; Ute Jäger, Weißenburg und seine Beziehungen zu den schwäbisch-fränkischen Reichsstädten im Spätmittelalter, in: Helmut Flachenecker / Rolf Kießling (Hg.), Städtelandschaften in Altbayern, Franken und Schwaben. Studien zum Phänomen der Kleinstädte während des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit (Beihefte der ZBLG 15), München 1999, S. 188-220.

64 Dieter Rübsamen, Das Briefeingangsregister des Nürnberger Rates (wie Anm. 62) S. 14 f. Vgl. auch mit knapper Berücksichtigung spätmittelalterlicher Nachrichtenübermittlung Lore Sporhan-Krempel, Nürnberg als Nachrichtenzentrum zwischen 1400 und 1700 (Nürnberger Forschungen 10), Nürnberg 1968, S. 21-28.

65 Erich Keyser / Heinz Stoob (Hg.), Bayerisches Städtebuch, Teil 1 (wie Anm. 9), S. 208.

66 StadtA Fürth, B 30, fol. 129 f.

67 BayHStA, Reichskammergericht, Akten, Nr. 349/IV, Beilage Nr. 218, S. 110-126: „Extract aus denen ober-amt-Cadolzburgischen gerichts-büchern des hoch-fürstl. haußes Brandenburg-Onolzbach von territorial- und fraischlicher hoher obrigkeits wegen durch ermeldtes ober-amt in dem hofmarck Fürth dann andern um denselben gelegenen dorffschafften seit dem jahr 1750 biß zu ende des monaths 1754 verübte actus possessoris betreffend“. Vgl. neuerdings für die fränkische Reichsritterschaft auch: Marina Heller, Hochgericht und Kriminalität in der Reichsritterschaft. Das Beispiel der Herrschaft Sugenheim, in: JFL 65, 2005, S. 105-133.

68 In Auswahl für paritätische Modelle: Etienne François, Die unsichtbare Grenze. Protestanten und Katholiken in Augsburg 1648-1806 (Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg 33) Sigmaringen 1991; ders, De l'uniformité à la tolérance: confession et société urbaine en Allemagne, 1650-1800, in: Annales 37, 1982, S. 783-800; Wolfgang Wüst, Konfession, Kanzel und Kontroverse in einer paritätischen Reichsstadt. Augsburg 1555-1805, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 134, 1998, S. 123-149; ders., Der frühmoderne „Ernstfall“ für Aufklärung, Toleranz und Pluralismus, in: Christian Augustin / Johannes Wienand / Christiane Winkler (Hg.), Religiöser Pluralismus und Toleranz in Europa. Berichte des 3. Konstanzer Europakolloquiums vom 21.-23. April 2005, Wiesbaden 2006, S. 53-68, 353-378.

69 Vgl. hierzu Wolfgang Wüst, Bamberg als Hochstift. Zur Typologie geistlicher Staaten in der Frühmoderne, in: Wolfgang Reddig (Hg.), Unterm Sternenmantel – 1000 Jahre Bistum Bamberg 1007-2007. Ausstellungskatalog, Bamberg 2007, im Druck.

Axel Gotthard

„Reuter und Beuter“. Der Dreißigjährige Krieg in Fürth, um Nürnberg und in Mittelfranken

Es entspricht der föderativen Organisation der europäischen Mitte in der Vormoderne[1], dass sich auch krisenhafte Zuspitzungen und kleine Katastrophen häufig in dieser Region so, in diesem Landstrich anders – oder gar nicht auswirkten. Als Student und Doktorand den historischen Hinterlassenschaften im näheren und weiteren Umfeld Tübingens auf der Spur, war ich gewohnt, dass die Info-Tafeln an Burganlagen und Ruinen alle erzählten: „ausgebrannt im Bauernkrieg“. In den frühen Neunzigerjahren meine neue fränkische Heimat durchstreifend, überraschten mich ganz andere Texte: Die Mauerreste hatte alle ein mir anfangs gar nicht geläufiger „Markgräflerkrieg“ verkohlt. Ich lernte, dass der Bauernkrieg in der Fränkischen Schweiz nicht so heftig war wie auf der Schwäbischen Alb, wo man andererseits keinen Markgrafenkrieg verkraften musste.

1. Die Kriegszerstörungen seit 1619 – nationales Kollektivtrauma oder Forschungsmythos?

Zu den wenigen Katastrophen, die vor der Erfindung von Fern- und Massenvernichtungswaffen, unter den ganz andersartigen Mobilitäts- und Kommunikationsbedingungen der Vormoderne und trotz der ausgeprägt förderativen politischen Organisation der europäischen Mitte die ganze „teutschen nation" traumatisiert haben, gehört der Dreißigjährige Krieg. Hat er diese Nation, im gemeinsam durchlebten Leid, so recht erst zusammengeführt? Vermutlich trug er dazu bei[2], ein am Beginn der Neuzeit noch steiles Integrationsgefälle vom südwestdeutschen Reichskern hinab nach dem Nordosten deutlich einzuebnen – im 18. Jahrhundert wird es unter anderen Vorzeichen (nämlich des preußisch-österreichischen Dualismus wegen) wieder steiler werden.[3]

Oder waren die Kriegserlebnisse für Frau Hinz und Herrn Kunz gar nicht so einschneidend? Die wirtschaftlichen, sozialen und demographischen Folgen des Dreißigjährigen Krieges für Mitteleuropa sind seit rund eineinhalb Jahrhunderten, also seit sich Historiographie als Wissenschaftsdisziplin formierte, umstritten. Malten manche Pioniere der Geschichtswissenschaft Schreckensbilder von flächendeckender Verwüstung und menschenleerer Ödnis[4] – Vorstellungen, denen der just jetzt wiederentdeckte „Abenteuerliche Simplicissimus“ Grimmelshausens außerfachlichen Auftrieb gab –, sprachen vor allem Autoren, die über die sich anschließende „absolutistische" Epoche[5] schrieben, mit rascher Erholung und neuem Glanz konfrontiert, in ihren Rückblicken deutlich nüchterner von den anscheinend gar nicht so desaströsen Kriegsjahren. Am weitesten trieben solche Verharmlosung einige angelsächsische Darstellungen, so titelte Robert Ergang „The Myth of the All-Destructive Fury of the Thirty Years´ War“[6], und Samuel H. Steinberg behauptete in seiner Gesamtdarstellung „The Thirty Years´ War“, Deutschland sei es 1648 alles in allem besser gegangen als 1618.[7]

Ehe ich frage, ob Mittelfranken in den dreißig Kriegsjahren so prosperierte, wie es Steinberg folgend wahrscheinlich wäre, sollte ich mit einigen wenigen Sätzen wieder in Erinnerung rufen, um was es sich da eigentlich handelt, beim „Dreißigjährigen Krieg". Noch die knappste Skizze ist vom Vorverständnis dieser Katastrophe abhängig. Weil ich, anders als manche Kollegen, der festen

Überzeugung bin, dass der Dreißigjährige Krieg nicht überfallsartig von außen her über ein kerngesundes Reich gekommen ist, sondern dass die Kriegsursachen[8] in den konfessionspolitischen Verwerfungen des Reichsverbandes selbst wurzeln, muss ich im Jahr 1555 beginnen. Der damals verabschiedete Religionsfrieden[9] war in europäischem Maßstab avantgardistisch. Und eine Generation lang schien er auch die europäische Mitte tatsächlich zu befrieden. Der Reichsverband war nach 1555 eine Zeitlang unterwegs zu integrativer Verdichtung über weltanschauliche Gräben hinweg, aber am Ende relativierten nicht die systemimmanenten politischen Sachzwänge den konfessionellen Dissens, sondern das doppelte Wahrheitsmonopol schüttelte ihm nicht frommende Zwänge ab. Deren Sachlogik war indes unabweislich, das politische System wurde blockiert und trudelte dann in den dreißigjährigen deutschen Konfessionskrieg. Die konfessionelle Polarisierung, die dieses Desaster verschuldet hat, wurzelt im damals längst notorischen Auslegungskampf um die angemessene Interpretation der Augsburger Ordnung von 1555. Über diesem Deutungskrieg fielen nacheinander die Reichsorgane aus, dem Reich eigneten im frühen 17. Jahrhundert keine konfliktkanalisierenden Foren friedlichen Interessenausgleichs mehr. Man setzte sich mit Repräsentanten der anderen Konfession gar nicht mehr an einen Tisch, setzte seine Feindbilder nicht mehr dem Realitätstest aus. Gestörte Kommunikation – Sprachlosigkeit – die Waffen sprechen: in diesem unheilvollen Dreischritt[10] schlitterte das Reich in den großen deutschen Konfessionskrieg. Fast wäre der sprichwörtliche Funken 1610, dann erneut 1614 vom Niederrhein her geweht[11], damals halfen letzte verzweifelte Löscharbeiten noch; wir alle wissen, dass der verhängnisvolle Funkenschlag dann tatsächlich 1618 aus Böhmen[12] kam.

Was danach passierte, teilen wir üblicherweise in vier Kriegsphasen ein: Böhmisch-pfälzischer Krieg, Niedersächsisch-dänischer Krieg, Schwedischer Krieg, Französisch-schwedischer Krieg. Während der beiden ersten Phasen behielt der Krieg seinen Charakter als deutscher Konfessionskrieg bei, wie 1629 das Restitutionsedikt anzeigt.[13] Danach hat sich diese Auseinandersetzung entkonfessionalisiert und internationalisiert, zum europäischen Hegemonialkampf der Häuser Habsburg und Bourbon. Die ersten drei Kriegsphasen gewann die kaiserlich-katholische Seite, die vierte nicht mehr. Soviel zum Wiedererinnern. Nachdem ich etwas Streulicht auf das Große und Ganze geworfen habe, will ich fortan Franken fokussieren. Ich habe mich für ein wissenschaftlich anfechtbares Verfahren entschieden, das der regionale Anlass – ein Stadtjubiläum – entschuldigen mag: Nahm im Geiste einen Zirkel zur Hand, der ums Becken von Nürnberg und Fürth einen Umkreis von vielleicht 15 Kilometern zieht.[14] Was draußen liegt, interessiert wenig. Außerhalb dieses imaginären Zirkelschlags liegt die Aufmerksamkeitsschwelle hoch und mit wachsender Distanz immer höher. Je weiter weg ein Kriegsereignis stattfand, desto gravierender muss es gewesen sein, um noch in meiner Studie erwähnt zu werden. Ich habe mir also selbst Scheuklappen angelegt, mich selbst mit lokalpatriotischer Borniertheit geschlagen. Auch diese Scheuklappe gehört dazu: Ich schildere das Geschehen nicht aus der Warte der Entscheidungsträger – was auch eine legitime Sichtweise wäre –, sondern aus der der Opfer, der mehr oder weniger passiv Erleidenden.

2. Der Dreißigjährige Krieg in Franken – die „Schwedenzeit“?

In der volkstümlichen Überlieferung Frankens drängt sich der Dreißigjährige Krieg zur „Schwedenzeit“ zusammen. Dass sie als überaus einschneidend erlebt wurde, zeigen viele Volksetymologien. Da mutieren Altläufe von Flüssen zum „Schwedengraben“, alte Bäume zur „Schwedenföhre“, Hügellinien zur „Schwedenschanze“.[15] Die heimatkundli-

che Forschung ließ sich über Gebühr davon beeinflussen, in zahllosen Ortsgeschichten wird der Eindruck erweckt, die Territorien des Fränkischen Reichskreises hätten vor 1631 gar nichts vom Dreißigjährigen Krieg mitbekommen. Nichts ist verkehrter als dieser Fehlschluss! Franken[16] erlitt von Anfang an zahllose Durchmärsche und Einquartierungen. Es liegt natürlich an seiner geostrategischen Lage: selbst konfessionell zersplittert, war Franken das Vorfeld der katholischen Großmächte Österreich und Bayern, von dort führten strahlenförmig die Straßen zur Weser, zur Elbe, zum Rhein. Militärisch gesehen, war Franken oft genug das Glacis; oder die innere Linie, von der aus die Truppen nach Nordosten, Norden und Westen hin oder auch südwestwärts in Bewegung gesetzt wurden. Zumal das Becken mit Nürnberg und Fürth war Kreuzungspunkt einer Reihe wichtiger Handelswege[17], die nun zu Heerstraßen wurden. Der Handelsplatz Nürnberg mutierte fast notorisch zum Etappenhauptort. Übrigens war Nürnberg ein hochrangiges, wohl das wichtigste Zentrum für Kriegsmaterialhandel im Reich.[18] Der Volksüberlieferung zum Trotz lag die evangelische Reichsstadt[19] tatsächlich bis 1631 im kaiserlichen Einflussbereich. Auch die Gemeinden ringsum waren von Anfang an und über eine Dekade lang Etappenorte der kaiserlichen und ligistischen Heere. Die geostrategischen Rahmenbedingungen waren gerade für die evangelische Reichsstadt heikel: Im Norden das Hochstift Bamberg mit seinen Forchheimer Bastionen, im Süden die katholische Hauptmacht Bayern, zu der nun auch die Oberpfalz gehörte, mitten im Nürnberger Gebiet die stachlige Enklave der bayerisch besetzten Festung Rothenberg[20]. Man war verwundbar, damit auch erpressbar, unter anderem wanderten damals mehrere Dürer-Bilder nach München[21], wo sie heute in der Alten Pinakothek bewundert werden können, ohne dass sich Nürnberg durch diesen kulturellen Aderlass dauerhaft von den Kriegsbelastungen hätte freikaufen können.

Durchmärsche, Einquartierungen, erzwungene Geldzahlungen und Lebensmittellieferungen, Plünderungen, Exzesse jeglicher Art: nicht, dass das nun im Wortsinn all-täglich wurde. So, wie Hungersnöte vor dem Aufkommen moderner Transportmittel häufig etwas sehr Kleinräumiges gewesen sind, konnte auch der subjektive Kriegszustand am nächsten Bergrücken enden. Frühneuzeitliche Grenzerfahrungen[22] waren von unseren ja schon wegen des divergierenden Reisetempos sehr verschieden, und die militärische Mobilität der Frühen Neuzeit unterschied sich von der modernen noch eklatanter als die zivile: denn die damaligen Söldnerheere mit ihrem riesigen Tross[23] bewegten sich besonders langsam. Wer gerade ohne Kriegseinwirkungen lebte, musste nicht ständig damit rechnen, dass sich das in der nächsten Minute (beispielsweise eines Bombergeschwaders wegen) womöglich schlagartig änderte. Trotzdem war es zweifelsohne eine hohe emotionale Belastung, viele Jahre lang nie wirklich sicher sein zu können, auch nicht auf gewissermaßen mittlere Frist, stets mögliche Kriegseinwirkungen in die eigene Lebensplanung einbeziehen zu müssen. Zumal ja neben der Behelligung durch reguläre Söldnertruppen, deren Kommen und Gehen dank eines ausgetüftelten Nachrichtensystems der territorialen Obrigkeiten einigermaßen vorhersehbar war, oft Überfälle durch Marodeure drohten: einzeln oder in Gruppen herumschweifende ehemalige, dann „marode“, also kampfunfähig gewordene oder auch entlaufene Soldaten, die sich außer mit Bettelei durch Kleinkriminalität und Plünderungen über Wasser halten mussten. So lebte eben doch eine Generation im fast permanenten Alarm- und Angstzustand. Es sind einige Kirchenbücher aus der Region erhalten[24], geradezu toposartig begegnet dort in geringen Variationen immer wieder dieser Eintrag: „Hab nit predigen können, weil die Leut zerstreut gewesen“, oder: „hat nichts verricht werden können, weil die Leut fliehen müssen“. Viele Lücken und Nachträge künden davon, wie häufig sich die Pfarrer, nicht anders als ihre Schäflein, auswärts, wohl vor allem hinter den Mauern Nürnbergs aufhielten.

3. Die Chronologie des Schreckens in und um Fürth

a) Zerstörungen von Anfang an

Die Chronologie des Schreckens ist für Fürth nicht umfassend aufgearbeitet, aber zerstreute heimat- und regionalgeschichtliche Arbeiten durchmusternd, wird man schon für 1619 zweimal fündig: Ernst Deuerlein berichtete 1934 in einem Zeitungsartikel über Erlangen im Dreißigjährigen Krieg, im Juli 1619 seien markgräflich-bayreuthische Truppen angewiesen worden, das schon ausgesogene Gebiet um Erlangen zu verlassen und nach Fürth zu ziehen.[25] Franz von Soden weiß in seiner „Kriegs- und Sittengeschichte der Reichsstadt Nürnberg", eine Abteilung Nürnberger Reiter sei 1619 in Fürth einquartiert worden und habe dort „übel" gehaust.[26] Im Juli 1620 soll kaiserliches und bayerisches Kriegsvolk durchgezogen sein, Nürnberger Akten verzeichnen die Entschädigungssummen des Magistrats für die Fürther Wirte.[27] Wieder anderswo, in einem Aufsatz Helmut Weigels, erfahren wir, dass Ernst von Mansfeld, aus Nordböhmen abziehend, mit rund zwanzigtausend Söldnern am 12. Oktober 1621 von Schweinau herkommend in Fürth eingezogen sei[28], um es am 14. wieder zu verlassen[29]; die meisten Fürther waren mit Vieh und tragbaren Habseligkeiten nach Nürnberg geflüchtet, was zurückblieb, wurde geraubt, die Mansfeldischen beschädigten die Synagoge schwer.[30] Ihnen hinterher, in die bereits ausgesogenen Landstriche, zogen katholische Truppen, rund 22.000 Mann unter Tilly, sie betrachteten die evangelischen markgräflichen Gebiete sichtlich als Feindesland und traktierten es entsprechend.[31] Für rund zehn Tage nahm der Ligageneral sein Hauptquartier in Fürth, die Synagoge wurde zum Gefängnis für disziplinlose Söldner umfunktioniert. Genützt hat es offenbar wenig. Ich zitiere das Kirchenbuch von Eltersdorf zum 19. Oktober des Jahres: „Seind die bayrischen Soldaten von Fürth hierher kommen, die Kirchen und das ganze Dorf ausgeplündert, darüber etliche [sc. Söldner] von den Bauern sind erschlagen worden." Also, die Einwohner Eltersdorfs setzten sich zur Wehr – was ihnen schlecht bekam. Ich zitiere weiter: „Darumb ihr", also der Tillyschen, „des nächsten Tags mehr kommen, das Dorf angesteckt." An die 20 Gebäude seien abgebrannt, darunter das Pfarrhaus.[32]

Im folgenden Jahr 1622 hieß der Schreckensruf allenthalben: „Kosaken". Tatsächlich handelte es sich um wohl an die zehntausend[33] polnischer Reiter, die im Frühjahr durchs Nürnberger Becken der Rheinpfalz zuzogen, im Frühherbst, nachdem die Ligatruppen Heidelberg gestürmt hatten, wieder in ihre polnische Heimat zurückkehrten. Drei Tage lang lagerten sie im Oktober in und um Fürth – drei Tage, die offenbar ausreichten, um den Ort gründlich zu verwüsten. Die Synagoge war ihr Pferdestall, die sie begleitenden „kosakischen Pfaffen" zeigten angeblich gern Silbermünzen mit dem Bild Luthers her, um darauf zu spucken und dann feixend auszurufen: „Da seht ihr euern Heiligen!"

Für die Jahre 1623 und 1624 berichten uns die gängigen Überblicksdarstellungen, dass letzte Nachbeben des Böhmisch-pfälzischen Krieges weitab von Franken stattgefunden hätten. Der mikroskopische Blick aufs Nürnberger Becken lässt aber keine Beruhigung erkennen. Im Juni 1623 kamen kaiserliche Truppen aus der Unterpfalz, um drei Tage lang leidlich friedlich Rast in Fürth zu machen.[34] Wesentlich schwieriger zeigten sich rund zweihundert Reiter, die sich in der dritten Novemberwoche in Fürth sammelten[35], um von dort nach Böhmen weiterzuziehen[36] – sie unterstandem dem später, Schillers wegen („ich kenne meine Pappenheimer"), berühmten, vor allem aber berüchtigten (Gustav Adolf wird ihn als „Bluthund" charakterisieren) Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim. Während Fronmüllers Chronik der Stadt Fürth der Ansicht ist, dass die Pappenheimer „übel hausten"[37], wundert sich die Pappenheim-Biographie der Schweizer Historikerin Barbara Stadler über das kecke Verhalten der Fürther, die beispielsweise „mit Brachialgewalt Soldaten aus dem Wirtshaus" geworfen hätten, und

übrigens sei Nürnberg damals bei den Militärs als „empfindliche Kommune“ bekannt gewesen, die alle „von oben herab“ behandelt, so soldatischen Mutwillen geradezu provoziert habe.[38] Am Ende desselben Novembers 1623 richteten aus Hessen heranziehende Ligatruppen fünf Tage lang großen Schaden an.[39] Am 31. Mai des folgenden Jahres weilte der Ligageneral, Tilly, selbst mit 80 Reitern in Fürth, übernachtete auch dort.[40] Und so ließe sich die für die Nachlebenden ermüdende, für die Erlebenden und Erleidenden aufreibende Reihe fortsetzen: Im Januar 1625 wälzen sich in Böhmen nicht mehr benötigte kaiserliche Truppen über Hersbruck durch Fürth[41], im Frühsommer 1626 zieht der Oberösterreichische Bauernkrieg eine ganze Reihe von Regimentern in rascher Abfolge südwärts durchs Nürnberger Becken.[42] Pfarrer Tobias Bischof hielt am 23. Juli 1626 fest, er habe in St. Michael vor lauter dort deponierten Habseligkeiten kaum Platz gefunden, um eine Trauung vorzunehmen, und eine Taufe deshalb sogar im Pfarrhof verrichten müssen, weil der Taufstein nicht mehr zugänglich gewesen sei.[43] Fürth war nicht befestigt, wenn die Zeit nicht ausreichte, sich hinter die Mauern der benachbarten Reichsstadt zu flüchten, bot allein St. Michael mit dem ummauerten Kirchhof notdürftig Schutz.

Sah Mittelfranken von 1619 bis 1626, schlimm genug, `lediglich´ Durchzüge, wurde es im Winter 1626/27 erstmals für längere Zeit Quartiergebiet, für Ligatruppen. Das bislang je und je akute, doch vorübergehende Elend chronifizierte sich gewissermaßen. „Einquartierungen“ – das klingt harmlos. Für das betroffene Gebiet hieß das aber bestenfalls, von den allfälligen irregulären Übergriffen, Gewalttätigkeiten, Diebstählen einmal abgesehen, ganz regulär: immense materielle Leistungen. Die jeweilige Bevölkerung musste erstens Unterkünfte stellen, sich selbst in verbleibenden kleinen Stuben zusammendrängen, von einem Privatbereich[44] oft keine Rede mehr! Mit den Räumlichkeiten war auch das sogenannte „Servis“ zu stellen: mindestens Licht, Brennholz, Salz. Zweitens legten die für die Versorgung der Truppe zuständigen Regimentsstellen Vorratssammlungen an: Speisen und Getränke für die Söldner, Futter fürs Vieh. Man nannte eine derartige Vorratssammlung eine „Commiß“, mancher wird „Kommißbrot“ kennen, das Wort kommt daher. Diese Vorräte wurden nach bestimmten, genau festgelegten „Rationen“ ausgeteilt – oft bekam ein einfacher Kriegsknecht pro Tag ein Pfund Fleisch, zwei Pfund Brot und drei Kannen Bier. Einzusammeln hatten die Vorräte die regulären Landesbehörden, die dafür theoretisch Geld vom Regiment bekamen und dieses theoretisch der liefernden Bevölkerung weiterreichten.[45] Theoretisch: wirklich auf ihre Kosten kam die Bevölkerung dabei nie, zumal erst nach dem Friedensschluss abgerechnet wurde, wenn sich die abgedankte Truppe längst in alle Winde zerstreute.

Zurück in den Winter 26/27, zurück ins Nürnberger Becken! Die bisherigen Hauptkampfgebiete waren zu verwüstet, um noch allen Truppen Winterquartiere bieten zu können. In Nürnberg lagen, bis weit ins kommende Frühjahr hinein, drei Kompagnien eines ligistischen Reiterregiments. In diesem Frühjahr wurde das Nürnberger Territorium außerdem zum ersten mal Musterplatz.[46] Das Kirchenbuch von Großgründlach bietet zum 7. März 1627 diesen Eintrag: „Von dato an bis uff die nächstfolgende benannte Zeit“ – und das wird der 4. Juli sein! – „ist niemand zu Gottes Tisch gangen, wegen des markgräfischen Kriegsvolks und Kühdiebe halber, so ein viertel Jahr umb die Stadt gelegen und alles, was sie antroffen, geraubt und gestohlen, mich auch ziemblich. Bin nun zum dritten Mal ausgeplündert worden.“[47] Etwas außerhalb unseres imaginären fünfzehn-Kilometer-Kordons versuchten dieselben markgräflichen Truppen, Velden zu stürmen, weil es ihnen die Quartiernahme verweigert hatte. Sturmversuche, Brandfackeln, Sprengungen ... es ist ein regelrechter Krieg im Kleinen, wie oft, streichen die Quellen auch die Verteidigungsarbeit der Frauen heraus, die Kugeln gossen, Milch und Wasser kochten, das dann ihre Männer aus den Schießscharten

kippten. Nach sieben Stunden zogen die Truppen unverrichteter Dinge in Richtung Hartenstein davon.[48]

Durchzüge, Quartiernahmen ... Ende Februar 1628 rastete friedländisches Volk unter Montecuccoli um Nürnberg, Ende März wurden zwei Schönbergsche Reiterkompagnien nach Fürth gelegt.[49] Es nützte nichts, dass sich die Reichsstadt Nürnberg teuer eine friedländische Salvaguardia erkauft hatte: Die Reiter waren ligistisch, was scherten sie Zusagen des kaiserlichen Oberbefehlshabers Wallenstein? Im Brucker Kirchenbuch hielt Pfarrer Johann Dorsch am 4. März 1628 das fest: „An diesem Tag ein großer Durchzug gewesen, und die Einquartierten allhie allenthalben übel hausgehalten, auch mit Gewalt ins Pfarrhaus gebrochen, geraubt und gestohlen, auch das Kelchlein, so man bei den Kranken pflegt zu brauchen, mitgenommen. Ach Gott, sei uns gnädig!“[50]

War er gnädig, mit dem Nürnberger Raum? Die erhaltenen Kirchenbücher (von Vach, Bruck, Eltersdorf, Großgründlach) berichten in den Jahren 1629 bis 1631 nicht mehr über schlimme Belastungen. Doch stieß Franz von Soden, der um 1860 die nürnbergischen Kriegsakten durchforstet und in ausführlichster Paraphrase ausgebreitet hat, dort unter anderem auf diese Angaben: die Schönbergischen Reiter seien weiterhin, bis in den Juli 1630 hinein, in Fürth geblieben, hätten den Bauern die Hühner weggefangen, die Schafe geschlachtet, die Teiche leergefischt. Im September 1630 hätten Kürassiere einige Häuser eingeäschert, im Dezember desselben Jahres ein Trupp Kroaten Fürth und Umgebung unsicher gemacht. Für den Sommer 1631 meldet Soden die Quartiernahme eines aus Italien herrückenden Riesenheeres von achttausend Mann in Fürth und Umgebung, ihm seien im Spätsommer bayerische Truppen gefolgt, schließlich einige kaiserliche Kompagnien.[51] War Gott doch nicht so gnädig mit den Fürthern? Wer wissen will, wie es außerhalb unseres Kordons zuging, braucht, beispielsweise, nur in eine 1850 vorgelegte Materialsammlung über „das Fürstenthum Bayreuth im dreißigjährigen Kriege“[52] zu schauen: schlimme Plünderungen und Verwüstungen in Neustadt an der Aisch, Erlangen, Baiersdorf, Heroldsberg, Kalchreuth.

Es sind kleine Katastrophen, überregional unbeachtete Katastrophen, aber Katastrophen eben doch. Aus höherer Warte – freilich, sie kann keinen Betroffenen trösten, das Unfassliche lediglich erklären – sind es Fernwirkungen wichtiger Entscheidungen, die anderswo fielen. Weil der Frieden von Lübeck 1629 den Krieg des Kaisers mit Dänemark beendet hatte, konnte er sich nun endlich kraftvoll einem wichtigen Nebenkriegsschauplatz widmen: dem Mantuanischen Erbfolgekrieg. Bald standen die besten, die kriegserprobten kaiserlichen Truppen in Oberitalien, dorthin gezogen sind sie durch Mittelfranken. Weil sich dann freilich Schweden in Norddeutschland festsetzte, wurden die Fürther, im Zuge einer großen Rückwärtsbewegung nach dem Norden hin, endlich nach 122 Wochen die Schönbergischen Reiter los.[53] Die Kraftlinien gingen nicht von Franken aus, haben es aber immer wieder unheilvoll erreicht, noch die Ausläufer des großen Kriegsgeschehens konnten unzählige Lebensplanungen durchkreuzen. Was scherte es die Opfer, ob sie im Zentrum des Kriegsgeschehens standen, oder ob sie ihre persönliche Katastrophe auf einer Nebenbühne ereilte?

b) Mittelfranken wird Hauptbühne im Kriegstheater

Im Jahr 1632 wurde Mittelfranken Hauptbühne, Nürnberg Zentrum des militärischen Geschehens – aber da die Fürther nürnbergische Geschichte nicht so gänzlich ignorieren, wie das umgekehrt der Fall zu sein scheint, kann ich mich darauf hinausreden, dass der Leser schon Bescheid wissen wird, und deshalb kurz fassen. Bekanntlich waren die Schwedischen nach der Schlacht bei Breitenfeld im September 1631 gen Franken vorgerückt, hatten sie Mitte Oktober Würzburg[54] eingenommen, im Frühjahr 1632 dann weite Teile des Hochstifts Bamberg, nicht aber Forchheim. Nürnberg wurde nun zu einem erstrangigen strategischen Punkt.[55]

In den protestantischen Gebieten Frankens und Schwabens bejubelte man Gustav Adolf als Befreier[56], am Straßenrand, in Dankgottesdiensten, in Bild, Publizistik und Dichtung; man trug aus Silber gegossene Bildnisse Gustav Adolfs um den Hals, ja, es wird berichtet, dass mancherorts die Einwohner vor Stichen mit seinem Antlitz betend niedergekniet seien.[57] Die Entscheidungsträger des evangelischen Deutschland freilich, hin- und hergerissen zwischen Kaisertreue und Lehnspflichten einerseits, konfessioneller Solidarität andererseits, wären überwiegend gern neutral geblieben, so auch der Magistrat Nürnbergs. Doch duldete der Schwedenkönig keine Neutralität. „Was ist denn doch das für ein Ding neutralität – ich verstehe es nicht", erklärte er einmal dem verdutzten Emissär des Kurfürsten von Brandenburg. Er verstand natürlich sehr wohl, ließ aber die Denkfigur Neutralität (zum völkerrechtlichen Titel gerinnt sie erst im 18. Jahrhundert) vor den Denkkategorien des Bellum iustum nicht gelten – aus demselben Dialog[58]: „Hier streitet Gott und der Teufel. Will Seine Liebden es mit Gott halten, wohl, so trete sie zu mir; will Sie es aber lieber mit dem Teufel halten, so muß Sie fürwahr mit mir fechten, tertium non dabitur", ein Drittes gibt es nicht. Auch nicht für Nürnberg[59]: Gleichsam in zwei Etappen (Abmachungen vom November 1631 und vom März 1632[60]) trat die Reichsstadt auf die Seite Schwedens. Schon der Winter 1631/32 sah viele Truppenbewegungen, die das Nürnberger Becken tangierten, scharenweise flüchteten die Bauern wieder und wieder in die Wälder oder hinter die Mauern der Reichsstadt. Im August, dann erneut im September 1631 lagerten katholische Truppenverbände in und um Fürth, die Stadt war Hauptquartier des bekannten Ligagenerals Johann von Aldringen.[61] Im November streiften ligistische Reiterscharen in die Regnitzebene nördlich Fürths, erzwangen Ligatruppen die Öffnung der nürnbergischen Festung Lichtenau. Im Zuge großangelegter katholischer Blockadeversuche wurden Kalchreuth und Eschenau militärisch besetzt. Es gab viel Hin und Her – außerhalb unseres imaginären Kordons erwähne ich nur, dass die Schwedischen Bamberg eroberten, um es wieder an Tilly zu verlieren.[62]

Viel Hin und Her also – man mag es als Bewegungskrieg etikettieren. Im Sommer 1632 wurde daraus ein Stellungskrieg just in und um Nürnberg und Fürth; Eduard Rühl titelte 1932, wenige Jahre, ehe sich andere Parallelen angeboten hätten: „Die Schlacht an der Alten Veste ... das Verdun des dreißigjährigen Krieges".[63] Schildern muss ich diese im Vergleich zu allen anderen Kriegsereignissen in der Region nur zu bekannte Schlacht hier nicht. Bekanntlich setzte sich eine zuletzt[64] wohl deutlich über vierzigtausend Mann starke schwedische Armee unter Gustav Adolf in und um Nürnberg fest. Bekanntlich schlug eine wohl etwas mehr als fünfzigtausend Mann starke Armee unter Wallenstein nur wenige Kilometer entfernt bei Zirndorf oberhalb des Regnitztales ihr befestigtes Lager auf. Bekanntlich muss man zu solchen Zahlen immer noch den Tross dazuzählen.[65] Bekanntlich kann man Reste des Wallensteinschen Lagers von rund 16 Kilometern Umfang noch heute besichtigen. Bekanntlich war dieses Lager Herzstück eines weitgespannten Blockaderings[66] um die Reichsstadt, der die Schwedischen aushungern sollte und tatsächlich – soweit es die damaligen logistischen Möglichkeiten zuließen – die ganze Region aushungerte; weil die Schwedischen wiederum Wallensteins zentrales Nachschublager zerstörten, hungerte man auch im Lager bei Zirndorf.[67] Bekanntlich war es ein schlimmer Sommer für alle, die Soldaten, die Einheimischen[68] – der Nürnberger Lukas Behaim notierte lakonisch: „Vom Feinde drei Monat belagert, vom Freund vier Monat ausgefressen". Bekanntlich setzte in der vor Flüchtlingen und Soldaten überquellenden Reichsstadt ein Massensterben ein. Trauriges Finale war besagte Schlacht an der Alten Veste, ein blutiges Treffen ohne eindeutigen Sieger. Danach zogen die beiden Riesenheere aus einer Region, die sie nicht mehr ernähren konnte[69], nordwärts ab. In die Erleichterung der Zurückbleibenden mischte sich neues

Leid – die kaiserlichen Truppen legten noch beim Abzug kilometerbreite Schneisen der Verwüstung. Robert Monro, Oberst über ein Schottenregiment in Diensten Gustav Adolfs, mokiert sich in seinen Aufzeichnungen, natürlich nicht ganz unparteiisch: „Wir erfuhren, dass Herzog Wallenstein und der Herzog von Bayern mit ihren Armeen aufgebrochen seien und ihren Marsch über Fürth nach Buch, dann nach Forchheim genommen hätten, wobei sie alle Dörfer in unmittelbarer Nähe von Nürnberg niederbrannten, was ihre größte Heldentat in diesem Sommer war."[70] Man sollte Exzesse gewiss nicht einseitig verorten, aber gingen damals die Kaiserlichen im evangelischen Feindesland besonders rücksichtslos vor? Klara Staiger, Nonne in Kloster Mariastein bei Eichstätt – sie war natürlich auf Erzählungen angewiesen – hielt das in ihrem Tagebuch fest: „Die unsrigen sein umb vil vil 1000 Mann störckher gewesen, Haben aber wenig außgericht, sunder nur land und leuth, wo sie hinkomen, verderbt, kirchen und clöster mehr als der feindt selbsten beraubt und sein biß in dritte monat, gegen ein ander vor Nürnberg gelegen." Und, an anderer Stelle: Nichts ist „sicher geweßen, vor unsern soldaten, haben mer als die schwedische selbs geplindert".[71]

Fürth bekam viele Facetten des politischen und militärischen Hin und Her zu spüren. Ehe Gustav Adolf im März zum ersten Mal in Nürnberg einzog, ließ er seine Armee auf der Fürther Hard lagern – damals keine Trabantenstadt, sondern eine kahle Kuppe[72], die wie geschaffen schien als Sammel- oder auch vorübergehender Lagerplatz; ein Teil der adeligen Entourage des Schwedenkönigs logierte im Amtshaus zu Fürth.[73] Wenige Tage später nutzte der Nürnberger Magistrat die Anwesenheit des Schwedenkönigs, um sich sämtliche dompropsteilichen Rechte in Fürth übertragen zu lassen[74], zum Schrecken nicht nur der katholischen, ganz besonders der jüdischen Einwohner Fürths. Ehe er sich in und um Nürnberg verschanzte, ließ Gustav Adolf im Juni das schwedische Lager erneut bei Fürth aufschlagen, er selbst logierte im Pfarrhof St. Michael[75]. Vier Wochen später wurde Fürth kaiserlich besetzt, es war Bestandteil des Wallensteinschen Belagerungsrings und häufiger Schauplatz jener Plänkeleien, die im fatalen `mittelfränkischen Sommer´ 1632 der Schlacht an der Alten Veste vorangingen.[76] Was weitere sechs Wochen später, am 31. August passierte, kann ich wieder in den Worten Robert Monros sagen: Die von Norden heranrückenden, sich in die Regnitzniederung vorschiebenden schwedischen Entsatztruppen „stellten ... sich um 4 Uhr morgens in Schlachtreihe vor Fürth auf, wo über 1000 Mann kaiserliche Truppen lagen, die im Handumdrehen verjagt waren und ihren Rückzug in Wallensteins Lager nahmen."[77] Die berühmte Schlacht an der Alten Veste starteten die Schwedischen von Fürth aus.[78] Und nach dieser Schlacht lagerten die schwedischen Truppen bis zu ihrem Abzug wieder auf der Fürther Hard, auch Gustav Adolf selbst logierte in einem Zelt bei Fürth.[79]

Doch anstatt eine möglichst lange (und entsprechend ermüdende) `Fürth-Liste´ anzulegen und komplett alle Einzelereignisse aneinanderzureihen, die mit Fürth zu tun hatten, sollten wir uns besser vor Augen führen, welches Elend der Sommer 1632 über die ganze Region gebracht hat. Für die zentrale Reichsstadt ist es ja bekannt und gut aufgearbeitet: fast hunderttausend Flüchtlinge, entsprechende hygienische Verhältnisse, Hunger, Seuchen, Massensterblichkeit unter Soldaten wie Zivilisten. Die Vorsorgemaßnahmen des Magistrats waren aus heutiger Sicht unterschiedlich sinnvoll, ich erwähne nur, dass man der Ansteckungsgefahr auch dadurch Herr werden wollte, dass man die Länge der Predigten auf eine halbe Stunde limitierte.[80] Im Hof des Lazaretts schichtete man die Toten[81], einer zeitgenössischen Aufzeichnung[82] zufolge, „wie Holtz auff einander".

Aber das Elend war außerhalb der Stadtmauern nicht kleiner: Plünderungen, Brandschatzungen, auch unbeherrschte Gewaltausbrüche; mehr Menschenleben dürfte gekostet haben, dass sich die Landbevölkerung nicht mehr gesund ernähren konnte,

die Abwehrkräfte gegen Krankheitserreger schwanden – und die Söldner aus aller Herren Länder brachten genau solche, auch aus aller Herren Länder, zuhauf nach Mittelfranken.

Eine gern übersehene Quellengattung kündet von der Misere vor den Stadtmauern: Kirchenbücher. Nehmen wir uns nur exemplarisch Vach vor! Ich zitiere Einträge des Jahres 1632: „Den 5. Junius[83] sind die Forchheimer ausgefallen bei der Nacht und haben Baiersdorf abgebrannt". „Den 21. Junius haben die Forchheimer Kleinseebach abgebrannt". „An diesem Tag haben die Forchheimer zu Frühe gegen Tag Erlang angesteckt und abgebrannt". „Eben in der Nacht haben die Kaiserischen Schweinau, St. Leonhard, Mogenhof [Muggenhof] und das übrige, so zu Großreuth noch gestanden, angesteckt und in die Aschen gelegt, so ein jämmerlich spektacul gewesen". „An diesem Tag haben wir vor dem Tor drei Brunsten wieder gesehen, eine bei Cadelzburg, die andere 2. unter Bruck, [die 3.:] die Zeit wird´s geben. [Nachtrag:] Ist zu Büchenbach gewesen". „An diesem Tag haben die Kaiserischen Stein, Röthenbach, Eibach und den ganzen Grund bis an Schwobach angezünd, darnach ist Katzwang, Kornburg, Wendelstein angangen. Diesmals haben wir uff der Vesten zu Nürnberg in die 20 Dörfer sehen brennen." „An diesem Tag hat der Feind Poppenreuth, Fürth und sein Lager umb die Alten Vesten in Brand gesteckt". „An diesem Tag hat der Feind Gründlach, Neunhof und andere mehr Flecken im Wald in Brand gesteckt. Nach Mittag Buch, Almoshof und viel Dörfer herumb, summa es ist nichts denn fast ein Brand gewesen". „An diesem Tag uff den Abend haben die Krabaten [Kroaten] Eltersdorf angezünd". „Im Heimreisen" – es ist der Eintrag zum 26. September, das Nürnberger Becken leerte sich ja nun wieder von Truppen – „sind wir uff Fürth zu und durch, do hab ich mit Verwunderung gesehen, wie bede Brucken doselbst ganz abgebrannt und ins Wasser gefallen sein". Unseren Überblicksdarstellungen zufolge spielte der Dreißigjährige Krieg nun wieder woanders, vor Ort aber ging die Chronologie des Schreckens weiter; zum 10. November: „An diesem Tag sind die kaiserlichen Reiter ... in unser Dorf zum andern Mal eingefallen, alles Rindvieh weggetrieben, das Dorf geplündert, und mich todkranken Mann aus dem Bett genommen, mit Schlägen so traktiert, dass das Blut von mir geflossen ..." Die Jahresabschlussrechnung fiel traurig aus: „Summa aller Verstorbenen in dieser ganzen Pfarr sind 215 Personen. Von diesen haben wir in Nürnberg hinter uns verlassen müssen, welche doselbst begraben sein worden, 72 Personen; im Gegenteil sind auf unsern Kirchhof von Frembden und nicht Eingepfarrten eingescharret worden 43 Personen. Und hat der grimmige Tod nur im hiesigen Dorf Vach 59 Ehen teils getrennt, teils Mann und Weib ganz hinweggenommen. Hat nicht mehr als 24 ganzer Ehen übergelassen."[84]

c) Die Katastrophe des „schönen Fleckens Furth"

Mittelfranken blieb noch fast drei Jahre lang schwedisch; Gustav Adolf hinterließ, nach Norden abziehend, eine Garnison in Nürnberg. Zunächst, bis in den Sommer 1633 hinein, war die Reichsstadt gleichsam die „vorspringende Bastion"[85] der schwedischen Stellung in Franken. Diese bildete fast ein Dreieck: von Schweinfurt wies der eine Schenkel gen Nürnberg; der andere verlief von dort nach Nördlingen. Nürnberg lag an der Spitze, eine ungemütliche Position. Sie wurde etwas entlastet, als die Schwedischen die Spitzen ihrer Stellung bis Regensburg und Augsburg vorschieben konnten. Ruhe kehrte in der Region trotzdem nicht ein. Das Hochstift Bamberg war zwar nominell als Teil eines kurzlebigen Herzogtums Franken dem schwedischen General Bernhard von Weimar geschenkt worden, tatsächlich blieben Teile des Stiftsgebiets unerobert, darunter das befestigte Forchheim. Von dort aus erfolgten immer wieder Ausfälle nach Süden, Plünderungs- und Erpressungszüge[86], besonders gern schikanierten die Forchheimer die evangelischen Pfarrer der Umgebung, aber natürlich nicht nur sie. Am 28. November 1633 führte sie einer ihrer Streifzüge nach Fürth, wo sie die nachlässi-

gen Wachen überrumpelten, reiche Beute und den Pfarrer mit sich fortschleppten. Gründlach, Eltersdorf und Bruck brannten ab.[87] Östlich von Nürnberg drohten seit dem schwedischen Rückzug aus der Oberpfalz im Frühjahr 1634 stets Übergriffe von dorther; Engelthal und Happurg wurden eingeäschert, die Besatzungstruppen der Burg Veldenstein niedergemacht.[88]

Aber auch der nominelle Freund drückte; am 17. November 1633 quartierten sich fünf für Schweden kämpfende Regimenter in Fürth ein, am 8. Februar 1634 kam ein weiteres, aus ungefähr vierhundert Mann bestehendes hinzu.[89] Wie das schwedische Korps unter Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, das vom 27. März bis zum 2. April 1634 in und um Fürth quartierte, gehaust hat, lehrt uns beispielsweise das Vacher Kirchenbuch: „Dominica Palmarum", also am Palmsonntag, „hat der Troß über der Brücken Mannhof angezünd, und außer 4 Häuser", also bis auf vier stehengebliebene Häuser, „in die Aschen gelegt ... Haben 4 von dem Troß ins Feuer geworfen, wie man denn nach geschehenen Brand 2 Köpf, etliche Finger und einen halb gebratnen Menschen noch übrig gefunden."[90] Außerhalb unseres Kordons will ich nur die Einäscherung Höchstadts durch schwedische[91] Truppen im März 1633 erwähnen – in den unbeholfenen, aber bewegenden Worten des Tagebuchs der Dominikanernonne Anna Maria Junius: „alls sie nun die stadt gehabt da haben sie alles nidter gemacht und die stadt hinweg gebrent bis auff die kirgen und das schlos auch etliche kleine heüslein seint stehn blieben, dan es ist ein mechtiges mörtten [Morden] und blutbatt da gewessen, dan weiber so ihre kinder an dem arm gehabt hat man samt den kindern nidter gemacht".[92]

Um die militärische Situation innerhalb unseres selbstgewählten Kordons im Spätsommer 1634 zu erklären, muss ich ihn in gleich zwei zeitlich wie räumlich ausgreifenden Exkursen verlassen, Regensburg bzw. Forchheim aufsuchen. Nach der Tötung Wallensteins[93] konzentrierten sich die katholischen Armeen auf die Rückeroberung Bayerns, ein vorrangiges Ziel dabei war zunächst Regensburg, das den Schwedischen Ende Juli wieder entrissen wurde – Mittelfranken, seit Jahren schon gleichsam im Rücken von Forchheim aus geplagt, rückte damit auch im Südosten wieder ungemütlich nah an die schwedisch-kaiserlichen Kampflinien heran. Und es erlitt die das militärische Hin und Her flankierenden Truppendurchmärsche: Ende Mai zogen schwedische Truppen über Fürth und Gostenhof Regensburg zu[94]; nach dessen Rückeroberung durch die Kaiserlichen schwappte auch die Rückwärtsbewegung durchs Nürnberger Becken, Anfang August hatten die Fürther rund 1200 Mann des schwedischen Generals Lars Kagg Quartier zu geben.[95] Von Regensburg nach Forchheim! Wieder einmal belagerten im Sommer 1634 evangelische Truppen diese hochstiftische Bastion, es waren Truppen des schwedischen Obersten Cratz von Scharfenstein und eine Abteilung nürnbergischer Soldaten. Wieder einmal gelang die Eroberung nicht, doch legten die Besatzungstruppen zahlreiche umliegende Dörfer wie Burk, Herolbsbach, Reuth, Gosberg, Schlaifhausen, Kirchehrenbach in Asche.[96] Kurz nach dem Verlust Regensburgs, am 14. August, stellten die Schwedischen ihren Belagerungsversuch ein. Sogleich machte sich nun die Forchheimer Besatzung zu einem dreitägigen Raubzug auf, Dragoner aus der Festung Rothenberg halfen mit, Gründlach, Vach, Kraftshof, Almoshof, Lohe, Klein- und Großreuth niederzubrennen.[97]

Für Nürnberg wurde es ungemütlich. Man sandte einen Hilferuf an den schwedischen Obersten Claus Hastver, der damals in Neumarkt logierte, sich aber auch als militärischer Schutzpatron der Reichsstadt verstand. Er kam für zehn Tage nach Nürnberg, suchte die Situation zu taxieren; einer seiner Ratschläge lautete: Man müsse unverzüglich Fürth mit Palisaden bewehren[98] und eine Garnison in den Markt legen. Hastver übersandte 200 Musketiere und vierzig Reiter, offenbar wurde auch das Befestigungswerk jedenfalls in Angriff genommen.[99] Genützt hat es nichts. Mit der Niederlage bei Nördlingen war die schwedi-

sche Position in Franken am 6. September zusammengebrochen. Nun drohte alles ins Wanken zu geraten, auch Nürnberg schien gefährdet. Hastver zog seine Truppen aus Neumarkt, aber auch aus Fürth ab, um die Reichsstadt halten zu können. Gleichzeitig marschierten sechstausend Kroaten unter Miklós Forgách und Goan Lodovico Isolano ins Nürnberger Becken, am 14. September schlugen sie bei Fürth, in der Nähe der Alten Veste ihr Lager auf.[100] Selbst Franz Christoph Khevenhiller, der erste Biograph Kaiser Ferdinands II. – seine „Annales Ferdinandei" erschienen in den 1640er Jahren – musste zugeben, dass diese „Crabaten ... übel gehauset" hätten. Weil ihnen die Nürnberger „nicht alsobald mit Proviant und Munition willfährig erscheinen wollen", zudem „ihre Dragoner hinaus commandirt" hätten (ein Ausfall der Dragonerkompanie Hastvers!), „welche etliche [sc.: Kroaten] erlegt, und die übrigen abgetrieben", hätten die so Vertriebenen „einen Ort nach dem andern in die Flamme gesteckt, sonderlich den schönen grossen Flecken Furth, bis auf die Kirche, und etliche gar wenige Häuser[101] gantz in die Asche gelegt."[102]

Wir können nicht feststellen, woher Khevenhiller wusste, dass der „Flecken" Fürth „schön" war. War er überhaupt im Bilde? Ich mache die Gegenprobe im Kirchenbuch von Vach, wo es zum 18. September heißt: „Hat der Feind Fürth angesteckt, hat Tag und Nacht gebrannt. Den 9. drauf in der Nacht Sindersbühl ganz bis aufs Schloß und 2 Häuslein abgebrannt; ist ein schröcklich Feuer gewesen. Haben auch Schweinau damals mit angesteckt."[103] Im Kirchenbuch von Eltersdorf steht es ähnlich, eingereiht in alle möglichen vergleichbaren Schreckensmeldungen lesen wir, dass Fürth „fast ganz abgebrannt" sei.[104] Was in Fürther Stadtgeschichten als „Superstadtbrand"[105] firmiert, war damals einer von vielen in der Region, so schrecklich wie alle anderen, aber es gibt keinen Superlativ des Üblichen. Im Kirchenbuch von Bruck habe ich denn auch nichts zu Fürth gefunden, doch heißt es dort am 19. September: „Umb diese Zeit ist allhie gesehen worden, daß gewisse Weichselbäume, so durch die Brunst auch sind versehret worden, wieder ausgeschlagen und geblühet haben, Gott gebe, daß es was Gutes bedeute, daß wir an diesem verderbten Ort auch wieder grünen, blühen und zunehmen. NB. Auch Birnbäume, Rosen und Holder haben geblühet."[106] Ohne Hoffnung kann der Mensch nicht überleben, offenbar vermag er auch aus dem größten Elend noch Fünklein von Hoffnung zu schlagen.

d) Trügerische Friedenshoffnungen

Und wurde 1635 nicht tatsächlich alles wieder gut? Der Prager Frieden vom 30. Mai[107] schien den deutschen Konfessionskrieg beendet zu haben. Das in Frankfurt verlegte Theatrum Europaeum berichtete das aus Nürnberg: Man habe dort „solchen erwünschten Frieden allenthalben von den Canzeln abgelesen, auch vom Rathhauß herab verkündiget, die grosse Stück zweymal losgebrennt, die Stattpfeiffer dreymal vom Rathauß herab blasen [lassen], und alle Glocken geleutet".[108] Im Kirchenbuch von Bruck steht zum 4. Juli: Nürnberg hat den „Friedenschluß ... angenommen, offentlich proklamiert und verkündet, das Te Deum laudamus gesungen, alle Glocken geläutet, und zwei Mal Salve geschossen worden auf den Türmen und Basteien umb die Stadt." Sodann, fünf Tage später: „Am Tag Petri und Pauli ist wegen Verleihung des Friedens ein Dankfest gehalten worden." Nicht aber in Bruck selbst, wie uns dieser Zusatz lehrt: „Hat allhie nit können verricht werden", weil von Forchheim her „täglich" Reiterscharen „gestreift, und alles unsicher gemacht".[109]

Zu früh gefreut? Natürlich – wir Heutigen wissen, dass der „Prager Frieden" keiner war, lediglich die dritte von vier Kriegsphasen abschloss. Die letzte und längste, die mit Abstand unbekannteste und am wenigsten erforschte, aber in vielen Hinsichten schrecklichste stand allen erst bevor. Wir etikettieren heute als „Französisch-schwedischer Krieg". Aber machte er sich in den hiesigen Landstrichen überhaupt noch bemerkbar? In den großen Kriegsdarstellungen kommt Franken nun nicht mehr vor, und sogar heimatkundliche Aufsätze können beteuern,

der Krieg sei für die Region 1635 ausgestanden gewesen, das Leben habe sich normalisiert.[110] Nichts verkehrter als das! Schon im Herbst des vermeintlichen Friedensjahres 1635 war den Nürnbergern überhaupt nicht mehr nach Jubilieren zumute: achttausend polnische Söldner mit rund dreißigtausend Pferden zogen ins Nürnberger Becken und quartierten sich für knapp zwei Wochen ein.[111] Weil der Magistrat anschließend die Pfleger beauftragte, Dorf für Dorf die Schäden zu inspizieren und festzuhalten, haben wir eine deprimierende Zustandsbeschreibung des Nürnberger Landes nach 16 Jahren Krieg. Nur einige Beispiele – Hauptmannschaft Poppenreuth: Muggenhof „verbrennt und in Aschen"; Schniegling, „so nicht abgebrannt, ganz öd und unbewohnt"; im Dorf Kronach „ist auch niemand allda anzutreffen". Hauptmannschaft Gründlach: in Reutles „ist alles abgebrannt bis uf zwei Häuser"; Herboldshof sei „gleichfalls ganz öd"; in Boxdorf sei der einzige Bauer wieder ausgeplündert worden, „sonsten steht dieser Ort ganz öd und unbewohnt"; in Mannhof sei bis auf eine Frau „alles gestorben"; in Kleingründlach stehe noch ein einziger Hof, aber „geht zugrund. Sonst ist kein Mensch dar".

Gewiss, das ganz große Kriegstheater spielte woanders: beidseits der Elbe, am oberen und mittleren Rhein. Aber Franken war eben ein Gelenkstück zwischen diesen Hauptkampfgebieten, damit wieder die innere Linie der Kaiserlichen, kaiserliche Etappe. Keine Atempause also! Man muss sich die Indizien hierfür freilich zusammensuchen. Das Kirchenbuch von Eltersdorf erwähnt im Winter 1637/38 dreimal im Zusammenhang mit Kriegsbelästigungen Fürth, im April 1638 werden wir im Kirchenbuch von Vach fündig.[112] Auch hier kommt Fürth vor – Eltersdorf, 24. Januar 1638: „Von da an hab ich nichts mehr allhie verrichten können, weil die Leute durch die streifende Soldaten gar zerstreuet und das ganze Dorf öde worden und ganz unbewohnt geblieben. Ist den armen Leuten nicht allein das Futter hinweggeführet worden, sondern auch nicht im geringsten nichts in Häusern geblieben, sondern alles entwendet worden, Beil, Hauen, Schaufel, Halmmesser, Rechen, ja sogar der Pflüge und Eggen nicht verschonet worden. Zu Bruck sind wir noch geblieben ... bis auf die Karwochen. Da ist der Gewalt zu groß worden, den Leuten ist das Futter hinweggeführet, teils die Betten und sonsten, was nur ein wenig gewesen, alles weggenommen worden; dann neben den Soldaten auch andere Bauersdieb von Fürth mitgeloffen, welche alles genommen, was die Soldaten liegen lassen ... Ist also auch ganz Bruck zerstört und die Leut zerstreut worden alsdann." Weil ich die Formulierung sprachlich prägnant finde, erwähne ich noch den Eltersdorfer Eintrag zum 27. Juni 1638: „Diese ganze Wochen sind die Reuter und Beuter alle Tag hie gewesen, den Leuten ihr Armut genommen".[113] Fünfmal berichtet dasselbe Kirchenbuch in den nächsten Monaten über Plünderungen und Einquartierungen in Fürth[114] – das damals ja nicht mehr als die Ansammlung einiger Holzbaracken gewesen sein kann. Zum Jahr 1639 habe ich keine regionalen Zeugnisse gefunden, doch weiß das Tagebuch der Eichstätter Nonne Klara Staiger, daß „umb Nürnberg ... die leuth plindert worden".[115]

Es gelang auch dem Nürnberger Kurfürstentag von 1640[116] nicht, den Krieg zu beenden – es war die zweitletzte in einer langen Reihe von für die Reichspolitik wichtigen Tagungen auf Nürnberger Boden, die letzte wird uns auch noch begegnen. Am 6. Februar 1641 wurde das ins Kirchenbuch von Großgründlach eingetragen: „Ist die weinmarische Armee[117] durch Fürth und über die Dooser Brücken auf Gründlach zu gezogen, und mit Untergang der Sonnen allhier ankommen. Do ist von hier aus bis auf Reutles, ja fast bis an den Wald, nichts denn Hütten, Volk und Wachfeuer gewesen." Man habe „die Kirchen eröffnet, und Roß darein gestellet", außerdem aus „Hochmut" die Fensterläden am Glockenturm verbrannt.[118] Ich will noch eine andere Einzelheit erwähnen, weil sie nicht nur zeigt, wie groß die Not in der Region nach wie vor gewesen ist, vielleicht auch en détail illustriert, wie sich der deutsche Konfessionskrieg damals schon entkonfessionalisiert hatte: Im Winter

1640/41 vereinbarten der Nürnberger Magistrat und der Kommandant der katholischen Festung Forchheim, dass die jeweiligen Polizeitruppen bis an die Stadtmauern des Vertragspartners, also weit ins fremde Territorium hinein, Straßenräuber verfolgen dürften.[119] Franken war ja eine der territorialen Schütterzonen des Reiches, mit Klein- und Kleinstterritorien und zahllosen häufig umstrittenen Grenzen; hatte sich bei der Organisation eines überterritorialen „Warn- und Meldesystems“[120] schon in den beiden letzten Jahrzehnten ein für Franken nicht typisches Zusammengehörigkeitsgefühl bewährt, das freilich die Konfessionsgrenzen nicht hatte überspringen können, finden wir hier sogar den – meines Wissens singulären – Ansatz zu einer konfessionsübergreifenden Zusammenarbeit bei der Bewältigung des Kriegsalltags. Außerdem ließ der Nürnberger Magistrat Brücken abbrechen, um die Zahl der so schwer zu sichernden Handelswege zu reduzieren.[121]

Ich bleibe noch im Jahr 1641, verlasse aber unseren selbstgewählten Kordon. Verzeichnisse, die die Amberger Regierung in Auftrag gegeben hatte[122], zeigen den jämmerlichen Zustand der Siedlungen im Rothenberger Herrschaftsbereich. Um nur wenige Beispiele zu geben: Kleinbellhofen – „allda befindet sich kein Bauer“. Herpersdorf – „allda ist kein Bauer zu Haus“. Eckenhaid: „ist auch kein Bauer zu Haus“, und so reiht sich das zur Schreckensbilanz der Schnaittacher Gegend, in stets ähnlichen Formulierungen. Neunkirchen auf dem Sand – „allda ist weder Bauer noch Soldat“. Zwei Jahre zuvor war der Zustand Neunkirchens so charakterisiert worden: „der verarmten Dörflein eins ... liegt alles Malore“, also im Malheur.

Wurde wenigstens seit 1642 alles besser? Ich fand nun in regionalen Aufzeichnungen einige Jahre lang keine besonderen Kriegsvorkommnisse vermerkt[123], doch weiß Klara Staigers Tagebuch am 21. Dezember 1644: „Auff S. thomas tag khommen widerumb bese kriegszeittung, Das der feindt mit seinem volckh nur 2 meyl Solle hinder Nürnberg sein[,] ist grosser schreckhen und forcht gewesen“.[124] In den ersten drei Juliwochen 1644 lagen vierhundert Mann in Fürth und Umgebung, solang die Bevölkerung plagend, bis sie eine Geldzahlung des Nürnberger Magistrats zum Weiterziehen `überreden´ konnte.[125] Im Jahr 1645 wurde Franken sogar wieder Kriegsschauplatz, in seinem westlichen Grenzsaum, nicht um Nürnberg.[126] Fürs Folgejahr ist überliefert, dass am 9. Juni 160 von Zirndorf herziehende Mann in Fürth einquartiert wurden.[127] Und im Sommer 1647 lag das Nürnberger Becken, wie zuletzt 15 Jahre zuvor, wieder in ungemütlicher Grenzlage, diesmal zwischen dem ostwärts nach Böhmen drückenden schwedischen General Carl Gustav Wrangel und den Kaiserlichen; die Nürnberger sahen sich genötigt, nach beiden Seiten hin Kontributionen zu entrichten.[128] Am 17. März 1648 scharmützelten Kaiserliche und Schwedische bei der Schanze von St. Johannis vor Nürnberg, im Sommer des Jahres war die Reichsstadt zur Abwechslung einmal schwedischer Etappenhauptort. Wieder drängte Wrangel gen Böhmen[129], wieder einmal machte sich um Nürnberg alles zum Einrükken hinter die Mauern der Reichsstadt bereit, da lief aus Westfalen die Nachricht ein, man habe einen Friedensvertrag unterzeichnet.

4. Endlich Frieden! Frieden?

Mit dem Westfälischen Frieden[130] war der Dreißigjährige Krieg zu Ende. Als in den frühen Morgenstunden des 31. Oktober vier Kuriere Einlass in die Reichsstadt begehrten und behaupteten, sie hätten Friedensverträge in den Satteltaschen, die sie dem Kaiser nach Wien bringen sollten, war binnen kürzestem alles aus dem Häuschen, übrigens auch im Wortsinn: Ein zeitgenössischer Chronist berichtet, es liefen „viel thume

kühne tolle leuth in der Statt herumb, alß wann sie von sinnen kommen weren“[131] – man begab sich offenbar auf die Straßen und wollte seine Freude mit den Nachbarn teilen. Würzburg feierte am 11. November mit Prozessionen, großem Glockengeläut, Kanonendonner von der Festung herab und Feuerwerk. Der Schuster und Kleinbauer Hans Heberle aus Neenstetten bei Ulm hielt in seinem „Zeytregister“ fest, er habe, nachdem er im Herbst 1648 zum 29. oder 30. Mal hinter die Mauern Ulms geflüchtet war, das „dankkh und freudenfest“ zu Ehren des Westfälischen Friedens „so steiff und fest“ gefeiert „als immer den heiligen Christtag“.[132]

Mit dem Westfälischen Frieden war der Dreißigjährige Krieg zu Ende. War der Dreißigjährige Krieg zu Ende? Ein Problem war in Westfalen nicht gelöst worden: das der schwedischen „Militär-Satisfaktion“. Was meinte dieser Euphemismus tatsächlich? Die Frage der Aufbringung der Kosten für die schwedische Demobilisierung. Die Frage, wie die etwa sechzigtausend auf Reichsboden weilenden schwedischen Soldaten so bezahlt werden konnten, dass sie sich tatsächlich zum Frieden bequemten. Schweden war ein extrem dünn besiedeltes, agrarisch strukturiertes Land. Es leistete sich eine volle Generation lang einen dafür exorbitant überblähten Militärapparat. Das ging bis 1648 gut, weil es die besetzten Länder bezahlten („Kontributionen“) und Frankreich („Subsidien“). Solang diese Militärmaschine lief, kostete sie Schweden gar nichts; aber die Maschinerie aus eigener Kraft abzuschalten, den Hebel auf „Frieden“ zu stellen, konnte sich das Land nicht leisten. Die angeworbenen Söldner indes dachten gar nicht daran, ohne Erstattung der ausstehenden Soldzahlungen (natürlich standen fast überall viele aus) und des vertraglich vereinbarten Abdankungsgeldes ins Zivilleben zurückzukehren. Kurz, die Demobilmachungskosten mussten auf andere abgewälzt werden: auf die Teutschen. Diese selbst sollten dafür bezahlen, dass sie die Schwedischen loswurden – ähnlich, wie die Bundesrepublik Deutschland jüngst den Abzug der Truppen der Sowjetunion von ostdeutschem Gebiet, ja, wie soll man sagen – honoriert hat. Ein Regierungsabkommen mit dem wenig spektakulären Titel „über einige überleitende Maßnahmen“ vom Oktober 1990 sah dafür drei Milliarden Mark vor, tatsächlich sind es fast 14 Milliarden geworden.

Wie die schwedischen Truppen loswerden?[133] Eine Konferenz zwischen den Spitzen der auf Reichsboden stehenden Armeen und den politischen Repräsentanten des Reiches war notwendig. Man beraumte sie in Nürnberg an – der sogenannte „Nürnberger Exekutionstag“.[134] Er rückte Nürnberg zum letzten Mal vor den Parteitagen eines anderen Reiches in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Er tagte von Mai 1649 bis Juli 1650. Er tagte erfolgreich.

Die Ausführungsverträge vom Sommer 1650 regelten den Abzug der fremden Truppen[135] aus ihren Quartieren im Reich. Für den einfachen Reichsbewohner von damals war der Krieg so recht erst im Herbst, Winter 1650 zu Ende – mit der tatsächlich erfolgenden Demobilisierung. Erst jetzt begann für die Zivilbevölkerung der 1648 postulierte „Frieden“ konkret zu werden. Nach der Unterzeichnung des Friedenshauptrezesses am 26. Juni 1650 lud der kaiserliche Prinzipalkommissar, Ottavio Piccolomini, auf dem Schießplatz bei St. Johannis zu einem großen Festbankett mit prächtigem Feuerwerk, wobei ein hölzernes Kastell, Sinnbild des Unfriedens, abgebrannt wurde.[136] Auch viele andere Territorien und Städte feierten realistischerweise erst jetzt, im Sommer 1650[137], offiziell das Kriegsende. Ausführlich beschrieben sind beispielsweise die Feiern in Rothenburg, wo sich alle Schulkinder, bekränzt und mit Blumensträußen in der Hand, auf dem Markplatz versammelten.[138] Davon zu lesen, rührt an, wenn man weiß, dass ihre Eltern und Großeltern 19 Jahre zuvor an derselben Stelle auf Knien gelegen waren und Tilly angefleht hatten, ihrer Stadt das Schicksal des eingeäscherten Magdeburg zu ersparen. Die sich da im August 1650 mit Blumensträußen zum Marktplatz begaben, hatten in ihrem Leben nichts anderes gekannt als den Kriegszustand.

5. Einschneidend – ein Versuch, die Kriegsbeeinträchtigungen zu taxieren

Auch heute feiern die Franken gern. An den Dreißigjährigen Krieg erinnern hierzulande vor allem ausgelassene Stadtfeste – „Meistertrunk“ in Rothenburg, „Kinderzeche" in Dinkelsbühl[139], „Wallensteins Lager“ in Altdorf, mit Festumzug, Böllerschießen und gruppendynamisch wertvollem Essenfassen aus Feldkesseln. Man hat seine Gaudi – offensichtlich müssen das damals, nach 1618, lustige Jahre für Franken gewesen sein. Jedenfalls stimmen Tourismusmanager und Historiker, die den Mythos der „Fury of the Thirty Years´ War“ zu dekonstruieren suchen, darin überein, dass alles schon nicht so schlimm gewesen sein wird. War es aber. Der Dreißigjährige Krieg zerstörte in der Region unermessliche materielle Werte und zahllose Menschenleben.[140] Ein triftiger demographischer Durchschnittswert für ganz Franken[141] lässt sich nicht angeben, weil sichere Zahlenangaben der Quellen zu sporadisch sind. Wo sie vorliegen, künden sie von furchtbaren Verlusten, in der Pflege Coburg betrugen sie etwas über sechzig Prozent[142], in der Rothenburger „Landwehr“ siebzig Prozent.[143] Für Mittelfranken kann ich keine Gesamtopferzahl nennen.[144] Punktuelle Befunde zu einzelnen Siedlungen in einzelnen Kriegsphasen dürfen wir nicht einfach zu einer Gesamtbilanz addieren. Klagen, dass in den entvölkerten Landstrichen die Wölfe überhandnähmen und durch die öden Siedlungsreste streiften[145], lassen sich nicht einfach vom Tisch wischen, freilich ebenfalls nicht statistisch ausbeuten. Was mir sicher zu sein scheint, ist, dass außerhalb der großen befestigten Städte kaum ein Gebäude den Krieg überstanden hat[146] – am ehesten noch Kirchen, ob wegen eines Rests von Scheu bei der Soldateska, ob wegen der massiven Bauweise, lässt sich nicht entscheiden. Eine ganze Reihe von Ortschaften wurden vollständig eingeäschert, waren während des Krieges mehr oder weniger lang völlig verwaist: Unterschöllenbach, Brand, Kalchreuth, Atzelsberg, Bubenreuth, Tennenlohe[147], Schellenberg[148], Eltersdorf[149], Büchenbach[150], auch ein Ackerbürgerstädtchen mit bis dahin ungefähr zweihundert Einwohnern namens Erlangen[151] und das damals wichtigere[152] Baiersdorf. In Adlitz stand noch ein Hof, auch die Einwohnerzahl Uttenreuths hatte sich bedeutend verringert, nämlich auf eins[153], in Dormitz blieben von rund 60 Anwesen drei übrig.[154]

Dem „Verzeichnus aller deren beym Closter Neunkirchen [am Brand] in diesem vergangenen Kriegswesen abgebrandt, ödtgemacht vnd bis dato vnbepauten Höff vnd Güter“ vom 3. Dezember 1637 ist ein „vndertheniger Bericht“ des Klostergutsverwalters (namens Ohler) angefügt, er mündet in diese deprimierende Erkenntnis: „Vnd wüßte in höchster Wahrheit bei erinnerung meiner Pflichten, noch der Zeit, in deme der Beschwernussen vil, vnd eine über die andere den armen leuthen vff den Halß kommt vnd keine sicherung zu hoffen oder sich getrösten können[,] wie dieser gegent, die zu grundt abbrandt vnd sehr zerschlagene Gemächer, die verdorbenenen wissen vnd verwurzelte wilde Veldter wieder zurecht gebracht, gebaut vnd besatzt werden könnten, ainen beständigen Vorschlag nit zu thun.“[155] Nach Kriegsende musste freilich genau das in die Wege geleitet werden, musste alles „wieder zurecht gebracht“, mussten Siedlungen wieder mit Leben erfüllt, verwilderte Felder wieder bestellt, verwaiste Bauernhöfe wieder „besatzt“ werden. Bemerkenswerterweise gingen nach dem Ende des großen deutschen Konfessionskriegs die Konfessionen auch hierbei, beim Wiederaufbau, getrennte Wege. Füllten sich die evangelischen Territorien mit zahllosen Glaubensflüchtlingen, beispielsweise Opfern der Gegenreformation in Oberösterreich[156] – was eine rasche Erholung von den demographischen und ökonomischen Verlusten der Kriegsjahre erleichtert hat –, mussten sich die katholischen Regionen aus eigener Kraft

regenerieren, was durchgehend zwei bis drei Generationen dauern wird.

Der Krieg zeichnete Stadt wie Land langfristig. Für die Städte gehörte zu den drückenden Kriegsfolgelasten eine enorme Verschuldung.[157] Nürnberg hatte bei Kriegsbeginn weniger als zwei Millionen Gulden Schulden, dreißig Jahre später siebeneinhalb Millionen. Wenn die Nürnberger 1796 preußisch werden wollen, weil sie allein ihrer Schuldenlast nicht mehr Herr werden[158], liegen die Wurzeln für dieses wenig rühmliche Finale Nürnberger Reichsstadtherrlichkeit im Dreißigjährigen Krieg. Von den bleibenden Folgen für die Kulturlandschaft will ich nur den Rückgang der Weinanbaufläche Frankens um wohl die Hälfte erwähnen.[159] Ich füge an, dass sich die Region um den geistigen Wiederaufbau nach den Gräueln des großen deutschen Konfessionskriegs verdient gemacht hat: Zu jenen Sprachgesellschaften, die fortan nach gemeinsamen kulturellen Werten über konfessionelle Gräben hinweg schürften und muttersprachliche Literatur als nationalen Kristallisationskern pflegten, gehört an vorderer Stelle der 1644 in Nürnberg gegründete Pegnesische Blumenorden.

Fürth folgte beim Wiederaufbau, wiewohl ja einer der Stadtherren katholisch war[160], dem evangelischen Muster: Calvinisten aus den Niederlanden, dann auch französische Hugenotten, Juden zudem. Zwar hatte Fürth, wie so viele mittelfränkische Orte, während des Krieges einen tiefen demographischen Einbruch erlebt – die Kirchenbücher von St. Michael, die zuvor pro Jahr über hundert Taufen zu verzeichnen pflegten, nennen für die Jahre 1632 bis 1636 insgesamt nur noch 16 Kinder (und übrigens keine Trauung).[161] Aber Fürth erholte sich, auch demographisch. Ob noch im 17. Jahrhundert, ob erst in den ersten beiden Jahrzehnten des 18., die Einwohnerzahl erreichte wieder den Stand von 1630[162], um ihn dann rasch deutlich zu überflügeln.[163] Es war aber nicht nur Erholung und Wiederherstellung, war fast ein Neuanfang und Neuaufbau. Nachkriegsfürth ist nicht mehr Khevenhillers „schöner Flecken Furth“, womit ich nicht sagen will, dass nicht auch viel Schönes entstand. Vor allem entstand Anderes. Im Zuge des Zustroms von Emigranten mit oft weitgespannten Handelsbeziehungen wird aus Fürth, diesem Flecken der Landwirte und Schankwirte[164], ein recht bedeutendes Gewerbezentrum.[165]

Namenloses Grauen bleibt blass. Ich habe zuletzt so viele Truppenbewegungen und Plünderungen, Schadensposten und Sterbeziffern aneinandergereiht, dass selbst diese Materie ermüden musste. Wir sollten dem Dreißigjährigen Krieg in unserer Region ein Gesicht geben: Johann Schlütter, 1623-46. Schlütter war Lübecker, Sohn eines wohlhabenden Händlers, wurde von diesem einem Nürnberger Geschäftspartner gleichsam in die Lehre gegeben. Ein Jahr lang lernte Schlütter also in der Oberen Wörthstraße, eine Kavalierstour sollte sich anschließen: die Bozener Messe, weiter nach Venedig, danach Frankreich. Mit neun Kaufleuten und Geleitschutz macht sich der junge Mann am 10. Februar 1646 auf – um sechs Meilen weit zu kommen. Im Dorf Weinsfeld wird der Zug von Marodeuren überfallen, „mit grosser Furi“ beschossen. Johann Schlütter soll sich „als ein junges Blut und hertzhaffter Jüngling zur Gegenwehr gestellt“ haben, wurde indes von einer Kugel getroffen, die „uff der lincken Seiten hinein, und auff der rechten wider herauß“ ging. Es gelang ihm noch, seinem Pferd die Sporen zu geben und sich ins nahe Dorf zu flüchten: Obhut bei einem Weinsfelder Bauern, ein Feldscherer aus dem nahen Hilpoltstein wird geholt. Ein Bote erreicht Nürnberg, von dort werden sofort zwei Wundärzte losgeschickt, zu spät. Woher wir das alles wissen? Der Nürnberger Gastgeber Schlütters war wohlhabend; und fühlte sich wohl für seinen `Lehrling´ verantwortlich. Er sorgte für eine aufwendige Bestattung; und gab eine Leichenpredigt in Auftrag[166] – ihr kann man die Einzelheiten entnehmen. Ein Schicksal, ein Name. Ein Bild im Wortsinn können wir uns auch machen: Schlütters Bildnisbüste schmückt den Grabstein[167], neben dem Nordportal des Nürnberger Johannisfriedhofs. So sind noch im Tod

natürlich nicht alle gleich, von den ungezählten weniger wohlhabenden Opfern des Krieges können wir uns kein Bild machen. Aus Lübeck kam noch eine Tafel, die man an der Rückseite des Grabdenkmals anbrachte.[168] Es ist keine elegante Lyrik, und kann doch noch nach 350 Jahren rühren:

„Dis Grab ist nicht gemacht
Auß Hoffarth oder Pracht:
Der Eltern Herzeleid
Ein Denckmal hat bereit
An diesem frembden Ort,
Da kläglich ligt ermord,
Ihr einig liebes Herz:
Die Hand ist wo der Schmertz."

Viel Schmerz und „Herzeleid" hat dieser Krieg in der Tat über die Deutschen gebracht, auch hier in Franken. Der Ermüdungseffekt von Zahlenkolonnen (sowie übereifrige historiographische „Dekonstrukteure") sollten uns darüber nicht hinwegtäuschen. Dass dieser Schmerz nachhaltig zusammengeschweißt hätte, kann man für Franken nicht sagen – die Quader und Splitter des Fränkischen Reichskreises werden weiterhin ihre regionale Eigenbrötelei pflegen, als Franken werden sich die Bewohner dieser Landstriche erst fühlen, nachdem sie, im 19. Jahrhundert, offziell Bayern geworden sind. So fällt es schwer, ein erbauliches Finale zu finden. Wir müssen eben auch in Zeiten von „Iconic turn" und „New Cultural History"[169] zur Kenntnis nehmen, dass Geschichtsläufe schmutzig, gemein und blutig sein, dass die viel perhorreszierten „Haupt- und Staatsaktionen" Lebensläufe zeichnen, Menschen in „Schmertz" und „Herzeleid" stürzen können. Es hat nichts Biederes oder gar Kitschiges an sich, wenn man sich dieses „Schmertzes" eines Landes, einer Region ab und an erinnernd zu nähern versucht.

Anmerkungen

1 Vgl. Axel Gotthard, Einleitung, in: Werner Künzel/Werner Rellecke (Hg.), Geschichte der deutschen Länder. Entwicklungen und Traditionen vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Münster 2005, S. 7-33; ich diskutiere dort auch den Begriff „föderativ" (Anm. 1).

2 Natürlich haben nicht nur überregional einschneidende Krisen einer mentalen Integration zugearbeitet, es sind ferner die juristischen Integrationsprozesse zu veranschlagen, die Historiker unter dem Stichwort der „Reichsreform" rubrizieren.

3 Ich will nur zwei instruktive Belege anführen: Eine Reiseaufzeichnung des Benediktiners Plazidus Scharl von 1757 – Teilabdr. in Übersetzung: Hildebrand Dussler (Hg.), Reisen und Reisende in Bayerisch-Schwaben und seinen Randgebieten in Oberbayern, Franken, Württemberg, Vorarlberg und Tirol, Bd. 1, S. 219-229, hier S. 219 – hebt so an: „Ich erzähle noch eine `Vakanz reis´, welche ich während meiner zweijährigen Freisinger Professur in das Reich gemacht habe" – nämlich nach Schwaben, Freising zählte Scharl nicht zum Reich. Friedrich Karl von Moser erinnerte sich 1766: „Als ich vor ein paar Jahren aus dem Braunschweigischen auf der ersten Poststation im Fuldischen anlangte, sagte mein aus dem Hollsteinischen mitgekommener Reisegefährte mit einer betretenen Mine: Nun hat uns der Kayser zu befehlen. So naif die Einfalt dieses Gedankens ware, so allgemein [sc. verbreitet] ist solcher durch jenen [sc. norddeutschen] Theil von Deutschland" – Friedrich Karl von Moser, Von dem Deutschen Nationalgeist, Nachdruck der Ausgabe von 1766, Selb 1976, S. 20f.

4 Eine noch heute vielgelesene (und hinreißend geschriebene) Kriegsdarstellung ist deutlich dieser Sichtweise verschrieben: C[icely] V[eronica] Wedgwood, Der 30jährige Krieg, Neuausgabe München 1990; man betrachte nur, beispielsweise, das Panorama des Jahres 1630 („Maß des deutschen Jammers vollgemacht …", „Armut und Hungersnot raubten einem von Natur fleißigen Volk Hoffnung und Scham …") auf S. 222ff.

5 Überragend – und hinsichtlich der mutmaßlichen Kriegsfolgen bezeichnend zurückhaltend – natürlich Bernhard Erdmannsdörfer, Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrich des Großen 1648-1740, Bd. 1, Berlin 1892: ein Handbuch, das bis zur Renaissance der Erforschung des Alten Reiches in den 1990er Jahren die Maßstäbe setzte und das wir noch vor zehn Jahren unseren Studenten empfohlen haben.

6 Pocono Pines 1956.

7 Jedenfalls seien Produktivität und Lebensstandard nun höher gewesen; wenige Kriegsschauplätze, kleine Heere, man habe sich den mäßig schlimmen Friktionen ohne große Mühe entziehen können: Samuel H. Steinberg, The Thirty Years´ War and the Conflict for European Hegemony, 1600-1660, London 1967. – Um die Quellenpro-

blematik wenigstens anzudeuten: Tragfähige Zahlen besitzen wir nur für einzelne Städte oder Landstriche; wir bräuchten sie flächendeckender, nicht nur hinsichtlich der räumlichen, auch der zeitlichen Erstreckung – denn selbst, wenn wir für ein bestimmtes Kriegsjahr feststellen können, dass der Bevölkerungsstand einer Kommune gegenüber einem bestimmten Vorkriegsjahr wohl um, beispielsweise, fünfzig Prozent abgesunken ist, wissen wir nicht, ob wirklich die Hälfte umkam; wer war kurzfristig in die Wälder oder hinter die Mauern der nächsten größeren Stadt geflüchtet, mittelfristig bei Verwandten in einer weniger gezeichneten Region untergekommen (um irgendwann zurückzukehren), hatte überhaupt anderswo ein neues Auskommen gefunden (so dass er nicht mehr zurückkehrte)? Soviel zum prekären statistischen Material! Beschreibende Texte aber (wie Klag- und Bittschriften) mögen übertrieben sein, können in Zweckpessimismus machen. Die bis heute einschlägige Gesamtdarstellung von Günther Franz (Der Dreißigjährige Krieg und das deusche Volk. Untersuchungen zur Bevölkerungs- und Agrargeschichte, vierte Aufl. Stuttgart/New York 1979) zeigt eine auffallende Scheu vor allgemeineren Aussagen, reiht Städte und Regionen aneinander, gleichsam `unauffällig´, geradezu versteckt wird an einer Stelle (auf S. 59) vermutet, dass „in diesen 30 Notjahren etwa 40% der deutschen ländlichen Bevölkerung dem Krieg und den Seuchen zum Opfer gefallen sind. In den Städten mag der Verlust nur auf 33% geschätzt werden." Geoffrey Parker, Der Dreißigjährige Krieg. Aus dem Englischen von Udo Rennert, Frankfurt/New York 1987, S. 303 geht von „einer Einbuße von etwa 15 bis 20 Prozent" der Vorkriegsbevölkerung aus.

8 Vgl. zur Kriegsursachenforschung zuletzt Axel Gotthard, Der deutsche Konfessionskrieg seit 1619 – ein Resultat gestörter politischer Kommunikation, in: Historisches Jahrbuch 122 (2002), S. 141-172. Ich streife in diesem knappen Problemaufriss die Sicht verschiedener Historiker auf den Kriegsausbruch, einen der in diesem Zusammenhang erwähnten Kollegen überzeugten meine Argumente nicht: Johannes Burkhardt, Auf der Suche nach dem Dissens. Eine Bemerkung zu einer kritischen Auseinandersetzung mit meinem „Dreißigjährigen Krieg", in: Historisches Jahrbuch 123 (2003), S. 357-363.

9 Ich habe ihn jüngst als erster Historiker monographisch behandelt: Axel Gotthard, Der Augsburger Religionsfrieden, Münster 2004; vgl. zu den zukunftsweisenden Aspekten der Augsburger Ordnung besonders S. 501-586.

10 Populärwissenschaftlicher Überblick: Axel Gotthard, Das Alte Reich 1495-1806, dritte Aufl. Darmstadt 2006, S. 65-85.

11 Und zwar, weil dort der Erbfolgestreit um Jülich zu eskalieren drohte: Axel Gotthard, Konfession und Staatsräson. Die Außenpolitik Württembergs unter Herzog Johann Friedrich, Stuttgart 1992. Pläne einer „rupture générale" in Europa 1610: ebda., S. 67-69 und 94-102; Kriegsgefahr 1614: ebda., S. 201-203.

12 Um im Bild zu bleiben: Kriegsursachenforschung muss die brisante Mischung in jenem Fass analysieren, das der sprichwörtliche Funken zum Explodieren bringt, darf sich nicht damit zufriedengeben, die Lunte zu inspizieren. Noch simpler gesagt: Wir müssen zwischen Ursachen und Anlass unterscheiden. Der Anlass für den Dreißigjährigen Krieg waren regionale Querelen in Böhmen. Dass sich das Reich in diese zunächst lediglich regionalen Auseinandersetzungen hineinziehen ließ, liegt an seiner konfessionspolitisch verursachten Polarisierung.

13 Instruktiv für den Bedeutungsrückgang des konfessionellen Moments ist ein Vergleich zwischen Restitutionsedikt und Prager Frieden. Was ist denn das Tertium Comparationis? Dass sowohl 1629 als auch 1635 der Kaiser (durch katholische Waffen errungener Siege wegen) ungemein mächtig, die Gegenseite aber entscheidend geschlagen schien. Wie nun hat man die militärischen Triumphe jeweils in Politik umzugießen versucht? Als sich am Ende des Niedersächsisch-dänischen Krieges eine Seite scheinbar auf der ganzen Linie durchgesetzt hatte, sich nun ihre Träume erfüllen (nüchterner formuliert: die Kriegsziele realisieren) konnte, nutzte sie das für ein konfessionspolitisches Revirement: Oktroi der eigenen Lesarten des Religionsfriedens. Offensichtlich war man überzeugt, genau dafür, für seine Interpretation der Augsburger Ordnung von 1555, so lang gekämpft zu haben. Sechs Jahre später hingegen wurde die konfessionspolitische Frage gewissermaßen eingeklammert, ja, geradezu ausgeklammert – Vertagung des Streits um 40 Jahre. Man vertagt etwas, was man momentan nicht für vordringlich hält.

14 Da noch niemand so vorgegangen ist, musste ich mich auf zahlreiche heimatgeschichtliche Arbeiten und Quelleneditionen stützen, die außerhalb der Region niemand kennt und selbst in ihr oft erstaunlich schwer zu beschaffen waren. Von Recherchen im Stadtarchiv Fürth sah ich ab, weil mir versichert wurde, dass es nicht lohne, es ist nahezu nichts erhalten. – Stimmt es denn, dass noch niemand so vorgegangen ist? Ernst [Ludwig] Sticht, Markgraf Christian von Brandenburg-Kulmbach und der 30jährige Krieg in Ostfranken 1618-1635, Kulmbach 1965 ist hauptsächlich diplomatiegeschichtlich interessiert, fokussiert in den wenigen anderen Passagen das markgräflich-bayreuthische „Oberland". Rein politikgeschichtlich: Hans-Joachim Herold, Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach als Reichsfürst, Göttingen 1973; Ferdinand Magen, Reichsgräfliche Politik in Franken. Zur Reichspolitik der Grafen von Hohenlohe am Vorabend und zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges, Schwäbisch Hall 1975; Bernard Sicken, Politische Geschichte des Dreißigjährigen Krieges (1618/19-1642), in: Peter Kolb/Ernst-Günter Krenig (Hg.), Unterfränkische Geschichte, Würzburg 1995, S. 277-326 (zu Mainfranken; um nicht missverstanden zu werden: kluge politikgeschichtliche Analysen sind weder obsolet noch „veraltet", aber meine Studie blickt eben bewusst von den Opfern her aufs Kriegsgeschehen, nicht aus der Warte der Entscheidungsträger). Peter Engerisser, Von Kronach nach Nördlingen. Der Dreißigjährige Krieg in Franken, Schwaben und der Oberpfalz 1631-1635, Weißenstadt 2004 interessiert sich lediglich für die Kriegsoperationen der Schwedischen Kriegsphase, zumal in Oberfranken und ganz besonders um Kronach; die Monographie ist fleißig zusammengetragen aus älteren, vorwissenschaftlichen Quelleneditionen wie dem „Theatrum Europaeum", zerstreuten heimatkundlichen Arbeiten, aber auch Akten – aus solchen disparaten „Quellen" wird, als hätten sie alle den gleichen Quellenwert, ausgiebig zitiert, weniger analysiert. Hanshelmut Käppel, Nürnberger Land in Not. Der Dreißigjährige Krieg, Treuchtlingen/Berlin 2005 bietet mehr oder weniger launige Plaudereien – nur manchmal mit Bezug auf Kriegsereignisse – zur Laufer Stadtgeschichte, das unterhaltsame Büchlein ist gut bebil-

dert. Nah scheint meiner Studie, wiewohl ihn Fürth überhaupt nicht interessiert, dieser Aufsatz zu stehen: Helmut Weigel, Franken im Dreißigjährigen Krieg. Versuch einer Überschau von Nürnberg aus, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 5 (1932), S. 1-50 und S. 193-218; leider stellt sich bei näherem Hinschauen heraus, dass die beim ersten Durchlesen ansprechende Studie viele Ungenauigkeiten und nicht wenige Irrtümer aufweist, von denen manche mit dem damaligen Forschungsstand zu entschuldigen sind. Vgl. zu Helmut Weigel und seinen ideologischen Abwegen: Axel Gotthard, Neue Geschichte 1870-1970, in: Helmut Neuhaus (Hg.), Geschichtswissenschaft in Erlangen, Erlangen/Jena 2000, S. 103-133, hier besonders S. 123-125.

15 Nach Christoph Bausenwein, Fürther Geschichten. Große und kleine Begebenheiten aus eintausend Jahren, München/Bad Windsheim 1992, S. 55 bezeichnet außerdem „mancher Franke ... einen, dem er freundlich gesonnen ist", als „alter Schwed" (ob dem auch in einst hochstiftischem Gebiet so ist?) – was der schwäbische Autor dieser Zeilen nur referieren kann. Das Bild vom charismatischen, vermeintlich leutseligen Schwedenkönig Gustav Adolf mag hier nachwirken. Natürlich hallten auch die Schrecknisse nach; Ursula Schmidt-Fölkersamb, Der große Krieg im Nachleben, in: Günther Schuhmann (Red.), Gustav Adolf, Wallenstein und der Dreißigjährige Krieg in Franken. Ausstellung des Staatsarchivs Nürnberg zum 350. Gedenkjahr (1632-1982), Neustadt an der Aisch 1982, S. 117f. weist darauf hin, dass Ortssagen („Das Wurstmännlein von Geiselwind", „Der Pfarrer von Rückersdorf") mit den Schreckensrufen „Die Schweden kommen!" bzw. „Die Kroaten kommen!" beginnen.

16 Die Frage „wie gab es Franken und wo lag es?" – Werner K. Blessing/Dieter J. Weiß (Hg.), Franken. Vorstellung und Wirklichkeit in der Geschichte, Neustadt 2003, Vorwort – gehört zu den Topoi der „fränkischen Landesforschung". In dieser auf das Becken von Nürnberg und Fürth fokussierten Studie muss ich das Problem aber nicht ausdiskutieren.

17 Ich muss sie hier nicht aufzählen; Weigel, Dreißigjähriger Krieg, geht in seiner geopolitisch angehauchten Studie immer wieder darauf ein.

18 „Das größte Geschäftszentrum und Magazin für Waffen, Munition und Kriegsgerät im Reich scheint Nürnberg gewesen zu sein": Herbert Langer, Kulturgeschichte des 30jährigen Krieges, Stuttgart u. a. 1978, S. 162, mit einigen dies illustrierenden Einzelheiten.

19 Nürnberg war Mitglied der evangelischen Union gewesen! Natürlich war die `Außenpolitik´ der Kommune in den Folgejahren ein schwieriges Terrain. Doch soll uns dieser interessante Aspekt hier, wie bereits erwähnt, nicht beschäftigen. – Darstellung der Geschichte der Union von Auhausen aus der Warte des sich um Württemberg gruppierenden lutherischen Mehrheitsflügels: Gotthard, Konfession und Staatsräson; im Überblick: Axel Gotthard, Protestantische „Union" und katholische „Liga" – subsidiäre Strukturelemente oder Alternativentwürfe?, in: Volker Press/Dieter Stievermann (Hg.), Alternativen zur Reichsverfassung in der Frühen Neuzeit?, München 1995, S. 81-112; vgl. sodann Axel Gotthard, „Wer sich salviren könd solts thun". Warum der deutsche Protestantismus in der Zeit der konfessionellen Polarisierung zu keiner gemeinsamen Politik fand, in: Historisches Jahrbuch 71 (2001), S. 64-96.

20 Immer wieder suchte die dortige Besatzung das Umland heim, vgl. den Überblick bei Wilhelm Schwemmer, 300 Jahre Nürnberger Landgebiet, in: Eckhardt Pfeiffer (Hg.), Nürnberger Land, Hersbruck 1982, S. 110.

21 Vgl. Anton Ernstberger, Kurfürst Maximilian I. und Albrecht Dürer. Zur Geschichte einer großen Sammlerleidenschaft, in: Franken-Böhmen-Europa. Gesammelte Aufsätze, Bd. 1, Kallmünz 1959, S. 177-244.

22 Sie sind ein Thema meiner jüngsten, soeben erschienenen Monographie: Axel Gotthard, In der Ferne. Die Wahrnehmung des Raums in der Vormoderne, Frankfurt/New York 2007.

23 Der Tross – von französisch la trousse: Bündel, Gepäckstück – ist in der Forschung lange Zeit als Auswuchs, Übel, Indiz für mangelnde Professionalität der damaligen Kriegführung diffamiert worden, die Schulbücher sind noch voll von süffisanten Bemerkungen dazu und auch manche Handbücher. Aber unter den damaligen Umständen war der Tross ganz unverzichtbar – er übernahm Funktionen, für die später eigene Truppenteile und Verwaltungszweige gebildet werden sollten, die aber zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges noch fehlten. So nahm der Tross Versorgungsaufgaben für die Truppe wahr, insbesondere, wenn die Männer im Lager weilten, also nicht auf Quartiere verteilt waren. Der Söldner musste sein „Zubrot", musste ohnehin Fleisch, Bier, Wein und Most (anderes wurde selten gegessen oder getrunken) auf dem Lagermarkt kaufen. Im Tross waren eigens bestellte Metzger, die schlachteten, Sudler, die aus dem Schlachtgut Würste zusammenrührten und einfache Eintopfkost feilboten – wie gesagt sogar für den Söldner, so der nicht gerade im Quartier lag und dort versorgt wurde, vor allem aber: die Ehefrau, die „Bule", ganze Kinderscharen mussten ernährt werden. Metzger und Sudler gehörten zum regulären Tross, unterstanden Militärrecht. Auf eigene Rechnung arbeiteten die dem Heer folgenden Marketender, vom Unternehmer mit mehreren Wagen bis zum Kleinhändler, der dem Heer mit Bauchladen oder Rucksack folgte. Auch die Marketender boten oft Lebensmittel feil, aber nicht nur – alle Gegenstände des täglichen Gebrauchs besorgten sich die Söldner, ihre Familien, ihre Liebschaften bei diesen fahrenden Kiosken. Umgekehrt landete das Beutegut der Söldner natürlich bei den Händlern im Tross, gegen einen Bruchteil des Wertes, der theoretisch anderswo zu erzielen gewesen wäre. Vgl. noch unten Anm. 65.

24 Vach, Eltersdorf, Bruck, Großgründlach: Rudolf Großner/Bertold von Haller (Hg.), „Zu kurzem Bericht umb der Nachkommen willen". Zeitgenössische Aufzeichnungen aus dem Dreißigjährigen Krieg in Kirchenbüchern des Erlanger Raumes, in: Erlanger Bausteine zur fränkischen Heimatforschung 40 (1992), S. 9-107; im Folgenden zit. als „Kirchenbücher". Ausführliche Zitate aus Archivalien der beiden evangelischen Pfarrämter Cadolzburgs bietet Hans Moezer, Cadolzburg während des Dreißigjährigen Krieges. Zusammengestellt nach den Archivunterlagen der Evangelischen Pfarrämter Cadolzburg, in: Fürther Heimatblätter Neue Folge 32 (1982), S. 40-50.

25 Vgl. Ernst Deuerlein, Erlangen im 30jährigen Krieg, Teil 8, in: Erlanger Heimatblätter 17 (1934), S. 25f.

26 Franz von Soden, Kriegs- und Sittengeschichte der Reichsstadt Nürnberg vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts bis zur Schlacht bei Breitenfeld, Bd. 1, Erlangen 1860, S. 561; [Georg Tobias Christian] Fronmüller, Chronik der Stadt Fürth, zweite Aufl. Fürth 1887, S. 62.

27 Vgl. Franz von Soden, Kriegs- und Sittengeschichte der

Reichsstadt Nürnberg vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts bis zur Schlacht bei Breitenfeld, Bd. 2, Erlangen 1861, S. 37.

28 Vgl. Weigel, Dreißigjähriger Krieg, S. 13; Plünderungen in Burgfarrnbach: Christian Lohbauer, Land-Chronik. Historische Beschreibung der Pfarreien: Vach, Großgründlach, Eltersdorf mit Tennenlohe, Bruck, Büchenbach, Frauenaurach, Obermichelbach, Herzogenaurach und Münchaurach mit Oberreichenbach, Bd. 2, Fürth 1895, S. 317. Lohbauer geht bei einigen der von ihm thematisierten Pfarreien mehr oder weniger ausführlich auf ihre Schicksale im Dreißigjährigen Krieg ein, aber woher weiß er davon? Sichtlich schöpft er zum Teil aus Kirchenbüchern, die er zitiert oder paraphrasiert, meistens, ohne es zu sagen. Daneben hat er wohl alte heimatkundliche Literatur ausgewertet, aber welche? Wo moderne wissenschaftliche Darstellungen vorliegen, zeigt der Vergleich viele Ungenauigkeiten. Kurz, die „Land-Chronik" ist mit Vorsicht zu benützen.

29 Und zwar offensichtlich Wilhermsdorf zu, das älteste erhaltene Bild von diesem Ort zeigt seinen Durchzug dort: Helmut Mahr, Wilhermsdorf im Jahre 1621, in: Fürther Heimatblätter Neue Folge 35 (1985), S. 73-75.

30 Vgl. Soden, Kriegs- und Sittengeschichte, Bd. 2, S. 87-91 passim.

31 Vgl. die Splitter, die Rudolf Endres, Bevölkerung und Wirtschaft vom Markgräfler- bis zum Dreißigjährigen Krieg, in: Alfred Wendehorst (Hg.), Erlangen. Geschichte der Stadt in Darstellung und Bilddokumenten, München 1984, S. 42; ders., Der Dreißigjährige Krieg in Franken, in: Jahrbuch des Historischen Vereins „Alt-Dinkelsbühl" 1983/84, S. 45; auch schon Lohbauer, Land-Chronik, Bd. 2, S. 318 und Ernst Deuerlein, Erlangen im 30jährigen Krieg, „Schluß", in: Erlanger Heimatblätter 21 (1938), S. 38f.; sowie für Neunkirchen am Sand Käppel, Nürnberger Land, S. 33 bieten.

32 Kirchenbücher, Eltersdorf 19. Oktober 1621.

33 Weigel, Dreißigjähriger Krieg, S. 14 spricht von neuntausend Mann, bei Soden, Kriegs- und Krisengeschichte, Bd. 2, S. 145-158 passim begegnen mal sechstausend, mal zehntausend „Kosaken". Lohbauer, Land-Chronik, Bd. 2, S. 318f. nennt wieder andere Zahlen (und datiert sichtlich falsch). – Ich weiß aus eigener Beschäftigung mit Kriegsakten, dass sich triftige Zahlenangaben selbst bei gründlichen Aktenstudien selten eruieren lassen, dasselbe gilt für Kostenaufstellungen, „Fourirzettel" usw.: die damaligen Entscheidungsträger besaßen eben selbst kein widerspruchsfreies Zahlenmaterial.

34 Vgl. schon Christoph Gottlieb von Murr, Beyträge zur Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, insonderheit des Zustandes der Reichsstadt Nürnberg, während desselben ..., Nürnberg 1790, S. 18; Soden, Kriegs- und Krisengeschichte, Bd. 2, S. 213; zum weniger friedlichen Verhalten in Burgfarrnbach Lohbauer, Land-Chronik, Bd. 2, S. 320.

35 Pappenheim hatte Fürth als Sammlungsort bestimmt: Barbara Stadler, Pappenheim und die Zeit des Dreissigjährigen Krieges, Winterthur 1991, S. 139.

36 Vgl. Fronmüller, Chronik, S. 78.

37 Ebda.

38 Stadler, Pappenheim, S. 78f.

39 Vgl. Soden, Kriegs- und Krisengeschichte, Bd. 2, S. 235.

40 Vgl. Fronmüller, Chronik, S. 79.

41 Vgl. Weigel, Dreißigjähriger Krieg, S. 16.

42 Vgl. ebda., S. 17; auch Christian Lohbauer, Land-Chronik. Historische Beschreibung der Pfarreien: Vach, Großgründlach, Eltersdorf mit Tennenlohe, Bruck, Büchenbach, Frauenaurach, Obermichelbach, Herzogenaurach und Münchaurach mit Oberreichenbach, Bd. 1, Fürth 1892, S. 133.

43 Vgl. Emil Ammon, Fürth, Düsseldorf 1984, S. 16.

44 Ist das nicht ein Anachronismus? Mir fiel bei der Auseinandersetzung mit Klageschriften über Kriegsbelastungen auf, dass es die Betroffenen besonders empörte, wenn sich die Einquartierten aufführten, als seien sie die Hausherren, so dass die eigentlichen Besitzer „nicht all Zeit", wenn sie es wünschten, „in die Stueben dörfen". Wir übersetzen, das durchlesend, mit „Störung der Privatsphäre", und fragen uns, ob den damaligen Supplikanten für eine so griffige Formulierung wirklich mehr als der Terminus gefehlt hat. Vgl. knapp, doch mit Bezug auf den Dreißigjährigen Krieg, meine Rezension von Frank Kleinehagenbrock, Die Grafschaft Hohenlohe im Dreißigjährigen Krieg, Stuttgart 2003, in der Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 64 (2005), S. 557-559. Grundsätzlich zum Problem einer vormodernen `Privatsphäre´: Gotthard, Religionsfrieden, Kapitel DIII („Antizipation des privaten Innenraums?").

45 So war es, beispielsweise, noch bei den Truppen Tillys. Wallenstein wird den Krieg konsequent den Krieg ernähren lassen und das ganze System auf Geldzahlungen umstellen – aber hier kann es nicht um Einzelheiten gehen.

46 Und zwar zunächst für den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, einen Bruder des regierenden Markgrafen Christian von Kulmbach; dann auch noch für Herzog Julius Friedrich von Sachsen-Lauenburg: Weigel, Dreißigjähriger Krieg, S. 17-19. Beide sollen im März 1627 ihr Hauptquartier in Fürth bezogen haben: so jedenfalls Fronmüller, Chronik, S. 79 und Lohbauer, Land-Chronik, Bd. 1, S. 134.

47 Kirchenbücher, Großgründlach 7. März 1627.

48 Vgl. zuletzt Käppel, Nürnberger Land, S. 42.

49 Vgl. Weigel, Dreißigjähriger Krieg, S. 19f.

50 Kirchenbücher, Bruck 4. März 1628; Behelligungen in Tennenlohe, Poppenreuth und Fürth: Lohbauer, Land-Chronik, Bd. 1, S. 135.

51 Vgl. Soden, Kriegs- und Sittengeschichte, Bd. 2, S. 410f., S. 433-435; Bd. 3, S. 112f., S. 120f., S. 352, S. 361, S. 68; allgemein für Mittelfranken, ohne Erwähnung Fürths, Weigel, Dreißigjähriger Krieg, S. 23f.

52 Von Joh[ann?] Wilh[elm] Holle, Bayreuth 1850, hier Erster Abschnitt, S. 27 bzw. S. 31-33. Die Arbeit ist aufs „Oberland" fokussiert, doch nicht so ausschließlich wie die neuere Dissertation von Sticht.

53 Natürlich kamen im Zuge des umfassenden Rückstoßes nach Norddeutschland dafür andere Truppen ins Land. Dass sie unzimperlich hausten, liegt auch daran, dass die evangelischen Stände Frankens zuletzt geglaubt hatten, sich im Windschatten der schwedischen Erfolge politisch von der Hofburg emanzipieren zu können – ich kann nur exemplarisch und stichwortartig auf den Leipziger Konvent verweisen. Den Franken sollten solche Flausen wieder ausgetrieben, Franken sollte wieder zur Etappe von Kaiser und Liga werden, auch deshalb traten die durchziehenden katholischen Truppen demonstrativ ruppig auf.

54 Die schwedische Periode in Stadt und Hochstift ist ungleich besser aufgearbeitet als (allenfalls von der Schlacht bei der Alten Veste abgesehen) das mittelfränkische Kriegsgeschehen: vgl. beispielsweise Christa Deinert, Die schwedische Epoche in Franken von 1631-

1635, Diss. Würzburg 1966; oder Reinhard Weber, Würzburg und Bamberg im Dreißigjährigen Krieg. Die Regierungszeit des Bischofs Franz von Hatzfeld 1631-1642, o. O. [Würzburg] 1979, S. 57-95. Die Schwedischen und Forchheim, einschließlich der drei ominösen „Belagerungen" der Festung: Konrad Kupfer, Forchheim. Geschichte einer alten fränkischen Stadt, Nürnberg 1960, S. 64ff.

55 Und zwar für beide Seiten! Aus katholischer Warte deckte er die Wege nach Böhmen wie nach Bayern, für Gustav Adolf war die Handelsmetropole Gelenkstelle zwischen seiner mitteldeutschen Operationsbasis und dem nunmehrigen Kriegsziel Bayern.

56 Die Propagandamaschinerie Gustav Adolfs lief auch, salopp gesagt, wie geschmiert, und für deutsche Ohren, deutsche Augen betonte sie den Aspekt der Rettung des deutschen Protestantismus ganz einseitig. Gustav Adolf machte es seinen Propagandisten leicht, er hatte eben `Ausstrahlung´ (so etwas müssen wir den Zeitgenossen abnehmen, können wir heute nicht mehr überprüfen); war ein meisterhafter Redner vor großem Publikum, übrigens offenbar in flüssigem Deutsch.

57 Instruktiv für das Gewicht der konfessionellen Solidarität auch bei einfachen Menschen ist eine der recht raten Quellen aus solcher Hand: das „Zeytregister" des schwäbischen, im Ulmer Landgebiet lebenden Schuhmachers und Kleinbauern Hans Heberle. Als Augsburg, Reichsstadt wie Ulm, von den Schwedischen genommen wird, bedauert Heberle das nicht etwa aus reichsstädtischer Solidarität heraus, er hält triumphierend fest, „Gott" habe vor Augsburg „der gantze evangälisch religion geholffen durch den hoch und löblichen könig in Schweden". Gustav Adolf ist nicht Ausländer, ist Glaubensgenosse. Die konfessionelle Solidarität überwiegt weit jedes `nationale´ Zusammengehörigkeitsgefühl. Als Ulm dem Prager Frieden beitritt, sich damit (nolens volens) gegen Schweden stellen muss, bedauert Heberle das – als braver Untertan der Ulmer Obrigkeit nimmt er es hin, aber er stellt doch zugleich richtig: „Mit deme mundt seyen wir keysserisch gewessen und mit dem hertzen schwedisch. Dan mir haben den Schweden lieber sehen sigen dan den Keysser, von wegen der Religion und deß glaubens halber." Die Zitate: Gerd Zillhardt (Hg.), Der Dreißigjährige Krieg in zeitgenössischer Darstellung. Hans Heberles „Zeytregister" (1618-1672), Diss. Tübingen, Stuttgart 1975, S. 126 bzw. S. 201.

58 Aus ihm zitiert nach einer Kopie der Relation des brandenburgischen Gesandten Wilmersdorff im „K. Sächs. Archiv" ausgiebig Karl Gustav Helbig, Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg 1630-1632, Leipzig 1854, S. 12-18.

59 Neutrale werde der Schwedenkönig „für Abtrünnige und ärger als den Feind selbst halten und behandeln", erklärten schwedische Gesandte den Nürnbergern, es gelte „der schädlichen Neutralität Adieu sagen": Gustav Droysen, Gustaf Adolf, Bd. 2, Leipzig 1870, S. 440 bzw. S. 442.

60 Die Einzelheiten bei Weigel, Dreißigjähriger Krieg, S. 26f. bzw. S. 35.

61 So jedenfalls Lohbauer, Land-Chronik, Bd. 2, S. 321.

62 Vgl. zu alldem, außer der noch älteren heimatkundlichen Literatur, zuletzt Weigel, Dreißigjähriger Krieg, S. 28-31.

63 Vgl. Eduard Rühl, Die Schlacht an der „Alten Veste" 1632. Das Verdun des dreißigjährigen Krieges. Eine kriegsgeschichtliche Skizze, Erlangen 1932. – Die heute einschlägigen Arbeiten stammen aus der Feder Helmut Mahrs: ders., Wallenstein vor Nürnberg 1632, Neustadt an der Aisch 1982; ders., ... der Schwed is kumma ..., in: Fürther Heimatblätter Neue Folge 32 (1982), S. 25-39; ders., Wallensteins Lager bei Zirndorf und die Schlacht an der Alten Veste 1632, in: Günther Schuhmann (Red.), Gustav Adolf, Wallenstein und der Dreißigjährige Krieg in Franken. Ausstellung des Staatsarchivs Nürnberg zum 350. Gedenkjahr (1632(1982), Neustadt an der Aisch 1982, S. 67-71; ders., Die Kriegsereignisse in Franken ab Juni 1632 nach den Eintragungen im bisher weitgehend unbekannten Kriegstagebuch des Schwedenkönigs Gustab[sic] Adolf, in: Fürther Heimatblätter Neue Folge 39 (1989), S. 117-131; ders., Strategie und Logistik bei Wallensteins Blockade der Reichsstadt Nürnberg im Sommer 1632, in: Fürther Heimatblätter Neue Folge 50 (2000), S. 29-53; vgl. auch ders. (Hg.), Oberst Robert Monro. Kriegserlebnisse eines schottischen Söldnerführers in Deutschland 1626-1633, Neustadt an der Aisch 1995.

64 Es waren bekanntlich zunächst nur knapp zwanzigtausend Mann (dazu rund achttausend Mann Nürnberger Bürgerwehr), doch stieß dann ja die Verstärkung unter Axel Oxenstierna dazu. – Genaue Zahlenangaben sind (wie immer, vgl. oben Anm. 33) nicht möglich, die hier einschlägigen diskutiert Engerisser, Kronach, S. 108f.

65 Bevor der höfische Absolutismus die Heere verstaatlichen und in die Kasernen zwingen wird, zog mit der kämpfenden Truppe stets der Troß durch die Lande, vgl. schon Anm. 23. Er war zur Landsknechtszeit, im 16. Jahrhundert, etwa gleich groß wie das eigentliche Heer, im Dreißigjährigen Krieg gewöhnlich etwa doppelt so groß, viele Frauen waren darunter – die Ehefrau, so vorhanden, weilte im Troß, die „Bule" (Geliebte), womöglich eine ganze Schar von Kindern, dazu übrigens zahlreiche Prostituierte; dass derjenige, der für die Ordnung im Troß zuständig war, ganz offiziell die Amtsbezeichnung „Hurenweibel" trug, mag das Ausmaß des Problems illustrieren.

66 Überblick: Rühl, Verdun, S. 11; sowie zuletzt Mahr, Wallensteins Lager, S. 68f.; ausführlich: Mahr, Blockade.

67 Eine Pferdeseuche kam hinzu. In Nürnberg war die geringe Kapazität der wenigen Mühlen das zentrale Ernährungsproblem – aber es kann hier nicht um Einzelheiten gehen.

68 Sogar Monro (Aufzeichnungen, S. 180f.) deutet es an: „Nachdem diese beiden Armeen ihre Lager errichtet und sich einander gegenüber niedergelassen hatten, begannen sie beide, in das umliegende Land auszuschwärmen und dort zu stehlen, zu rauben, zu plündern und zu verwüsten, um diese zwei großen, neugegründeten Lagerstädte von kurzer Lebensdauer mit Nahrungsmitteln und anderen Gütern zu versorgen."

69 Erneut deutet es sogar Monro an: Gustav Adolf zog ab, „da der Feind sich nicht bereit zeigte, eine Schlacht zu riskieren, und da auch der Mangel an Lebensmitteln auf beiden Seiten so groß wurde" (Aufzeichnungen, S. 191).

70 Aufzeichnungen Monros, S. 192.

71 Ortrun Fina (Hg.), Klara Staigers Tagebuch. Aufzeichnungen während des Dreißigjährigen Krieges im Kloster Mariastein bei Eichstätt, Regensburg 1981, S. 61f. bzw. S. 66.

72 Vgl. Winfried Roschmann/Udo Sponsel/Bernd Jesussek, Die Fürther Hardhöhe. Aufmarschfeld – Hardsiedlung – Industrieflughafen – Trabantenstadt, Fürth 1999, hier vor allem S. 10-12.

73 Vgl. Fronmüller, Chronik, S. 84.

74 Vgl. zuletzt Bernd Windsheimer, Geschichte der Stadt Fürth, München 2007, S. 26f.

75 Vgl. Ernst Mummenhoff, Altnürnberg in Krieg und Kriegsnot, Bd. 2, Nürnberg 1917, S. 1; sowie zuletzt Alexander Mayer/Ernst-Ludwig Vogel, Altstadtviertel St. Michael Fürth. Geschichte und Wiederbelebung, Fürth 1995, S. 10. Fronmüller, Chronik, S. 87 sowie die romanhafte Darstellung von Konrad Schäfer, Fürth im Dreißigjährigen Krieg, in: Mittelfränkischer Heimatbogen 43 (1957?), S. 4 sind also zu korrigieren. – Gustav Adolf war am 17. Juni in Fürth eingetroffen, am 21. Juni zog er mit seiner Armee ostwärts ab, um die Vereinigung der von Böhmen hermarschierenden Wallensteinschen mit dem Ligaheer zu verhindern. Nachdem das gescheitert war, zog Gustav Adolf erneut ins Nürnberger Becken, um sich nun in und um Nürnberg zu befestigen, während sich Wallenstein bei der alten Veste verschanzte. Aus höherer Warte betrachtet, war der kurze Fürthaufenthalt des Schwedenkönigs Mitte Juni also lediglich Präliminarie zum fatalen `mittelfränkischen Sommer´ 1632.

76 „Der Schwerpunkt in diesem Stellungskriege lag ... in dem nordöstlichen Regnitz-Pegnitz-Winkel ... Die meisten dieser Plänkeleien zwischen Kroaten und schwedischen Dragonern scheinen auf der Linie Fürth-Poppenreuth stattgefunden zu haben“: Weigel, Dreißigjähriger Krieg, S. 43.

77 Aufzeichnungen Monros, S. 184. Vgl. Mahr, Wallenstein vor Nürnberg, S. 58; Engerisser, Kronach, S. 110; ungenau Weigel, Dreißigjähriger Krieg, S. 46.

78 Am 2. September setzte Gustav Adolf bei Fürth über die Rednitz, nachdem er eine zusätzliche Brücke hatte schlagen lassen; er errichtete auf der Fürther Hard ein befestigtes Feldlager, das als Ausgangsbasis für einen Angriff auf die Nordfront des Wallensteinschen Lagers dienen sollte.

79 Vgl. Fronmüller, Chronik, S. 90.

80 Weitere Details bot zuletzt Käppel, Nürnberger Land, S. 79f.

81 Unanfechtbare Zahlen sind, wieder einmal, nicht zu eruieren. Mahr, Wallenstein vor Nürnberg, S. 73 geht fürs Jahr 1632 von etwa 27560 Toten aus, bei Engerisser, Kronach, S. 116 sterben „genau 29406 Menschen“. Offensichtlich entnahmen beide ihre Zahlen einer zeitgenössischen „Relation Oder Kriegs-Chronica“ aus Nürnberg; die dort aufgelisteten Toten – „an den Kirch-Tafeln angeschrieben“ 8500, „im Lazareth 19060“, „so auf Schützenkarren hinauß geführet worden, 1846“ – summieren sich nämlich zu Engerissers Zahl, Mahr hat die drittgenannte Summe nicht dazuaddiert.

82 Mahr, Schwed ist kumma, S. 33 zitiert aus ihr.

83 Das Vacher Kirchenbuch datiert natürlich im alten Stil, wir müssen also zehn Tage dazuaddieren. – Neun Tage später: „An diesem Tag haben die Forchheimer das schöne und von Grund aus in 6 Jahren neue erbautes Schloß zu Baiersdorf abgebrannt, wie auch das Dorf Bubenreuth“. Mit dem „Schloß zu Baiersdorf“ ist das noch unbezogene markgräfliche Schloß Scharfeneck gemeint, die recht imposante Ruine hat man, noch vor dem Aufblühen des modernen Städtetourismus, im Jahr 1892 abgetragen. Vgl. zur Einäscherung Baiersdorfs auch Johannes Bischoff, Baiersdorf. Entwicklungsgeschichte einer fränkischen Kleinstadt, Baiersdorf 1953, S. 41; sowie R[udolf] Großner, Vach im Spiegel von Jahrhunderten. Ausgewählte Berichte, Urkunden und Begebenheiten, [Vach] 1978, S. 43.

84 Vgl. Kirchenbücher, Bruck: „NB. In dem trübseligen 1632. Jahr sind allhie zu Bruck von alten und jungen Leuten über 200 Personen, 14 drüber, wie mir angezeigt worden, teils in der Flucht vor der Stadt Nürnberg, teils aber hernach daheim gestorben, und meistentheils alle unbesungen begraben worden.“

85 So treffend Weigel, Dreißigjähriger Krieg, S. 49.

86 Vgl. beispielsweise Kupfer, Forchheim, S. 71f.

87 Vgl. Erich Birkholz/Hans Jobst Rohmer, Eltersdorf. Der Lebenslauf unserer Heimat, Eltersdorf 2006, S. 30.

88 Vgl. Schwemmer, Nürnberger Landgebiet, S. 112. – Lauf 1634: Käppel, Nürnberger Land, S. 74-78.

89 Vgl. Fronmüller, Chronik, S. 92 bzw. S. 94.

90 Kirchenbücher, Vach 10. April 1634.

91 Ich spreche der Einfachheit halber durchgehend von „schwedischen“ Truppen. Natürlich befanden sich kaum Schweden darunter. Genauer müsste es immer heißen: für die Ziele Schwedens und des Heilbronner Bundes, gegen Frankreich, Kaiser und Katholizismus kämpfende Truppen.

92 Fr. K. Kümmer (Hg.), Bamberg im Schweden-Kriege. Nach einem Manuscripte (Mittheilungen über die Jahre 1622(1634) [sc. der Dominikanerin Maria Anna Junius], o. O. o. J. [Bamberg 1890/91?], S. 121f., zum 10. März 1633. – Es kann hier nicht um Vollständigkeit gehen. Ansbach und Umgebung: Wilhelm Hammer, Ansbach im Dreißigjährigen Krieg, in: Mittelfränkische Heimatbogen 37 (1953?), S. 3-5.

93 Die Hintergründe müssen hier nicht diskutiert werden, deshalb die neutrale Formulierung; das häufige Diktum von der „Ermordung Wallensteins“ signalisiert schon Parteinahme.

94 Vgl. Engerisser, Kronach, S. 265.

95 Vgl. Engerisser, Kronach, S. 284; mit falscher Datierung („alter Stil“) Fronmüller, Chronik, S. 94f.

96 Vgl. Kupfer, Forchheim, S. 68.

97 Vgl., mit sichtlich falscher Datierung („alter Stil“), Franz von Soden, Gustav Adolph und sein Heer in Süddeutschland von 1631 bis 1635. Zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, Bd. 2, Erlangen 1867, S. 551; sowie knapp Engerisser, Kronach, S. 300f. Nach Birkholz, Eltersdorf, S. 31 soll auch dieser Ort (schon wieder?) niedergebrannt worden sein, 142 Personen seien „ermordet“ worden, nur 27 hätten überlebt.

98 Neu war die Idee nicht. Fronmüller, Chronik, S. 93 berichtet, hier offenbar ausnahmsweise einmal nicht aus Sodens Darstellungen, sondern aus Primärquellen schöpfend, „in dem Protokollbuch der Kriegscommission des Rathes von Nürnberg“ finde sich folgende am 29. August 1633 eingetragene Bemerkung: „Das auch sowohl von den Befehlshabern, so den Burgermeistern zu Fürth unterschiedliche Clagen ankommen, dass die Bürgerschaft daselbst sehr unfleißig bei den Wachen sich befinden, der Flecken überall offen, auch der Amptmann wenig hinabkommt, dadurch dann der Feind leichtiglich den Flecken ausplündern, oder gar in Brand stecken kann.“ Man möge dafür sorgen, dass „die Wachen fleißiger“ besorgt würden, ferner „die unlängst von Herrn Generalmajor von Schlemmersdorf und Capitän Schmidt angewiesen Palisaten ... fertig machen.“

99 Alle noch eruierbaren Einzelheiten bietet ausführlich Soden, Gustav Adolph, Bd. 2, S. 552f.

100 Vgl. Engerisser, Kronach, S. 371.

101 Zu den nicht eingeäscherten Gebäuden gehörten die Kirche St. Michael und die Synagoge. – Vgl. Murr, Beyträge, S. 80; vage von Soden, Gustav Adolf, Bd. 3,

S. 59; Wilhelm Funk, Zur Stadtentwicklung von Fürth, in: Fürther Heimatblätter Neue Folge 2 (1952), S. 16; romanhaft ausgeschmückt Schäfer, Fürth im Dreißigjährigen Krieg, S. 12-16; sowie zuletzt Windsheimer, Geschichte, S. 28.

102 Franz Christoph Khevenhiller, Annalivm Ferdinandeorvm Zwölffter und letzter Theil ..., [Neuausgabe des erstmals 1646 publizierten Buches] Leipzig 1726, Spalte 1332.

103 Kirchenbücher, Vach 18. September 1634.

104 Kirchenbücher, Eltersdorf, Eintrag „im Monat September“: Es seien „etliche regimenter von kaiserischem Kriegsvolk in dies Land kommen, sich gen Fürth und da herumb gelegt, und also den Paß nach Franken verlegt und gesperrt, auch hin und wieder mit Rauben und Plündern alles unsicher gemacht, auch an etlichen Orten angezünd und gebrennt, unter andern auch nahe der Stadt Sündersbühel abgebrennt den 8. September zu Nachts. Fürth ist folgenden 9. dito auch fast ganz abgebrannt“. Dass hier Sündersbühl am 18., Fürth aber erst am 19. brennt, sollte uns nicht irritieren – offensichtlich wurde die summarisch („im Monat September“) einsetzende Notierung Wochen später nachgetragen, in der Erinnerung mag sich die Reihenfolge vertauscht haben.

105 Mayer/Vogel, Altstadtviertel, S. 10.

106 Kirchenbücher, Bruck 19. September 1634.

107 Inhalt, Bedeutung: Gotthard, Das Alte Reich, S. 90-94.

108 Henricus Oraeus (Hg.), Theatrum Europaeum oder warhaffte Beschreibung aller denckwürdigen Geschichten, so ... sich begeben haben, Bd. 3, Frankfurt 1639, S. 491.

109 Kirchenbücher, Bruck 4. bzw. 9. Juli 1635.

110 Wenn Käppel, Nürnberger Land, S. 101 titelt: „1636 bis 1648 – Das Leben normalisiert sich“, stimmt das, jedenfalls außerhalb Laufs, gewiss nicht. Weigel, Dreißigjähriger Krieg, S. 206 behauptet, die Jahre 1635 bis 1639 hätten eine „Art Atempause“ gebracht – selbst das ist nach Ausweis der Kirchenbücher aus der Region falsch.

111 Vgl. ausführlich Anton Ernstberger, Kaiserliche Soldateska auf Nürnberger Gebiet 1635. Ein Posten aus der Verlust- und Schadenliste der Reichsstadt im Dreißigjährigen Kriege, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 21 (1961), S. 29-58. Zum zuletzt in Erlangen lehrenden Historiker Ernstberger: Gotthard, Neue Geschichte, besonders S. 130 und S. 133. – Besetzung Gräfenbergs: Ernstberger, Soldateska, S. 32; Belastungen und Scharmützel um Lauf: Käppel, Nürnberger Land, S. 84-92; Cadolzburg 1635: Lohbauer, Land-Chronik, Bd. 2, S. 265.

112 Vgl. Kirchenbücher, Eltersdorf 2. November 1637, 8. Januar 1638, 11. Januar 1638; Vach 25. April 1638.

113 Kirchenbücher, Eltersdorf 24. Januar 1638 bzw. 27. Juni 1638. – Kriegsbelastungen in Tennenlohe von 1636 bis 1639: Lohbauer, Land-Chronik, Bd. 1, S. 95.

114 Vgl. Kirchenbücher, Eltersdorf 10. September, 16. Oktober, 24. Oktober, 4. November, 9. Dezember 1638.

115 Fina, Tagebuch, S. 256. – Gräfenberg 1639: Lohbauer, Land-Chronik, Bd. 1, S. 144; Emskirchen 1639: ebda., Bd. 2, S. 43; Cadolzburg 1639: ebda., Bd. 2, S. 265.

116 Wiewohl die neueste Analyse dieser gewichtigen Versammlung von mir stammt, will ich hier, da wir die Große Politik links liegenlassen, nicht darauf eingehen. Vgl. Axel Gotthard, Säulen des Reiches. Die Kurfürsten im frühneuzeitlichen Reichsverband, Husum 1999, hier besonders Bd. 1, S. 384-401.

117 Es ist natürlich zu lesen: „weimarische“ Armee; es handelte sich offenbar um ungefähr 1500 Reiter, die von Schwabach kommend Lauf zuzogen.

118 Kirchenbücher, Großgründlach 6. Februar 1641.

119 Das erwähnt Weigel, Dreißigjähriger Krieg, S. 208.

120 So treffend Endres, Dreißigjähriger Krieg, S. 59.

121 Vgl. Weigel, Dreißigjähriger Krieg, S. 208.

122 Käppel, Nürnberger Land, S. 104f. zitiert ausgiebig daraus. – Emskirchen 1641: Lohbauer, Land-Chronik, Bd. 2, S. 189.

123 Von Einquartierungen in Herzogenaurach im Februar und dann wieder im Juli 1642 weiß Lohbauer, Land-Chronik, Bd. 1, S. 245.

124 Fina, Tagebuch, S. 306.

125 Vgl. Fronmüller, Chronik, S. 99.

126 Vgl. Weigel, Dreißigjähriger Krieg, S. 212; natürlich gab es auch außerhalb der eigentlichen Kampfgebiete weiterhin Schäden, zur Verwüstung Münchaurachs 1645: Lohbauer, Land-Chronik, Bd. 1, S. 246.

127 Vgl. Fronmüller, Chronik, S. 99.

128 Alle Einzelheiten bei Weigel, Dreißigjähriger Krieg, S. 214f.

129 Vgl. mit allen Einzelheiten ebda., S. 216f.

130 Inhalt, Bedeutung: Gotthard, Das Alte Reich, S. 86-88 und S. 95-107.

131 Zit. nach Helmut Neuhaus, Nach dreißig Jahren Krieg, in: Nordbayerische Zeitung, Wochenendbeilage vom 24. Oktober 1998, S. 1.

132 „Dan wir seyen gejagt worden wie das gewildt in wälden. Einer ist ertapt und ubel geschlagen, der ander gehauwen, gestochen, der drit gar erschoßen worden. Darumb wir Gott nit könen gnug loben und preißen für den edlen friden, den wir erlebt haben“: Zillhardt, „Zeytregister“, S. 224f. Heberles „Zeytregister“ ist ein für viele Fragestellungen besonders interessantes „Ego-Dokument“ (wie die Geschichtswissenschaft neuerdings in unschönem Fachinesisch rubriziert), man möge mir daher den Exkurs nach Schwaben verzeihen.

133 An sich war die Bezahlung der schwedischen Demobilmachungskosten im Instrumentum Pacis Osnabrugense geregelt – aber nicht hinreichend, und es war auch ein kompliziertes Problem. Kurz, es herrschte noch manche Unklarheit, kurz, es war noch nicht demobilisiert, als das IPO am 6. August 1648 feierlich verlesen und durch Handschlag vereinbart wurde, als die Friedensinstrumente am 18. Februar 1649 ratifiziert wurden. – Im Jahr 1648 bezogen die Schwedischen im ganzen östlichen Franken, auch um Nürnberg Quartier. Das Verhältnis zur Zivilbevölkerung blieb angespannt, noch im Dezember 1648 wurde Büchenbach niedergebrannt: Peter Düthorn, Kosbach. Ein Heimatbuch, Erlangen 1992, S. 67.

134 Er wurde in einer vorbildlich recherchierten Monographie auf vielen hundert Seiten analysiert: Antje Oschmann, Der Nürnberger Exekutionstag 1649-50. Das Ende des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland, Münster 1991. Meines Erachtens nicht ganz unwichtige Ergänzung zur Anfangsphase: Gotthard, Säulen des Reiches, Bd. 2, S. 755f.

135 Es ging überhaupt um die Demobilisierung auf Reichsboden: Es lagen nämlich nicht nur weiterhin sechzigtausend schwedische Soldaten in über 80 Quartieren herum, auch französische, hessische, bayerische, kaiserliche, spanische Truppen wollten geordnet entlassen sein, sollten so nach Hause ziehen, dass daraus

nicht neues Chaos erwuchs. Man schätzt, dass vor der Demobilisierung von 1650 125.000 bis 150.000 Mann in Waffen auf Reichsboden standen – bei gut zehn Millionen überlebenden Reichsbewohnern und angesichts der damaligen logistischen Möglichkeiten eine schwindelerregende Zahl. Hauptgegenstand der Nürnberger Beratungen waren aber natürlich die ausländischen, reichsfremden Truppen. Die Nürnberger Ausführungsverträge vom Sommer 1650 regelten ihren Abzug bis Jahresende.

136 Sigmund von Birken verfasste dazu ein Friedensschauspiel: Günther Schuhmann, „Der liebe fried", in: ders. (Red.), Gustav Adolf, Wallenstein und der Dreißigjährige Krieg in Franken. Ausstellung des Staatsarchivs Nürnberg zum 350. Gedenkjahr (1632(1982), Neustadt an der Aisch 1982, S. 104.

137 Vgl., mit weiteren Literaturangaben, Konrad Repgen, Die Feier des Westfälischen Friedens in Kulmbach (2. Januar 1649), wiederabgedr. in: ders., Dreißigjähriger Krieg und Westfälischer Friede. Studien und Quellen, hg. von Franz Bosbach und Christoph Kampmann, Paderborn u. a. 1998, hier S. 773.

138 Vgl. Parker, Der Dreißigjährige Krieg, S. 300.

139 Im Jahr 1982 feierte man dort überdies ein „Schwedenjahr". Das Deutschlandradio machte einen Tag lang auf „Schweden-Funk aus Dinkelsbühl", es gab eine „Volvo-Autoschau" und „schwedische Folkloreabende", Pippi Langstrumpf wurde auf die Bühne gestellt – die historischen Ereignisse, deren man da gedachte, müssen offensichtlich sehr erheiternd gewesen sein. Vgl. Festschrift zum Dinkelsbühler Schwedenjahr 1982, Dinkelsbühl o. J. (wohl 1982).

140 Eine umfassende Bilanz müsste auch soziale und politische Folgen aufarbeiten, beispielsweise fragen, inwiefern die Notwendigkeit obrigkeitlicher Organisation des alltäglichen Überlebens im Krieg, einer starken obrigkeitlichen Hand beim Wiederaufbau „den Absolutismus" befördert hat. Oder ist auch er nur ein „myth"? Anstelle einer Literaturliste soll eine derjenigen Veröffentlichungen genügen, die die Debatte mitausgelöst hat: Ronald G. Asch/Heinz Duchhardt (Hg.), Der Absolutismus ein Mythos? Strukturwandel monarchischer Herrschaft in West- und Mitteleuropa (ca. 1550-1700), Köln/Weimar/Wien 1996.

141 Natürlich kommt „Franken" auf der Übersichtskarte der Schäden im Reich bei Franz, Volk, S. 8 vor, aber es gibt in dieser bis heute einschlägigen Monographie kein Franken-Kapitel, fränkische Regionen werden nur zerstreut gestreift. Nach einigen Angaben zum Bambergischen heißt es auf S. 58, „aus dem übrigen Franken sind bisher keine statistisch verwertbaren Zahlen veröffentlicht worden". Bei Rudolf Endres, Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Krieg, in: Andreas Kraus (Hg.), Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. 3.1, München 1997, S. 493 lesen wir: „Im Durchschnitt muß mit einem Bevölkerungsverlust von 20-40% gerechnet werden", doch irgend begründet wird diese Annahme nicht – die erwähnte Karte von Günther Franz mag Pate gestanden haben.

142 Vgl. Franz, Volk, S. 38-40.

143 Vgl. Parker, Dreißigjähriger Krieg, S. 301.

144 Franz, Volk nennt nur zwei Beispiele aus der Region: Oberamt Hohentrüdingen, Amt Heilsbronn (S. 58). Helmut Mahr, ... Normales Leben erst wieder nach 50 Jahren. Die Kriegsereignisse im Spiegel der Statistik, in: Fürther Heimatblätter Neue Folge 32 (1982), S. 51 entnahm einer „Reihe von Pfarrmatrikeln", dass „die Bevölkerungszahl unseres Raumes" allein im Sommer 1632 „um mindestens 50 Prozent" zurückgegangen sei. Dem ist sicher so, aber ob seine Schlussfolgerung („über die Hälfte der Bevölkerung kam in diesem kurzen Zeitraum um") stimmt? Viele mögen ausgewichen, später auf ihre Höfe zurückgekehrt sein (vgl. Anm. 7). Rudolf Endres, Die Folgen des 30jährigen Krieges in Franken, in: Hermann Kellenbenz (Hg.), Wirtschaftsentwicklung und Umweltbeeinflussung (14./20. Jahrhundert). Berichte der 9. Arbeitstagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Wiesbaden 1982, S. 127 berichtet unter Rückgriff auf eine mir nicht zugängliche studentische Staatsexamensarbeit, die Auswertung der Pfarrarchive (Taufen, Trauungen, Bestattungen) ergebe für die Städte Hersbruck, Lauf und Altdorf Verluste von lediglich rund zwanzig Prozent, für die umliegenden Dörfer von mindestens zwei Dritteln. – Für Unterfranken schätzt Helmut Jäger, Der Dreißigjährige Krieg und die deutsche Kulturlandschaft, in: Heinz Haushofer/Willi A. Boelcke (Hg.), Wege und Forschungen der Agrargeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Günther Franz, Frankfurt 1967, S. 130-145 den Bevölkerungsverlust auf 30 bis 40 Prozent, „in manchen Landstrichen liegen 90% des Ackerlandes wüst" (ebda., S. 135). – Datenmaterial für 150 bambergische Orte (sie machten rund ein Fünftel des Hochstifts aus) weist auf Verluste von knapp 45 Prozent hin: Franz, Volk, S. 58. – August Gabler, Die wirtschaftlichen Folgen des Dreißigjährigen Krieges in der Umgebung Dinkelsbühls, in: Festschrift zum Dinkelsbühler Schwedenjahr 1982, Dinkelsbühl o. J. (wohl 1982), S. 38-41 wertete Steuer- und Lagerbücher der oettingischen Oberämter Mönchsroth und Aufkirchen aus, die Stellen verminderten sich um durchschnittlich 61 Prozent.

145 Es wird in der Literatur gelegentlich erwähnt, vgl. für die Kriegszeit Holle, Bayreuth, Erster Abschnitt, S. 46 und, ausführlicher, Zweiter Abschnitt, S. 58; Rudolf Endres, Bevölkerung und Wirtschaft vom Markgräflerbis zum Dreißigjährigen Krieg, in: Alfred Wendehorst (Hg.), Erlangen. Geschichte der Stadt in Darstellung und Bilddokumenten, München 1984, S. 43; Lohbauer, Land-Chronik, Bd. 1, S. 77, S. 144 und S. 246; Bd. 2, S. 45 und S. 221; für die Nachkriegsjahre Ernst Schubert, Grundzüge der geschichtlichen Entwicklung, in: Der Landkreis Erlangen-Höchstadt, Hof (Saale) 1979, S. 72.

146 Zerstreute Auflistungen der zerstörten Gebäude bei Kriegsende oder in einem bestimmten Kriegsjahr in heimatgeschichtlicher Literatur vermitteln diesen Eindruck. Ich füge eine Beobachtung an, die streng genommen natürlich nichts beweist: Die „Mittelalter-Gruppe" im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim umfasst auch das – eigentlich frühneuzeitliche, nämlich 1554 errichtete – „Schwedenhaus aus Almoshof". Der `Katalog´ (Konrad Bedal/Hermann Heidrich, Bauernhäuser aus dem Mittelalter, Bad Windsheim 1997, S. 203) erläutert, die Bezeichnung „Schwedenhaus" finde sich „für die ältere Bauweise im Nürnberger Landgebiet mehrfach, u. a. auch bei den sogenannte[sic] `Schwedenhäusern´ im noch näher bei Nürnberg gelegenen Dorf Thon" (zu ihnen genauer ebda., S. 27f.). Als „Schwedenhäuser" firmierten also Gebäude, die im oder vor dem Dreißigjährigen Krieg errichtet worden waren; vgl. übrigens schon Wilhelm

Funk, Albrecht Dürer und die Schwedenhäuser, in: Fränkische Heimat 1928, S. 363-367. Offenbar hatten so wenige Gebäude den Schwedischen bzw. Schwedisch-französischen Krieg überdauert, dass sie den Nachgeborenen durch ihre selten-seltsame Altertümlichkeit gleichsam auffielen und eben einen besonderen Namen bekamen.

147 Vgl. beispielsweise Heinz Göpfert, „Den letzten beerdigt“, in: Erlanger Zeitung vom 31. Oktober 1998, S. 12 sowie Schubert, Grundzüge, S. 73; zu Kalchreuth noch Holle, Chronik, Erster Abschnitt, S. 46 sowie (knapper) Bertold von Haller (Red.), Kalchreuth 700 Jahre 1298-1998. Ein fränkisches Dorf im Wandel der Zeiten, Rödental 1998, S. 38; zu Tennenlohe noch Lohbauer, Land-Chronik, Bd. 1, S. 144.

148 Vgl. Freundeskreis für Kunst und Kultur (Hg.), Geschichte des Marktes Neunkirchen am Brand. Goldwitzer-Chronik, Ndr. [der „Geschichte des Marktes Neunkirchen am Brand und des ehemaligen Klosters mit Rücksicht auf die Pfarrei daselbst nebst einer Topographie“ von 1814] Neunkirchen 1988, S. 29f. (ob als Jahr der Zerstörung 1630 stimmt?).

149 Vgl. Birkholz, Eltersdorf, S. 30 (von 460 Einwohnern bei Kriegsbeginn im Jahr 1642 noch 27, seit 1644 ist der Ort ausgestorben), auch Rudolf Großner, Bilder aus Eltersdorf, zweite Aufl. Erlangen 1983, S. 135f; die Einwohnerzahl 27 fürs Jahr 1642 bestätigt diese zeitgenössische Auflistung: Kirchenbücher, Anhang I.

150 Vgl. Lohbauer, Land-Chronik, Bd. 1, S. 168.

151 Erlangen wurde von Forchheimer Truppen zerstört: Einäscherung bis auf 16 Häuser im Sommer 1632, bei einem neuerlichen Ausfall der Festungstruppen im Sommer 1634 werden auch noch diese niedergebrannt, Anfang 1636 kehren die ersten geflüchteten Bewohner zurück: Endres, Bevölkerung und Wirtschaft, S. 43, auch schon Holle, Bayreuth, Erster Abschnitt, S. 40f.

152 Erlangen war dem Amt Baiersdorf zugeordnet. Vgl. zu Baiersdorf schon oben Anm. 83.

153 Wie Anm. 147.

154 Vgl. Wilhelm Held, Erlanger Oberland. Eine Heimatgeschichte, o. O. (Brand?) o. J. (1976?), S. 104.

155 Aus dem „Bericht“ zitiert ausführlich Alexander Röder, Neunkirchen am Brand. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Frankens, Ndr. [der Diss. von 1926] Neunkirchen 1988, S. 14.

156 Vgl. Franz, Volk, S. 81f. und S. 85-87. Franz betont, dass Nürnberg die Durchgangsstelle war, von wo aus sich die Zuzügler auf die übrigen fränkischen Gebiete verteilten, natürlich blieben auch nicht wenige gleichsam in der Reichsstadt hängen; ebda. auch eine Diskussion der verschiedenen in der Literatur gebotenen Zahlenangaben.

157 Zu den militärischen Ausgaben im engsten Sinne (Finanzierung der Selbstverteidigung) kamen, beispielsweise, immer wieder Kontributionen, kamen nicht zuletzt `Schutzgelder´. Natürlich ließen sich die Militärs ihre „Salvaguardien“ entgelten. Eine beliebte Möglichkeit der damaligen Söldnerheere, ihre Kasse aufzubessern, war das „ranzioniren“, wie es die Kriegsakten nennen (wir würden wohl von „brandschatzen“ sprechen): Man erpresste von einer feindlichen Siedlung Geld dafür, dass man sie nicht anzündete.

158 Der Forschungsstand hierzu ist gut: Max von Oesfeld, Geschichte der Okkupation der freien deutschen Reichsstadt Nürnberg und deren Vorstädte durch Preußen im Jahre 1796, Berlin 1876 (der Titel ist angesichts der Selbstaufgabe der völlig zerrütteten Kommune etwas missverständlich); Karl Süßheim, Preußens Politik in Ansbach und Bayreuth 1791-1806, Berlin 1902; Eugen Franz, Nürnberg, Kaiser und Reich. Studien zur reichsstädtischen Außenpolitik, München 1930, S. 403ff. – Übrigens schlug die Stimmung in Nürnberg rasch um, nachdem die schon in der Stadt stationierten preußischen Truppen der politischen Großwetterlage wegen wieder abgezogen waren, feierte man überschwänglich den Namenstag des Kaisers, und für eine Ehrenpforte aus diesem Anlass reichte dann doch das Geld. Sie zierte dieser Text: „Treue knüpft mit goldenem Band/ Kaiser, Volk und Vaterland“. Merkwürdige Treue! – Ich werde das Ende der Reichsstädte demnächst im Überblick würdigen: Axel Gotthard, Die Mediatisierung der Reichsstädte und der Reichsritter, in einem dem Reichdeputationshauptschluß gewidmeten Sonderband von Der Staat.

159 Vgl. Jäger, Kulturlandschaft, S. 138-140; auch Endres, Dreißigjähriger Krieg, S. 65-67.

160 Unter den Konkurrenzbedingungen der Dreiherrschaft führte das nun, nach dem Konfessionellen Zeitalter, zu einem ungewöhnlichen Maß an religiösen und auch gewerblichen Freiheiten, letztere stachen beispielsweise von der festgefügten Nürnberger Zunftwirtschaft siginifikant ab.

161 Vgl. Ammon, Fürth, S. 16. Das Rechnungsbuch von 1637 führt die Fürther Einwohner namentlich mit den zu zahlenden Summen auf: 51 Familienvorstände. Als der aus Dinkelsbühl zugewanderte Weber und Meistersinger Jakob Feßlein 1604 in gereimter Form eine Bestandsaufnahme seines neuen Heimatortes vorlegte (vgl. dazu allgemein Ammon, Fürth, S. 17), zählte er noch 321 christliche und 22 jüdische Familien: Die Einwohnerzahl Fürths wäre demnach auf ein Siebtel abgesunken. Diese und andere kriegsbezogene Angaben in den Rechnungsbüchern wertete Barbara Ohm für ihre neue Stadtgeschichte aus, auf die hier empfehlend verwiesen sei.

162 Hans Mauersberg, Wirtschaft und Gesellschaft Fürths in neuerer und neuester Zeit. Eine städtegeschichtliche Studie, Göttingen 1974, S. 36 veranschlagt für 1630 genau 3835 Einwohner (und für 1635 genau 1385 Seelen). Solche exakten Ziffern suggerieren eine Genauigkeit, die bei Schätzzahlen tatsächlich nie zu erreichen ist.

163 Die Tendenz ist eindeutig, Zahlen differieren in den einschlägigen Arbeiten: Mauersberg, Wirtschaft und Gesellschaft, S. 37 nennt für 1700 genau 3425 Seelen, Ammon, Fürth, S. 17 geht für die Jahrhundertwende von „etwa 5000“ Fürthern aus (worunter rund 1500 Juden gewesen seien).

164 Wohl seiner Lage an zwei wichtigen Fernstaßen wegen gab es in Fürth ungewöhnlich viele Wein- und Bierwirte: vgl. Ammon, Fürth, S. 17.

165 „Die Veränderung Fürths vom kleinen bäuerlichen Marktflecken zu einer Stadt mit Gewerbe, Handel und Handwerk begann erst nach dem Dreißigjährigen Krieg“, resümiert Barbara Ohm, Fürth & Nürnberg. 950 Jahre ganz besondere Nachbarschaft, Fürth 2000, S. 15 richtig. Vgl. ausführlicher zum Wiederaufbau: Mauersberg, Wirtschaft und Gesellschaft, S. 28-31; sowie zuletzt Windsheimer, Geschichte, S. 31f. – Zu den Folgen des Wiederaufbaus fürs moderne Stadtbild, durchaus divergierend: Funk, Stadtentwicklung, S. 17f.

und Mayer/Vogel, Altstadtviertel, S. 10 (am dort gezeichneten Szenario könnte man angesichts der erheblichen Bautätigkeit im späten 17. und 18. Jahrhundert gewisse Zweifel anmelden, doch muss das in dieser den Kriegsjahren gewidmeten Studie nicht entschieden werden).

166 Wolfgang Jacob Dümler, Trauer-Klag, welche der König David über den entleibten Kriegs-Obristen Abner geführet ... bey Ansehnlicher und Volckreicher Leichbegängnuß Deß Weyland Erbarn und Fürnehmen Johann Schlütters ... erklärt ..., Nürnberg 1646.

167 Ausführliche und lesenswerte kunsthistorische Analyse: Claudia Maué, Archivalien und Quellen zu Leben und Tod des Johann Schlütter aus Lübeck und zu seinem Grabmal auf dem Nürnberger Johannisfriedhof, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 85 (1998), S. 1-50.

168 Sie ist nicht erhalten, mag übrigens durch den Unwillen mancher Nürnberger (mit)motiviert gewesen sein, die nicht einsehen wollten, warum ein `Auswärtiger´ ein so prächtiges und so augenscheinlich vom `Nürnberger Stil´ abweichendes Grabmal bekam.

169 Ich nenne aus einer mittlerweile überbordenden programmatischen Literatur nur diesen Klassiker: Lynn Hunt (Hg.), The New Cultural History, Berkeley u. a. 1989. – Ich halte die bevorzugte Hinwendung der (New) Cultural History zu politikfernen `weichen´, allemal unblutigen Themen für keinesfalls zwangsläufig oder irreversibel, meine nächste Monographie wird sich ausführlich mit dieser Problematik auseinandersetzen und für einen Brückenschlag zwischen Diplomatie-, Militär- und Kulturgeschichte werben. Vgl. vorerst dieses Plädoyer für eine Mentalitätsgeschichte der vormodernen Entscheider über Krieg und Frieden: Axel Gotthard, Krieg und Frieden in der Vormoderne, in: Historische Zeitschrift. Beiheft 44 (2007), S. 67-94.

Werner K. Blessing

Fürth - eine Stadt im Industriezeitalter

„Fürth ist eine Stadt des 19. Jahrhunderts“; am Bild der Stadt wird das evident. Während „andere gleichrangige und kleinere Städte ... in kontinuierlichem ... Wachstum“ seit dem Mittelalter ihren Umfang erreicht haben, wurde Fürth, lange „als bescheidener Landort ... gehemmt“; erst im 19. Jahrhundert in „stetem Wachstum des wirtschaftlichen Vermögens“ zu einer großen Industrie- und Handelsstadt“.[1]

Der Aufschwung begann bereits im 18. Jahrhundert. „Das Geographische Statistisch-Topographische Lexikon von Franken“, verfasst von Johann Kaspar Bundschuh zwischen 1799 und 1804, kurz vor dem Ende des Alten Reiches, nennt Gründe: „Fürth, großer, offener Marktflecken in einer ungemein schönen Gegend zwischen der Rednitz und Pegnitz, welche sich unterhalb des Marktfleckens vereinigen, 5/4 Stunden von Nürnberg ... ist der wohlhabendste Ort im Fürstenthume“ Ansbach. Nicht nur „die sehr zahlreiche Judenschaft genießt ... viele Freyheiten“; die Einwohner insgesamt seien „in mancherley Rücksichten unter die glücklichsten in Deutschland zu rechnen: denn geringere Abgaben bezahlt man verhältnismäßig wohl an keinem Orte ... und größere Gewerbefreyheit trifft man nirgends an ... Der größte Teil der Fürther Einwohner besteht daher aus Kaufleuten, Handelsleuten, Krämern, ... Manufacturisten und Handwerkern von allen Arten“. Es folgt eine lange Liste der Gewerbe, von Spiegelmachern bis zu Goldschlägern, ja zu Nudelmachern, die „alle Arten von Macaronis“ herstellen, welche „den italiänischen wenig an Schönheit und Güte nachgeben“. Und zahlreiche Händler treiben „ausgebreitete Geschäffte nach Italien, Spanien, Portugall, Frankreich, Pohlen etc.“[2]

1. Gewerbefleiß in der Herrschaftsnische: Fürth im Ancien Régime

Zwar von geringem Umfang, doch dicht besiedelt – es „wohnen gewöhnlich 5, 6, 12 bis 15 Familien in einem Hause" –, lag Fürth mit „gegen 18 000 Einwohner[n]" im südlichen Franken bereits auf dem zweiten Platz nach der Reichsstadt Nürnberg, wenn auch mit weitem Abstand.[3] Trotzdem war es nur ein offener Marktflecken, ohne Mauer und Türme und ohne hervorstechende öffentliche Bauten außer der Michaelskirche, die zudem, da einschiffig und mit bescheidenem Turm, eher ländlich blieb. Hier zeigte kein imposantes Rathaus Bürgerherrlichkeit wie in den Reichsstädten Rothenburg und Windsheim, kein Schloss demonstrierte Fürstenmacht wie am bayreuthischen Witwensitz Erlangen oder gar in der Residenzstadt Ansbach. Dabei hatte Fürth diese beiden Hohenzollernstädte an Bevölkerung und Wirtschaftskraft überrundet, ganz zu schweigen von kleinen Reichsstädten, die nur mehr ein Schatten ihrer selbst waren.

Niemand hatte in diesem Ort mit seinen „513 Unterthanenhäuser[n], wovon 89 Ansbach, 323 der Domprobstei Bamberg, 86 Nürnberg und 15 andern Gerichten gehören"[4], einen sichtbaren, gebauten Vorrang. Seit Menschengedenken standen die Einwohner unter den drei Autoritäten Markgraf, Domprobstei und Reichsstadt mit ihren unterschiedlichen Ansprüchen und divergierenden Interessen. Abgabenpflicht, Herrenschutz und das im gewöhnlichen Leben wichtige Niedergericht hingen für die einen an dem bambergischen Amtshaus am oberen Markt, für andere am markgräflichen Geleitshaus am unteren Markt, für die dritten am Nürnberger Landalmosenamt oder an den Patrimonialgerichten einzelner Patrizier. Auch wenn die drei Herren seit 1719 die Dorf- und Gemeindeherrschaft gemeinsam ausübten, die heterogene Verfassung

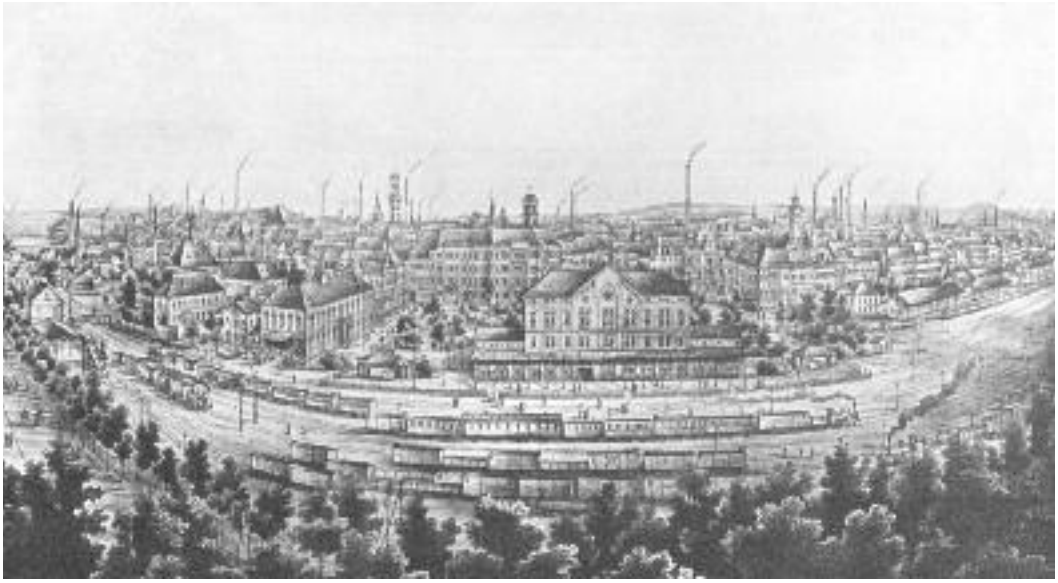
mit oft strittigen Kompetenzen – noch 1787 suchte ein Bamberger Archivar zu beweisen, „..dass Fürth ... Fürstlich Bambergisch sey“[5] – bedingte manch' unklare Rechtsverhältnisse. Leicht konnte man zum Opfer widerstreitender Kräfte werden, etwa wenn Amtmann und Geleitsmann einträgliche Gerichtsverfahren an sich ziehen wollten. Andererseits war, da sich die drei Herren in Schach hielten und keiner dominierende Verfügungsmacht gewann, die Obrigkeit an sich schwach, so dass der Untertanenblick freier bleiben konnte.

Weil Ansbach wie Bamberg den Markt wirtschaftlich ‚in Flor' bringen wollten, blieben die Abgaben niedrig; vor allem gab es zum Nutzen des lokalen Gewerbes praktisch keine Konsumsteuern. Produktion und Handel waren vergleichsweise wenig reglementiert; in einem außerhalb des fürstlichen Hofschutzes in den Residenzstädten seltenen Spielraum herrschte fast Gewerbefreiheit. Das zog Handwerker an, nicht zuletzt aus Nürnberg, wo die Gewerbe vom Rugamt streng geregelt und beschränkt wurden, so dass sich gerade für Neuerungen aufgeschlossene Männer nicht selten gehemmt sahen. Zur förderlichen Wirtschaftsverfassung Fürths kam in der zweiten Jahrhunderthälfte die kameralistische Wirtschaftspolitik vor allem der Ansbacher Regierung mit gezielter Gewerbeförderung am wichtigsten Standort des Territoriums.

Auch mental wirkte sich die Dreiherrschaft aus. Da sich in ihrem mehrpoligen Feld hohenzollersche Territorialkultur, hochstiftische und reichsstädtische durchmischten, konnten Menschen beweglicher sein als sonst im Alten Reich mit der eindrücklichen Sozialisation im territorialen Horizont. Das erleichterte den Umgang auch bei sehr unterschiedlichen Denk- und Lebensformen wie zwischen Christen und Juden. Diese waren unter Ansbacher und bald auch unter Bamberger Schutz zahlreich zugezogen, so dass sie um 1800 fast 19 Prozent der Einwohner ausmachten – mit einem selten günstigen Status, den ein dompröpstliches Reglement 1719 abschließend fixierte. Über die unbehinderte Ausübung ihrer Religion und die Selbstverwaltung als Gemeinde hinaus besaßen sie weitgehende bürgerliche Rechte sowie Mitbestimmung in der ‚Ganzen Gemein', der Versammlung der Hausbesitzer, die die acht Bürgermeister wählte und gemeinsame Angelegenheiten beriet. Da sie, obwohl in Glauben und Habitus fremd, als Einwohner in vielem gleichgestellt wurden, erlangten manche wirtschaftliches Gewicht, das zum Aufschwung des Marktes wesentlich beitrug. Auch unter sich lernte die christliche Bevölkerung einen offeneren Umgang. Denn sie lebte in zwei protestantischen Kulturen zusammen, seit vor allem im 17. Jahrhundert Reformierte, die als Kriegsvertriebene oder Glaubensflüchtlinge aus Frankreich und den Niederlanden kamen, in den Alltag der Lutheraner getreten waren.

Durch mehrere Faktoren gewann Fürth im Laufe des 18. Jahrhunderts wirtschaftlich und wuchs von etwa 6000 Einwohnern auf 13 000: eine in der feudal-ständisch-konfessionellen Ordnung offene Lebenswelt, territoriale Gewerbeförderung, dazu eine vorteilhafte Verkehrslage und die Handelskraft des nahen Nürnberg. Mit der Zunahme veränderte sich das Gewerbe zugleich zukunftsträchtig durch protoindustrielle Praktiken. Hatten bisher Handwerker ihre Erzeugnisse meist nach Zunftnormen in einer Hand gefertigt, auf Einzelbestellung und für einen Preis, der ihren standesgemäßen Lebensstandard, die „Nahrung", sichern sollte, so stellte man nun zunehmend Massenartikel in Arbeitsteilung her, für einen überregionalen Markt und mit der Absicht steter Gewinnmaximierung. Dazu wurde manches in Manufakturen organisiert, vor allem aber etablierten sich Verleger, die von Fürth oder Nürnberg aus durch abhängige Handwerker oder Heimarbeiter standardisierte Waren herstellen ließen und ihren Absatz bis in ferne Länder lenkten.

Ökonomisch von steigendem Gewicht, war Fürth nach außen politisch ohne Bedeutung und im Innern ohne den Gleichsinn, der durch die Macht und die Symbole eines Herrn entsteht. Beides ließ keine so ausgeprägte lokale Identität entstehen wie etwa in



Die Industriestadt Fürth um 1890.

Nürnberg, wo hohe Zentralität und ein starkes Stadtregiment einen Altnürnberger Habitus prägten, der Fremden auffiel, und einen Lokalpatriotismus nährten, der dann im 19. Jahrhundert einer romantischen Verklärung der Stadt als deutsches Schatzkästlein den Boden gab. Aus Fürth überliefern Reiseberichte keine vergleichbare ‚altfränkische' Eigenheit, sondern vor allem Gewerbefleiß, einen pragmatisch-nüchternen Sinn und die auffallende Rolle der Juden. Als in den letzten Jahrzehnten des Alten Reiches den Reichsstädten, den Reichsrittern, der Reichskirche ihre Traditionen angesichts dynamischer Territorialstaaten, voran Preußen, zur Fessel wurden, ging man im geschichtsarmen Fürth mit wachsendem Fortschrittssinn Gewerbe und Handel nach. Darin lag seine Bedeutung; sie sollte ungeahnt wachsen, als eine wirtschaftliche Umwälzung alles Leben veränderte.

2. Politischer Umbruch: reglementierte Stadtwirtschaft in Preußen und Bayern

Zunächst kam jedoch eine einschneidende politische Veränderung. Nachdem schon während des 18. Jahrhunderts Ansbach gegenüber der Bamberger Dompropstei und Nürnberg an Einfluss gewonnen hatte, geriet Fürth durch den Anfall der Markgraftümer an den König von Preußen 1792 ganz in den Sog hohenzollerscher Machtpolitik. Diese brach mit dem Leitbild eines im Sinne der Aufklärung rational geplanten Staates, zentralistisch organisiert und bürokratisch betrieben, in einen der archaischen Räume des Alten Reiches. Die kleinräumige Herrschaftswelt Frankens mit der räumlichen und rechtlichen Verschränkung der ‚territoria non clausa', in der zudem Herren und Konfessionen in labilem Gleichgewicht lagen, war auf immer neuen Ausgleich gestellt. Herkommen und Kompromiss schützten die Schwachen und dämpften Konflikte,

aber bewahrten auch ‚versteinerte' Rechte. In der Fürther Dreiherrschaft erschien diese alte Verfassung vollends übersteigert – für die effizienzbewussten preußischen Beamten ein Graus. Hardenberg, der Minister für Ansbach-Bayreuth, berichtete denn auch nach Berlin: „Der Marktflecken Fürth ... gehört in jeder Hinsicht zu den merkwürdigsten Orten in Allerhöchstdero fränkischen Provinzen“.[6]

Er baute seit 1795, als Preußen nach dem Sonderfrieden von Basel keine Rücksicht mehr auf Kaiser und Reich nahm, die neuen Provinzen rigoros gegen historisches Recht zum geschlossenen, rational geordneten Flächenstaat aus. Die Nürnberger wie die Bamberger Herrschaft wurden verdrängt, Fürth direkt der Regierung in Ansbach unterstellt und eine Polizeikommission für die innere Verwaltung sowie eine Justizkommission eingerichtet, da im aufgeklärten Preußen Justiz und Verwaltung bereits durchgehend getrennt waren. Bald wurde auch die Selbstverwaltung durch Bürgermeister und ‚Ganze Gemein' beseitigt. Und mit der Säkularisation des Hochstifts Bamberg 1802/03 fielen dessen Grundholden, das heißt fast zwei Drittel der Häuser, an den König von Preußen. Er regierte nun nicht mehr nur „in Fürth, sondern über Fürth“.[7]

Um dieses in der Gewerbe- und Handelskonzentration zwischen Schwabach/Roth und Erlangen zu stärken, suchte man die Infrastruktur zu verbessern. Einen wichtigen Impuls gab die Verlegung der Ansbacher „Hof-Banco“, einer Depositen- und Leihbank, 1795 nach Fürth, da die Reichsstadt Nürnberg Preußen verschlossen blieb. Sie sollte „das inländische Commercium“ fördern und „Fabriken, Manufakturen und Professionisten“ Anleihen geben.[8] Als sie allerdings 1807 doch nach Nürnberg kam, war das ein Signal, dass Fürth nun in Bayern hinter dem größeren Nachbarn zurückstehen würde. Am zukunftsträchtigsten wurde Hardenbergs Großprojekt einer neuen, gepflasterten Straße nach Nürnberg. Sie sollte der Reichsstadt die Zoll- und Geleitsgelder auf den beiden bisherigen Straßen nehmen, das durch die Okkupation des Nürnberger Landgebiets gewonnene Territorium an einer wichtigen Stellen erschließen, aber zugleich die Fürther Gewerbe und Dienstleistungen dem dreimal so großen Nürnberger Konsumentenpotential näher bringen. Schnurgerade bis zum Spittlertor gezogen, wurde sie dann bald die verkehrsreichste Straße Bayerns. Später gab sie der ersten deutschen Eisenbahn die Route vor und bildete die Hauptachse beim Zusammenwachsen beider Städte zum Zentrum Nordbayerns.

Doch kaum war die Straße fertig, schied Preußen mit dem Anfall des Fürstentums Ansbach an das eben zum Königreich erhobene Bayern 1806 wieder aus Franken aus: Was auch im bayerischen Rezatkreis gleich blieb, war der scharfe Zentralismus einer rationalistischen Bürokratie, die alle kommunalen Rechte einebnete. Nun suchte Montgelas mit ihr den als Satellit Napoleons sprunghaft vergrößerten Staat zu integrieren und zu reformieren. Dennoch gewann Fürth sehr: Der Markt wurde 1808 zur Stadt erhoben, so dass sein Status endlich der tatsächlichen Bedeutung entsprach, auch wenn zunächst die unbedingte Abhängigkeit vom staatlichen Stadtgericht kein städtisches Eigenleben zuließ. Das Gemeindeedikt von 1818, das Fürth in die erste der drei Städteklassen – über 2000 Familien – einordnete, brachte dann wieder beschränkte Selbstverwaltung durch einen Magistrat, der von den Gemeindebevollmächtigten, der Bürgervertretung, gewählt und beraten wurde; Bürgerrecht besaß freilich nur die Minderheit der Einwohner mit einem besteuerten Grund und Gewerbe. Der Staat war in der Stadt 1. Klasse präsent durch das Kreis- und Stadtgericht für Verwaltung und Justiz – auf der unteren Ebene hatte das bayerische Regiment beide wieder zusammengelegt –, durch Rentamt (Finanzamt), Hauptzollamt und Postverwaltung. An Einwohnern stand die Mittelstadt in Franken nach Nürnberg, Würzburg, Bamberg und Bayreuth an fünfter Stelle, in Bayern an achter. Für die jüdische Bevölkerung hatte sie dagegen mit mehreren Synagogen, einer Talmudschule zur Rabbinerausbildung, einem

Waisenhaus und zwei hebräischen Druckereien hohe Zentralität.

So sehr der neue Status äußere Stellung, kommunales Leben und Selbstbewusstsein hob, zentral blieb die wirtschaftliche Bedeutung. Ein topographisches Lexikon des Königreichs Bayern von 1840 zeigt ihre Vielfalt: „Fürth hat ausgebreiteten Speditions-, Wechsel- und Juwelenhandel und eine jährliche Messe von 11 Tagen, die Kirchweihe genannt. Die bedeutendsten Fabriken" – gemeint sind noch Handwerksbetriebe, nicht Maschinenproduktion – „sind: Die Spiegel-, Kronleuchter-, Tabaks-, Bleistift-, Dosen-, Tuch-, Strumpfwaaren, leonische Gold- und Silberdraht-, Siegellack-, Federkiel- und Farbenfabriken. Die vorzüglichsten Manufakturgegenstände sind: Die Verfertigung von Metallschlagerarbeiten, messignen Nägeln, Knöpfen, Brillen, Medaillen, Prägwerke, Bleistiften, lackirten Waaren, Uhren-, Horn-, Bein- und Holzwaaren, Buchbinder- und Galanterie-Arbeiten, ...musikalischen und chirurgischen Instrumenten, Kompassen, Drechslerwaaren, farbigem Papier, Baumwollenzeugen, Zeug- und Zirkelschmiedarbeiten, Kaffeesurrogaten etc. Fürth hat acht Bierbrauereien, 2 Mühlen mit 17 Mahlgängen, Säg-, Schleif- und Stampfwerken".[8]

Allerdings sahen sich Gewerbe und Handel nicht nur begünstigt. Hatte schon die preußische Regierung aus Staatsräson manches überreguliert, galt das vom Dirigismus der Montgelas-Bürokratie verstärkt. Indem sie die Berufszulassung durch Konzessionen an sich zog und die Produzenten und Händler auf den Weg aufgeklärter ‚Verbesserung' zwingen sollten, wurden zwar zukunftswichtige Neuerungen eingeleitet, aber auch manche Fortschrittskräfte gehemmt und bewährte Praktiken verdrängt. Denn zum Teil verfehlten die Reformen die Wirklichkeit, da es noch wenig Erfahrungen gab, teils wurden sie zu dogmatisch oder zu sprunghaft durchgeführt. Unter solchem Änderungsdruck fühlten sich dann, drittens, viele Menschen in ihrer herkömmlichen Lebenswelt so bedroht, dass sie ihm möglichst auswichen.

Im gewerbereichen Fürth erlebte man gerade an der Gewerbepolitik, wie der moderne Staat, der mit Preußen einbrach und mit Bayern durchbrach, weit mehr als das Ancien Régime in die Gesellschaft griff und sie wegen seiner gesteigerten Tätigkeit auch stärker belastete. Da zudem eine Kette von Kriegen gewaltige Kosten verursachte, stiegen die Abgaben empfindlich. Und sie verschoben sich abrupt mit gravierenden Alltagsfolgen: Nun wurden hohe Verbrauchssteuern erhoben, die der Stadt 1815/16 gut 58 Prozent ihrer Einnahmen brachten, während der Anteil der direkten Steuern von gut 39 im Haushalt 1800/01 auf knapp 5 Prozent fiel. Die neue Obrigkeit griff in viele Lebensbereiche ein, vom Wirtschaften bis zum Glauben. Ganz unmittelbar wurde sie wahrgenommen, als die bayerische Armee 1807 im bisher kantonsfreien Fürth – die Preußen hatten keine Soldaten eingezogen – mit Rekrutenaushebungen begann. Prompt gab es offenen Protest, die jungen Männer krawallierten und rissen aus. Sie wurden allerdings schon in der folgenden Nacht von einer Nürnberger Einheit wieder aufgegriffen und arretiert.

Als der Modernisierungsdruck zuerst der Preußenzeit und dann der Montgelas-Ära um 1820 nachließ, wurde deutlich, wie weit er einerseits den rationalen Staat begründet und gesellschaftliche Effizienz gefördert, doch andererseits große Bevölkerungsteile mit traditionaler Lebensweise überfordert hatte, vor allem die bäuerliche Mehrheit und das alte Handwerk. Daher wurde seit der konservativen Wende durch Ludwig I. in den 1830ern die Landwirtschaft bis über die Mitte des Jahrhunderts politisch bevorzugt und auch im Gewerbe Überkommenes wieder aufgewertet. Außerdem bremsten in den Städten selbst die Magistrate nicht selten aus Sorge vor anschwellenden Armenlasten und zum Bestandsschutz eingesessener Gewerbe. So sahen sich fortschrittsbewusste „Fabrikanten" – im vorindustriellen Sinn des Gewerbeproduzenten – und Kaufleute nun häufig gehemmt. Das verzögerte die Entfaltung in Fürth noch einmal.

Wenn die Liberalisierung trotz sichtbarer Erfolge dynamischer Handwerker und Verleger vom Staat wie von Wirtschaftsinteressen aufgehalten wurde, so dass die volle Gewerbefreiheit in Bayern erst 1868 kam, lag das auch wesentlich an einem ganz neuen Druck von außen: Industriewaren strömten zunächst aus England, im zweiten Jahrhundertdrittel auch aus deutschen Fabriken herein. Um sich gegen solch übermächtige Konkurrenz zu behaupten, gründeten in Fürth 1843 auf Anstoß des Oberrabbiners, dem auch das materielle Wohlergehen in seiner Gemeinde am Herzen lag, Kaufleute und Honoratioren einen Gewerbeverein, den ersten seiner Art in Bayern. Durch Weiterbildung, bessere Information, genossenschaftlichen Einkauf und Verkauf suchte er den „Mittelstand" gegen den „industriellen Kapitalismus im Fabrik- und Großhandelsgewerbe" zu stärken;[9] die Regierung empfahl dies anderen Städten als Vorbild.

3. Industrialisierung: der Aufschwung einer Produzentenstadt

3.1. Indem der „Mittelstand" zum Selbstschutz die Verbesserung seiner Methoden betrieb, eignete er sich Produktions- und Organisationsweisen eben dieses Industriekapitalismus an: Zusammen mit mehreren zugezogenen Handwerkern und Händlern trug hauptsächlich er die Industrialisierung in Fürth. Ab den 1830/40er Jahren stieg der Kapitaleinsatz, Produkte wurden verbessert, größere Absatzmärkte erschlossen und erste Maschinen aufgestellt, Arbeitsmaschinen und – seit der Dampfmaschine, die man in der Maschinenfabrik Engelhardt 1842 selbst baute – auch Kraftmaschinen. Ein Wirtschaftswandel zeichnete sich ab, doch mit erheblichen Kontinuitäten in Branchen und Produktion, so dass er mehr Industrielle Evolution als Revolution wurde. Er machte Fürth zu einer „Stadt des 19. Jahrhunderts".

Wie keine andere Mittelstadt in Bayern kam diese dem Industriezeitalter entgegen. Das Handwerk war auffallend dicht und wuchs weiter, so dass um 1860 jeder siebente Einwohner einen Gewerbebetrieb besaß. Es war relativ breit gefächert, und mehrere Branchen produzierten vorwiegend exportorientiert und bereits arbeitsteilig. Vor allem aber hatte Fürth einen starken Handel, der die Erzeugnisse nah und fern vertrieb. Es gab eine Reihe von Kaufleuten, die mit ihrem Kapital und Unternehmerwissen Beziehungen bis in andere Kontinente hatten, daneben viele Kleinhändler, von denen auch einige zu Unternehmern aufstiegen. Im zweiten Jahrhundertdrittel – 1865 – nahm der Handel auf 370 Personen mit über 400 Konzessionen zu, wobei Juden zur starken Mehrheit wurden. Arbeitskräfte waren zum einen in der Stadt selbst verfügbar; vor allem jedoch erschloss die Eisenbahn zunehmend ein großes Reservoir in den Kleinstädten und Dörfern Mittelfrankens, wie der Rezatkreis seit 1837 hieß, sowie im Süden Oberfrankens und in der westlichen Oberpfalz. Aus den beiden letzteren Räumen kamen erstmals Katholiken zahlreich in die protestantische Stadt. Wie in Nürnberg war das ein augenfälliges Element der Urbanisierung und Industrialisierung, durch die sich überall in den Ballungsräumen die im 16. und 17. Jahrhundert gezogenen Konfessionsgrenzen verwischten.

Das Kapital, das die zunächst meist noch kleineren, höchstens mittelgroßen Betriebe benötigten, war überwiegend in der Stadt selbst vorhanden. Wechselhändler, Kaufleute und Privatbankiers, bei denen das Geldgeschäft zum Teil mit Handel von Juwelen oder Edelmetall verbunden war, gaben Kredite. Und neben Fremdkapital spielte, wenn Betriebe ausgebaut oder gegründet wurden, meist ererbtes, erspartes und erheiratetes Geld eine wesentliche Rolle; die in Konzessionsgesuchen aufgeführte Mitgift konnte von 700 Gulden für eine Glasschleiferei über 10 000 für eine Brauerei bis zu 25 000 für einen Schnittwarengroßhandel reichen. Und je mehr Firmen prosperierten, um so

größere Gewinne konnten in Erweiterungen oder neue Unternehmungen reinvestiert werden. Wie in der Stadt insgesamt solches Geld zunehmend zur Verfügung stand, lässt sich schon an der Umgewichtung der Steuern ablesen: Der Anteil der direkten Steuern konnte, als die Steuerlastquote von 1815 bis 1860 auf etwa die Hälfte sank, laufend steigen; der Anteil der Verbrauchssteuern lag dagegen in den 1860ern bereits unter 20 Prozent und fiel weiter. Erleichtert wurden die Geschäfte schon in den 1830er Jahren, als der Magistrat vom alten Prinzip lokaler Bedarfsdeckung durch die Bevorzugung der eigenen Bürger abrückte: Er hob unter anderem Privilegien wie das Zufuhrmonopol für bestimmte Halbfabrikate auf, und er ließ erstmals Filialen eines auswärtigen Großhändlers, eines Nürnbergers, zu. Ein spektakuläres Aufbruchssignal in eine Zeit technischen Fortschritts und kapitalistisch organisierter Wirtschaft war die seit 1835 von Nürnberger und Fürther Kaufleuten gemeinsam betriebene Ludwigsbahn.

Den ökonomischen Zustand im zweiten Jahrhundertdrittel bestimmten zwei Tendenzen. Einerseits entwickelte sich das im 18. Jahrhundert entfaltete Gewerbe so lebhaft weiter, dass die relative, auf die Bevölkerung bezogene Gewerbeintensität höher lag als in Nürnberg. Das 1864 auf fast 21 000 Einwohner angewachsene Fürth war, wie 1861 der Bezirksarzt Dr. Mair in seinem Physikatsbericht, einem detaillierten Bild der Stadt und ihrer Menschen, schrieb, „nur mit sehr großen Fabrikstädten“ – Fabrik wiederum im älteren Sinn – „zu vergleichen, daher wohl in Bayern alleinstehend“.[10] Allerdings wirft eine Liste der von der Gemeindewahl 1866 wegen Konkurs oder Insolvenz ausgeschlossenen Bürger – zwei Drittel der 36 Männer waren Handwerker – auch ein Schlaglicht auf die Krise, in die Gewerbe durch die Industrie gerieten. Aufstieg und Niedergang lagen hart nebeneinander. Andererseits verlief die Fürther Industrialisierung in der take-off-Phase noch langsamer als in Nürnberg. Nicht nur, weil dort das Gewerbe insgesamt kapitalstärker war. Fürth mit seinem starken Handel wurde durch eine ungünstige Verkehrslage gehemmt. Die erste Fernbahn München – Nürnberg – Bamberg – Hof lief, weil sich Nürnberger Interessen durchsetzten, bis 1876 über Doos östlich vorbei; der direkte Anschluss an die weniger bedeutende Strecke Nürnberg – Würzburg schon 1865 glich das nicht aus. Schließlich wirkte verzögernd, dass gerade in manchen bisher erfolgreichen Betrieben, vor allem verlagsmäßig organisierten, die Umstellung der Arbeitsformen längere Zeit dauerte.

Doch seit dem Gründerboom der 1870er Jahre nahm die Industrie in den vier Jahrzehnten bis zum Ersten Weltkrieg, bereinigt um alle Konjunkturschwankungen, kräftig zu. Ein Hauptindikator dafür war die Einwohnerzahl: Bis 1913 stieg sie vor allem durch den Arbeiterzuzug auf über 69 600, gut viereinhalbmal so viel wie 1840; allein seit 1900 waren 30 Prozent hinzugekommen. Übertroffen wurde diese Zunahme im rechtsrheinischen Bayern nur von Nürnberg mit einer siebenfachen und von München mit einer gut sechsfachen, wozu freilich in beiden Städten weit größere Eingemeindungen beitrugen. Fürth war auf den fünften Platz nach München, Nürnberg, Augsburg und Würzburg vorgerückt; die einstigen Residenzstädte Regensburg, Bamberg, Bayreuth mit ihrer hohen Verwaltungszentralität und Kulturpotenz hatte es klar überholt. Im Gegensatz zu ihnen, die überwiegend Konsumentenstädte blieben, war Fürth mehr als jede andere größere Stadt Bayerns eine Produzentenstadt. Dass es dabei für manche Branchen hauptsächlich Handelsplatz war, weil ein großer Teil der Waren in Fürther Regie außerhalb erzeugt wurde, mindert nicht diesen Charakter. Die von dem Nationalökonomen Werner Sombart eingeführten Kategorien Konsumentenstadt und Produzentenstadt, die nie rein auftreten, bezeichnen Funktionsschwerpunkte: Während erstere in der feudalen Agrargesellschaft die Regel war, wo Städte den Überschuss des Landes konsumierten, werden für das Industriezeitalter Städte typisch, deren Warenüberschuss in das Land geht.

Dem entsprach Fürth in der Hochindustrialisierung um 1900 in hohem Maß. Es war entschieden modern.

3.2. Was wurde in Fürth produziert? Generell lagen Gebrauchsgüter weit vor Investitionsgütern. Am bedeutendsten war die aus einem alten Handel mit Spiegelglas entstandene, dezentral organisierte Spiegelindustrie. Das Glas für die Spiegel, die seit der Zeit um 1800 vom Luxus- zum Massenprodukt geworden waren, wurde zunächst in Glashütten des Bayerischen und des Böhmerwaldes hergestellt; seit dem späten 19. Jahrhundert kam es zunehmend aus kohlebetriebenen Glasfabriken an Eisenbahnlinien der Oberpfalz. Veredelt haben es Schleif- und Polierwerke an Wasserläufen Mittelfrankens oder der Oberpfalz, aber auch in Fürth selbst. Dort hat man es dann belegt – lange mit Quecksilber, ab den 1860/70er Jahren zunehmend mit Silber –, zum Teil verfeinert durch Facettenschleiferei, in vielerlei Formen gerahmt und verkauft. Die Unternehmer waren vorwiegend jüdische Kaufleute. Sie hatten sich besonders rasch auf die neuen Handelsbedingungen umgestellt, welche der Deutsche Zollverein von 1834 mit der Nordorientierung Bayerns und der wachsende Atlantikverkehr brachten. Es gelang ihnen, die bis zur Jahrhundertmitte auch in Nürnberg bedeutende Branche ganz in Fürth zu konzentrieren. Mehrere brachten mit dem Kauf von Glashütten und Schleifwerken die gesamte Produktionskette in ihre Hand. Durch intensive Marktpflege stieg der Export bis 1890 auf etwa 10 Millionen Mark. Die Firmen waren in europäischen Hauptstädten präsent, vor allem aber in New York, wo das seit der hohen jüdischen Auswanderung im zweiten Jahrhundertdrittel geknüpfte Beziehungsnetz half. Auch wenn am Ende des Jahrhunderts die böhmische Konkurrenz rasch erstarkte, das USA-Geschäft einbrach und der Inlandsmarkt dies lediglich zum Teil ersetzte, blieb Fürth das bayerische Spiegelzentrum: Über 70 Firmen hatten hier ihren Sitz, vorwiegend Mittelbetriebe, mit über 6000 Beschäftigten innerhalb und außerhalb der Stadt. Das gelang freilich nur mehr durch eine fortschreitende vertikale und horizontale Konzentration, durch Verkaufsvereinigungen und Marktabsprachen.

Mit den Spiegeln war ein weiterer wichtiger Zweig verbunden, die Holzverarbeitung. In engem Konnex mit einem hochstehenden Drechslergewerbe hatte sich im 18. Jahrhundert, als der Spiegelabsatz wuchs, eine sehr vielseitige Rahmenherstellung entwikkelt. Denn die Schreinerei, offen verfasst wie die Fürther Gewerbe durchweg, konnte den Stilmoden leicht folgen; zudem hielt man durch Frauen, die für Niedriglöhne vor allem vergoldeten, die Produktionskosten günstig. Aus der Rahmenfertigung ging dann im 19. Jahrhundert auch eine umfangreiche Möbelschreinerei hervor. Um 1900 wurde in weit über hundert Handwerksbetrieben und zwanzig Fabriken mit rund 2000 Arbeitskräften eine breite Produktpalette von Kleinmöbeln bis zu Serienzimmern erzeugt, aus inzwischen weltweit bezogenem Holz und mit hohem Exportanteil. Er musste freilich auch in dieser Branche seit den 1890er Jahren gegen wachsende Billigkonkurrenz und erhöhte Zölle verteidigt werden.

Kräftigen Aufschwung nahm ab der Jahrhundertmitte die gleichfalls stark exportorientierte Metallverarbeitung. Zum einen wurden Zinnwaren hergestellt, in erster Linie Zinnfiguren, die am Erfolg der bedeutenden Fürther Spielwarenbranche teilhatten, sowie die besonders von der expandierenden Lebensmittelindustrie nachgefragten Zinnfolien. Zweitens nahm die seit dem 18. Jahrhundert, als sich Handspiegel mit beklebtem Rahmen verbreiteten, beachtliche Produktion von Bunt- und Metall(Gold- und Silber)papier durch den Einsatz von Maschinen enorm zu: Fürth wurde in den 1880er Jahren Weltmarktführer. Als am Ende des Jahrhunderts auch dieser Export in die USA dramatisch sank, konnte er zum Gutteil in Europa ersetzt werden. Der dritte, gewichtigste Zweig war die Metallschlägerei, die man in vielen Straßen hörte. Ihr deutsches Zentrum lag in Mittelfranken, in

Schwabach, Nürnberg und eben Fürth. Gesellen aus Nürnberg hatten sie hierher gebracht, als dort der Rat 1705 die Produktion beschränkte. Es waren überwiegend verlagsmäßig organisierte Betriebe, kurz nach 1900 rund 200 Meister mit etwa 1700 Gesellen und mithelfenden Familienangehörigen, in denen von Hand mit hoher Routine dünne Metallblätter hergestellt wurden. Doch noch vor dem Ersten Weltkrieg halbierte sich ihre Zahl, weil die Maschinenschlägerei, die auch in drei Fabriken einführten, gleiche Qualität erreichte. Außerdem wurde das Spitzenprodukt Blattgold, das fast zur Hälfte nach England, aber auch stark in die USA ging, nun zunehmend ersetzt durch preiswerteres Überzugsmaterial, unter anderem Bronze.

Bronzefarben hat man in Nürnberg und Fürth seit langem erzeugt, zunächst aus Abfällen der Blattmetallschlägerei. Im Laufe des 19. Jahrhunderts konnten durch mehrere technische Innovationen, die teils in Fürther, teils in Nürnberger Betrieben gelangen, Vielfalt, Qualität und Quantität so gesteigert werden, dass die Verwendungsmöglichkeiten enorm zunahmen, vom Blattgoldersatz bis zu Lackfarben aller Art. Eine Massenproduktion begann – allerdings wegen der lärmenden Pochwerke nun meist außerhalb der Stadt –, für die Anfang des 20. Jahrhunderts in drei Fabriken mit weltweitem Absatz fast 200 Personen arbeiteten.

Hoch war die Exportquote auch bei der breiten Palette von Kleinmetallerzeugnissen, die sich aus der Tradition des Gürtlerhandwerks zu industriellen Formen entwikkelten. Häufig zusammen mit ihnen, aber auch mit Zinnwaren erzeugten Klein- und Mittelbetriebe Spielwaren, meist aus Metall. Dabei konnten mehrere den seit den 1890er Jahren vordringenden Fabriken technisch und ökonomisch zäh widerstehen. Denn ihre Produkte erforderten nach wie vor auch Handarbeit, und sie waren durch sehr niedrige Löhne, die Mitarbeit der Familien und gut organisierten Absatz an Kaufhäuser und Exporteure preiswert. So lag denn noch 1905 der Branchendurchschnitt bei knapp 10 Beschäftigten. Weit über den Umfang der Produktion hinaus wurde in Fürth jedoch mit Spielwaren gehandelt. Diese kamen auch aus Nürnberg, dem Thüringer Wald und dem Erzgebirge und gingen in viele Länder des Kontinents, nach England und Nordamerika; 1900 waren es über 100 000 Doppelzentner. Insgesamt verbanden im Metallbereich wie in der Spiegelindustrie vor allem größere Firmen gerne Herstellung und Vertrieb; manche Firma ging, wenn der Absatz schwand, ganz zum Handelsgeschäft über wie die Zinnwarenfirma Johann Georg Rupprecht.

Typisch für Fürth wurde auch die Optische Industrie. Viele Gürtler gingen um die Mitte des 19. Jahrhunderts dazu über, Brillengestelle für die seit dem 18. Jahrhundert eingeführte Brillenschleiferei zu fertigen. Seit sie zur zeitweise gefährlichen französischen Konkurrenz technisch aufgeholt hatten, florierte vor allem der weltweite Absatz von Stahlbrillen. 1906 waren in fünf Fabriken, die viele Kleinmeister und Heimarbeiter aufgesogen oder an sich gebunden hatten, weit über 200 Personen beschäftigt; dazu kamen noch einige hundert außerhalb, unter anderem in mehreren Strafanstalten.

Den Maschinenbau, diese für die Industrialisierung Deutschlands wichtigste und in Nürnberg besonders starke Branche, haben 1901 lediglich drei Betriebe mit rund 230, 1906 noch zwei mit gut 130 Arbeitern betrieben. Gewicht besaß nur mehr die Firma Engelhardt, einst, am Beginn der Industrialisierung, Fürths dominierende Werkstatt. Auch eine in den 1850/60er Jahren hauptsächlich durch den Export in die USA aufblühende Bleistiftfabrik konnte mit den Nürnberger Großfirmen nicht konkurrieren; nach einem Höhepunkt um 1890, als sie bis zu 90 Personen und zahlreiche Heimarbeiter beschäftigte, stagnierte sie.

Bedeutung hatte der Nahrungsmittelsektor. Aus alten Hausbraustätten entstanden bis Ende der 1870er Jahre fünf industrielle Exportbrauereien. Als durch die rasche Bevölkerungszunahme und die wachsende Kaufkraft der unteren Schichten ihr Absatz in Stadt und Umland sehr stieg und der Versand bis Norddeutschland sich Anfang des

20. Jahrhunderts mehr als verzehnfacht hatte, gab sie 300 bis 400 Personen, meist Männern, Arbeit. Dagegen fiel die im 18. Jahrhundert eingeführte und nach wie vor marktgängige Herstellung von Kaffee-Ersatz merklich ab. Zwei Firmen überlebten und stabilisierten sich nach einer Krise Ende der 1890er Jahre wieder mit insgesamt knapp 70 Beschäftigten; allerdings verlegte eine die Produktion in die Magdeburger Börde, von wo der Rohstoff, die Zichorien, vor allem kam.

Während sich einige weitere Gewerbe durch den Übergang zur Fabrik hielten – Schuhfabriken, Papier- und Pappefabriken, eine Druckerei –, sind andere um die Mitte des 19. Jahrhunderts stark geschrumpft oder erloschen: die von Hugenotten um 1700 eingeführte Strumpfwirkerei, die Kammacher, die Uhrmacher. Auch das im 18. und noch im frühen 19. Jahrhundert wichtige Textilgewerbe, das mehrere hundert Weber innerhalb und außerhalb der Stadt ernährt hatte, erlag weitgehend industrieller Konkurrenz. Eine Sequenz zwischen der protoindustriellen und einer seit den 1840/50er Jahren mächtig aufstrebenden Maschinenproduktion, der in mehreren bayerischen Städten, voran Augsburg und Hof, die Industrie für über ein Jahrhundert ausrichtete, ist nach einem ersten Ansatz in der Manufaktur Bürker nicht dauerhaft entstanden. Allerdings wurde ein großer Industriebetrieb, die Firma Weber u. Ott mit ihrer Buntweberei in Forchheim, von Fürth aus gelenkt und erweiterte sich zudem um eine Baumwollspinnerei in Kulmbach.

Im späten 19. Jahrhundert bestimmte der technische Fortschritt nicht nur immer stärker Ort, Form und Umfang der Produktion, sondern auch die Verbraucherbedürfnisse. Am Niedergang eines Exportschlagers wurde das höchst deutlich: „die Nachtlichtermacherei“, die hier noch in den 1860ern „von enormer Dimension“ war, da allein der größte Betrieb „Nachtlicht für 50 Millionen Nächte“ erzeugte, erlag der elektrischen Beleuchtung.[11]

Mit der Industrie kamen Dienstleistungen. Ihrem Kapitalbedarf genügten die Wechselhändler und Kaufleute, die bis in die Jahrhundertmitte die Geldgeber waren, nicht mehr. Deshalb professionalisierten den lokalen Kreditmarkt seit den 1860/70er Jahren Privatbanken, die teils aus jenem Kreis, teils aus erfolgreichen Handelsgeschäften hervorgingen, von Berolzheimer & Co über Mailänder und Dispecker bis zu Em. Wertheimer. Vor der Jahrhundertwende waren es insgesamt 13. Doch dann wurden auch sie überrundet und zum Teil aufgesogen von den Geldinstituten der Hochindustrialisierung, den großen Aktienbanken. Bereits seit den 1870er Jahren gab es eine Agentur der Bayerischen Notenbank und eine Reichsbanknebenstelle. Um 1900 eröffneten dann die Bayerische Staatsbank – mit der die 1807 nach Nürnberg und dann nach München verlegte einstige Ansbachische Hofbanco zurückkehrte –, die Dresdner Bank, die Commerzbank, die Bayerische Vereinsbank und die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank Filialen, denen 1921 noch die Deutsche Bank folgte. Diese Dichte spricht für die Bedeutung des nun voll entwickelten Standorts Fürths.

Gleichzeitig wurde der Massenkonsum auf eine neue, besonders preiswerte, doch zugleich attraktiv arrangierte Weise möglich. Vor allem für die einfachen Leute, das heißt hauptsächlich die rapide gewachsene Arbeiterschaft, öffnete 1901 am Kohlenmarkt das Kaufhaus Tietz, Bayerns erster Warenhausbau. Wenn es auch kleiner war als die bald darauf in Nürnberg und München errichteten Häuser, hier trat schon früh der für Industriestädte typisch werdende Warentempel aus Kommerz, Prunk und Technik in den Alltag. Wenn Gesellen, Arbeiter, Kleinmeister hingegen Geld zurücklegen oder ausleihen wollten, gingen sie schon seit 1827 zur Sparkasse.

3.3. Welche Struktur hatte die Fürther Industrie? Im Gewerbe der Stadt, das größtenteils aus kleinen und mittleren, oft in einen Verlag gebundenen Handwerksbetrieben bestand, ragten bis zur Jahrhundertmitte lediglich 10 frühindustrielle Fabriken hervor; nur wenig mehr traten zunächst, in

den 1850/60er Jahren, hinzu. Über diese Anfänge lesen wir in der kundigsten Untersuchung: „Von den behandelten Industriebetrieben basierten mit Ausnahme von zwei bis drei, die schon als solche gegründet wurden, die meisten auf Handwerks- oder Handelsbetrieben“. Handarbeit blieb wesentlich, doch wurden zunehmend Arbeitsmaschinen eingesetzt und allmählich, meist seit den 1850ern, mit Wasserkraft oder von Dampfmaschinen angetrieben. „Der überwiegende Teil der Firmengründer“, so fährt die Untersuchung fort, „stammte aus Franken, knapp die Hälfte waren Söhne von jüdischen, meist Fürther Kaufleuten bzw. Händlern und mindestens ein Viertel Söhne von Handwerkern“.[12] Was Unternehmergeist, Geschäftskompetenz und Kapital von Juden bewirkten, zeigt ihr Anteil, der mehr als viermal so hoch wie ihr Bevölkerungsanteil von gut 12 Prozent im Jahr 1870 lag, während die 30 bis 40 Prozent Protestanten nur annähernd die Hälfte der 74 Prozent protestantischer Bevölkerung erreichten; lediglich die rund 10 Prozent Katholiken entsprachen etwa den fast 13 Prozent der Einwohner.

Zwar wuchsen mit dem technischen Fortschritt, neuen Märkten und steigenden Gewinnen manche Betriebe bald sichtlich: Das Personal nahm zu, Werkstätten und Lager wurden vergrößert, Kontors erweitert oder man zog in geräumigere Gebäude an einer anderen Straße um. An der Brauerei Humbser lässt sich das besonders verfolgen. Aber erst in einer nächsten Phase, von den späten 1870er Jahren bis zum Ersten Weltkrieg, veränderte sich das Gewerbe dieser Stadt wirklich: Expansion und Konzentration der Hochindustrialisierung mit ihrer raschen Steigerung der Technik, der Märkte, des Kapitals erfassten auch Fürth. Während sich die Zahl der Beschäftigten allein von 1885 bis 1907 verdoppelte, nahm die der Betriebe nur um 10 Prozent zu. Denn mehrere Mittelbetriebe (6 bis 50 Arbeitskräfte) erweiterten sich zu Großbetrieben (über 50), ebenso eine Reihe von Kleinbetrieben (höchstens 5) zu Mittelbetrieben. Außerdem wurden die nicht wenigen Neugründungen statistisch dadurch fast aufgehoben, dass eine Reihe kleiner und kleinster Betriebe verschwand, weil ihr Personal in größeren aufging wie die neun Zehntel der 71 Gürtlermeister, die zwischen 1866 und 1895 in die aufstrebenden Brillenfabriken gingen.

Und dennoch – 1907 waren noch fast 80 Prozent der Firmen kleine, gut 18 Prozent mittlere Betriebe und nur 2 Prozent große Betriebe. Von den fast 22 000 Beschäftigten arbeiteten knapp 24 Prozent in der ersten Kategorie – 1895 waren es noch über 32 gewesen –, gut 41, also fast die Hälfte, in der zweiten, bereits 35 in den Großbetrieben. Im Durchschnitt umfasste ein Betrieb nun 6 Personen; selbst in einer stark mechanisierten und teilweise auch schon maschinisierten Branche wie den Spielwaren waren es 1905 nur 12. Möglich war das erstaunliche Überleben kleiner Betriebe nicht nur durch die im Verlagssystem herkömmliche Selbstausbeutung – ein sehr hoher Arbeitseinsatz des Leiters und seiner Familie –, sondern auch, weil in seinen hochspezialisierten Branchen häufig Handarbeit nach wie vor nötig war. Zudem begann der Einsatz des Elektromotors als kleine Kraftmaschine. Fabrik und Handwerk blieben, mit einer breiten Übergangszone, charakteristisch für das Fürther Gewerbe. Fürth steht, da ihm darin andere Standorte differenzierter Konsumgüterproduktion ähnlich waren, für einen Typ Industriestadt, der in dem gängigen Bild wilhelminischer Prosperität, wo die Schwerindustrie herrscht, zu kurz kommt. Gerade die Nähe von Handwerk und Industrie, in der Fabriken kaum große Neugründungen mit hohem Kapital waren, sondern häufig aus Werkstätten aufwuchsen und deshalb eher auf sukzessiven Erfolg als spekulativ ausgerichtet waren, machte sie relativ stabil. Von den 22 vor 1870 gegründeten Firmen bestanden 1914 immer noch 18. Höher war die Fluktuation im Handel, der ja weniger Investitionen für Geräte und Räume erforderte. In ihm überwogen auch Anfang des 20. Jahrhunderts mit annähernd 4500 Beschäftigten in fast 1700 Betrieben – durchschnittlich 2,6 Personen – noch weit mehr als im produzierenden Gewerbe kleine

und kleinste Betriebe die mittleren. Große Firmen waren ganze 6 entstanden.

Wenn Firmen ein halbes Jahrhundert und länger existierten, war das bei der hohen Exportquote der meisten ein durchaus bemerkenswertes Zeichen für Produktqualität und Unternehmersinn. Denn seit den 1860er Jahren forderten mehrfach heftige konjunkturelle Wechsellagen und ein zwischen Freihandel, Protektionismus und günstigen Handelsverträgen schwankender Weltmarkt stete Anpassung. Vor allem aus den USA, wo viele Firmen ihren Hauptabsatz fanden, kamen glänzende Gewinne, aber auch schwere Bedrängnisse: Zunächst schuf dort die Masseneinwanderung einen enormen Warenbedarf, am Ende des Jahrhunderts wurde der Aufbau eigener Industrie durch hohe Zölle geschützt. Das Amerika-Geschäft für Spiegel zum Beispiel nahm, wie die Handelskammer Nürnberg berichtete, seit dem Ende des Bürgerkriegs „einen bedeutenden Aufschwung" – 1866 erreichte „der Absatz ... in ½ und ¾ Gläsern ... eine noch nie dagewesene Höhe" –, das Geschäft mit Zinnfolien hob Anfang der 1880er Jahre „der anhaltende bedeutende Export nach Nordamerika" sehr. Doch später drückten Schutzzölle den Spiegelexport in die USA von 9,4 Mill. Mark 1890 auf 1,2 Mill. 1903 ein und den Absatz von Spielwaren in Europa. Oder vordringende Konkurrenz, diesseits und jenseits des Atlantik, drückte wie beim Buntpapier seit den 1880er Jahren „zu Schleuderpreisen" herab. Aber auch Störungen wie die Choleraepidemie im Ausfuhrhafen Hamburg 1892 oder der ‚Boxeraufstand' in China und Englands Krieg gegen die Buren in Transvaal 1900 trafen Fürther Betriebe empfindlich. Eine nach mehreren schwierigen Jahren durch neue Handelsverträge 1905 aufblühende Hochkonjunktur brach schon 1908 jäh ab, weil der Amerika-Export wieder unsicher wurde und politische Krisen in China, Indien und Marokko große Märkte lähmten.[13]

Solche Absatzschwankungen trafen auch immer den lokalen Arbeitsmarkt; in der Metallschlägerei etwa halbierte sich von 1903 bis 1909 die Zahl der Meister auf 100 und die der Gehilfen auf 800. Deshalb hörte und las man auch in Arbeiterkreisen von diesen Zusammenhängen und gewann, so sehr sich oft Information und Gerüchte vermischten, ein zumindest vages Bewusstsein, dass das eigene Geschick nicht zuletzt von fernen Kräften in einem globalen Horizont abhing. Auch das konnte – wie früher die durch ihre Dreiteilung vergleichsweise schwache Herrschaftsbindung – den Blick offener halten als in einem ganz auf die eigenen Kräfte konzentrierten Alltag.

4. Ein Blick in Lebenswelten: Arbeiter, Bürger, Mittelstand

4.1. Wie lebten die Menschen in einer „rasch wachsenden" Stadt, die eine „reine Industriestadt" war, „wie wenige in Deutschland"? „Fürth hat keine Universität, keine höheren Bildungsanstalten, sehr wenig Beamte", bis 1893 auch kein Militär, „ebensowenig hat es Privatiers und quiescierte Beamten. Die große Masse der Bevölkerung besteht aus Arbeitern und Arbeitgebern".[14]

Als stark besetzter Gewerbeort bestand Fürth schon seit Jahrhunderten sozial aus zwei Gruppen. Die einen besaßen das Recht wie die Mittel zu einem Handwerk oder Handel, andere dienten ihnen mit ihrer Arbeitskraft als Gesellen, Gesinde oder Taglöhner. Doch waren beide Gruppen in der alten, ständisch gegliederten und korporativ verfassten Ordnung innerhalb der einzelnen Gewerbe vielfältig verbunden gewesen – rechtlich, symbolisch und im alltäglichen Umgang des ‚ganzen Hauses'. Im 19. Jahrhundert, als die Ständegesellschaft zur bürgerlichen Gesellschaft wurde, die Industrialisierung mit der Arbeitswelt auch soziale Strukturen tief veränderte und die Lebensbereiche sich verselbständigten, reduzierte sich ihr Verhältnis auf die wirtschaftlichen Rollen und deren Interessen. Sie traten sich als Arbeitgeber und Arbeitnehmer gegenüber, als Unternehmer und Arbeiter in einer kapitalistischen Ökonomie, sie wurden zu Klassen.

Die Arbeiterschaft bildete um 1900 in Fürth die Mehrheit der Einwohner. Die Anziehungskraft der Werkstätten und Fabriken hatte Handwerksgesellen und auch manche Meister, Taglöhner aller Art, Dienstboten vom Land zu einer räumlich und sozial heterogenen Masse zusammengeführt. Ein Teil stammte aus der Stadt, bald war jedoch die Mehrheit zugewandert, zunächst aus einem Umkreis von 20 bis 30 Kilometern, dann durch die Eisenbahn auch von 50, 60 und mehr. Da ihr in wesentlichen Zügen gemeinsamer Alltag sie anglich – Anfang des 20. Jahrhunderts ging oft schon die zweite oder dritte Generation in die Fabrik – , wuchsen sie in Lebensformen und Mentalität zusammen. Vor allem verband, dass ihr Leben materiell eng und unsicher war und auch die Kinder wenig Aufstiegschancen hatten. Von den knapp 64 Prozent, die 1895 eine Berufszählung zum Gewerbe rechnete, allerdings nicht nach Besitz- oder Einkommensschichten differenzierte, gehörte zweifellos der größte Teil zu den einkommenschwachen Arbeitern, Gesellen und Meistern ertragsschwacher Kleinstbetriebe. Als wenig besser ist die soziale Lage der Mehrheit der in Handel und Verkehr beschäftigten 17 Prozent anzunehmen, der Kramhändler, Ladendiener, Boten, Schreiber, Speditionsarbeiter und niederen Bahnbediensteten. Dazu kamen schließlich knapp 2 Prozent Dienstboten.

Zentrale Bedeutung hatte für alle, da sie lohnabhängig und somit in einem großen Teil ihres Lebens fremdbestimmt waren, die Arbeit. Befanden sie sich überhaupt in Arbeit, wofür reichte das Einkommen, wie belastete die Arbeitsform? Da sie all dies nur wenig beeinflussen konnten, bildete die Fremdbestimmung eine Grunderfahrung ihres Lebens. Der Arbeitsvorgang zum Beispiel, dem sie eingepasst wurden, bedrohte zwar nicht in gleichem Maß wie im Bergbau und in der Schwerindustrie durch jähe Unfälle. Aber ungesunde Räume, giftige Materialien oder schädliche Körperhaltungen, steter Lärm oder ätzender Staub verursachten oft Dauerschäden, die das Leben verkürzten oder invalid machten und die doch um des Arbeitsplatzes willen oft hingenommen wurden, obwohl ihnen bereits Arbeitsschutzregeln entgegenstanden. Krass geschah das – wofür Fürth berüchtigt war – bis in die 1880/90er Jahre beim Spiegelbelegen mit Quecksilber: Schwere Krankheit, der Merkurialismus, und ein vorzeitiger Tod waren gewiss.

Dass diese Technik allmählich durch eine unschädliche mit Silber ersetzt wurde, war ein markantes Zeichen für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen im letzten Jahrhundertdrittel. Dabei trafen staatlicher Druck durch Schutzgesetze und Kontrollen, vor allem Fabrikinspektionen, kirchliche Appelle sowie die wachsenden technischen Möglichkeiten und ökonomischen Spielräume zusammen mit der paternalistischen Fürsorge so mancher Unternehmer. Der Bronzefarbenfabrikant Max Eiermann zum Beispiel richtete für seine Arbeiter früh Sparkasse und Krankenunterstützungskasse ein, baute Werkswohnungen, gründete zum 25jährigen Firmenjubiläum 1891 eine Stiftung, aus der Renten und Hinterbliebenenunterstützungen flossen, und an seinem 70. Geburtstag 1906 eine weitere, aus der eine Walderholungsstätte für Fürther entstand, unter denen die Mitglieder der Firma ein Vorrecht hatten. Oder die Bilderbuchfabrikanten Bernhard und Theodor Löwensohn: In einem ganzen Kranz wohltätiger Stiftungen galten zwei den alten Arbeitern und Hinterbliebenen ihrer Firma. Auch das steigende öffentliche Gewicht der Arbeiterbewegung begann zu wirken. Und für das politische Ziel, dieser Opposition mit einer besseren Lage der Arbeiter das Wasser abzugraben, wurden von Reichs wegen – durch Bismarcks Sozialgesetze – Versicherungen eingerichtet, die Hauptrisiken eines Arbeiterlebens, vor allem Krankheit und Arbeitsunfähigkeit, minderten. Zwar war zunächst nur eine Minderheit berechtigt, die Leistung gering und ein Schutz bei Arbeitslosigkeit, die viele oft bedrohte, noch lange ganz ausgeschlossen. Aber diese im damaligen Europa sehr weitgehende Vorsorge des ‚starken Staates' hob doch ebenso wie die zur gleichen Zeit zunehmend gegründeten Betriebskassen die Lebensqualität grundsätzlich: Es waren erste verlässliche Maßnahmen gegen

die in der Unterschicht häufige Altersarmut wie dagegen, dass junge Familien ins Elend gerieten.

Im Rahmen der skizzierten Faktoren, unter denen die Arbeiterschaft im wesentlichen überall entstand, gab es in Fürth doch besondere Umstände. Durch den hohen Anteil von Klein- und Mittelbetrieben verlief die Klassenbildung weniger klar und konfliktiv als in Montanrevieren, in Städten mit riesigen Maschinen-, Elektro-, Chemiefabriken, in Textilregionen. Dort wurden Arbeitermassen in großen Fabrikhallen mit dem Takt der Maschinen gleich ausgerichtet, aber auch leichter zu gleichem ‚Eigen-Sinn' gelenkt. Hier war für viele der Arbeitsverlauf weniger normiert, der Kollegenkreis ‚intim', der Prinzipal nahe. Ja, wenn dieser einen Betrieb mit nur einigen Arbeitern hatte, unterschied sich oft beider Lebensstandard und Lebensstil nur wenig. Beide hatten ein ähnliches Alltagswissen, beide gingen in ein Wirtshaus, beide trafen sich im selben Verein. Auch wenn das patriarchalische Verhältnis zwischen Handwerksmeister und Gesellen schon um die Jahrhundertmitte meist „längst obsolet geworden" war,[15] blieben doch mit manchen Elementen alter, branchenspezifischer Gewerbeproduktion die Arbeitserfahrung, das von ihr geprägte Verhalten und damit auch der Habitus ‚eigentümlicher' als in der Großindustrie.

Das zeigte sich nicht zuletzt in der Freizeit. Arbeitermassen, die aus großen Fabriktoren strömten und sich auf einige Kneipen verteilten, die ‚typischen' Vergnügungen folgten und, wenn sie qualifiziertes Stammpersonal waren, sich allenthalben mit dem Identitätsgefühl der „beim Schuckert" Beschäftigten oder der „Kruppianer" begegneten, sah man hier nicht. Gewiss, auch die Fürther Arbeiter verbrachten viel Zeit im Wirtshaus, da ihre Wohnungen oft miserabel waren, auch sie zogen am Sonntag zu ähnlichen populären Attraktionen in der Stadt oder im Grünen, auch sie kannten, wenn sie lange auf einem Arbeitsplatz waren, Firmenpatriotismus. Aber all dies geschah meist in einem vielfältigeren Umgang, das heisst häufig mit Menschen aus anderen Werkstätten, aus anderen Branchen, in anderen Rollen, etwa, wie gerade erwähnt, in der des kleinen Unternehmers. Weniger kollektiv scheinen Fürther Arbeiter auch im weltanschaulich-politischen Sinn gewesen zu sein. Natürlich wählte die Mehrheit SPD, viele gehörten der Gewerkschaft an, ein Teil stand im sozialdemokratischen Milieu mit seinem Kranz von Kultur-, Sport-, Hilfsvereinen und seinen Symbolen und Riten. Aber diese Gesinnung äußerte sich nicht so leicht in ‚machtvollen' Demonstrationen wie bei Nürnberger MAN-Arbeitern, deren Solidarität durch eine täglich erlebte große Gemeinschaft geübter war.

4.2. Auch an der Unternehmerklasse sah man, dass Fürth, so sehr es Industriestadt war, sich von den Standorten der Großindustrie unterschied. Es gab keine mächtigen Industriekapitäne wie in Nürnberg Theodor von Cramer-Klett oder den MAN-Generaldirektor Anton Rieppel. Eine Spitzengruppe, doch geringeren Zuschnitts, bildeten einige Männer, darunter im zweiten Jahrhunderdrittel der Maschinenbau-Pionier Johann Wilhelm Engelhardt, im letzten der Textilfabrikant Christian Heinrich Hornschuch oder die Brüder Wiederer, denen um 1900 die größte bayerische Glas- und Spiegelfirma mit der größten Arbeiterzahl in der Stadt gehörte. Ansonsten bestand die Oberschicht aus mittelständischen Unternehmern wie den Spiegel- und Fensterglasfabrikanten Seligman Bendit & Söhne, dem Broncefarben- und Brokatfabrikanten Max Eiermann, dem Brillenfabrikaten Max Schweizer, den Brauereibesitzern Martin und Hans Humbser, der Familie Löwensohn mit ihrer Bilderbuchfabrik, den Bleistiftfabrikanten Joseph Illfelder und Heinrich Berolzheimer, der aus den USA vermögend zurückkam, oder Joseph Feistmann mit seiner Zichorienfabrik.

Sie gehörten überwiegend bereits der Erbengeneration an. Anders als die zum Teil von auswärts und mit recht unterschiedlichen Erfahrungen gekommenen Gründer waren sie in Fürth geboren, in etablierten Häusern aufgewachsen, durch die gleiche Schulbildung in Volksschule oder jüdischer Religionsschule und Gewerbeschule und

durch eine ähnliche Ausbildung mit Handels- oder Gewerbelehre sowie auswärtiger Praxis oder Fortbildungsreisen gegangen. Sie folgten im Grunde gleichen Interessen, richteten sich nach verwandten Werten und entfalteten zuhause wie öffentlich bürgerliche Kultur. So lebten sie im gleichen überschaubaren Milieu, häufig durch Geschäftskontakte oder Konkurrenz verbunden.

Man traf sich im exklusiven Verein „Casino“ zu konventionell geregelter Geselligkeit im Lesezimmer, beim Kartenspiel und auf großen Bällen. Mit ihm hatte sich 1818 ein Vorbild dieser im 18. Jahrhundert erfundenen Form bürgerlicher Selbstorganisation etabliert, die sich im 19. für viele Zwecke und durch alle Schichten breit entfalten sollte. Im „Singverein“ pflegten die Männer der gehobenen Bürgerkreise unter dem Motto „Lied und Wort und Herz und Hand, dem teuren deutschen Vaterland“ das Kunstlied und ihr Nationalbewusstsein und danach die Bierunterhaltung. Frauen widmeten sich im „Deutschen Frauenverein“ und weiteren Wohltätigkeitsvereinen wie dem „Frauenverein zur Unterstützung ehelicher Wöchnerinnen und kranker Frauen“ vielfältiger Fürsorge und der Jugendpflege vor allem in der Unterschicht, dazu deren moralischer Besserung. Ein wichtiger Ort bürgerlicher Selbstvergewisserung um humane Ideale war die Loge „Zur Wahrheit und Freundschaft“. 1803 gegründet, weil die preußische Regierung die Mitgliedschaft in der Nürnberger Loge untersagt hatte, erlebte sie im Kaiserreich ihre Blütezeit mit über 200 Mitgliedern; ihr 1891 bezogenes Haus an der Dambacher Straße war nicht nur repräsentativer Tempel, sondern wurde auch ein vorzüglicher Kultur- und Geselligkeitsort.

In ihr kamen Wirtschaftsbürger mit Männern aus dem nicht eben großen Kreis der Bildungsbürger zusammen. Prestige hatten durch ihr Amt vor allem die Juristen im Staatsdienst, an der Spitze der Präsident des Landgerichts, einer zweiten Instanz, ansonsten die Beamten einer gewöhnlichen Mittelstadt. Denn als Industrie- und Handelsstadt und durch die Nähe Nürnbergs mit seiner höheren Zentralität wies Fürth fast nur Unterbehörden auf. Im Fürther Gemeinwesen hatten Notare und Rechtsanwälte, 1898 immerhin 18, Ärzte und Apotheker mehr Gewicht: in Vereinen und Stiftungen, als Gemeindebevollmächtigte und Magistratsräte. Eine öffentlich herausragende Rolle spielte die Geistlichkeit, die protestantischen Pfarrer, die katholischen Priester und der Rabbiner. Allerdings wurde sie durch religiöse Individualisierung im Bürgertum und durch eine Entkirchlichung unter Arbeitern, die der Sozialdemokratie folgten, faktisch schwächer. Wissensprägende und meinungsbildende Wirkung hatten die Lehrer der aus der städtischen Gewerbeschule 1877 hervorgegangenen Realschule und des 1896 errichteten Gymnasiums, sowie die Journalisten der, um 1900, drei Tageszeitungen. Die Offiziere der 1893 errichteten Garnison hingegen dienten vor allem dem Glanz öffentlicher Feiern und bereicherten die gehobene Geselligkeit.

All diese Gruppen besaßen Ansehen und übten gewiss ihren Einfluss – durch Ordnungsgewähr, Interessenvertretung oder Gesundheitspflege, durch Orientierung und Kulturvermittlung. Aber sie waren klein und materiell auf einen engeren Lebensstil festgelegt als die arrivierenden Kaufleute und Fabrikanten. Während bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts immerhin die Beamtenautorität des modernen Staates in alle Schichten wirkte, gewannen zumindest seit dem späten 19. Jahrhundert jene Wirtschaftsmänner klar gesellschaftliches Übergewicht. Vor allem sie hatten in der Stadt Geltung, gaben Leitbilder und bestimmten maßgeblich Fürths Profil nach außen. Daneben konnten die Bildungsbürger mit ihrer Sphäre keine auch nur annähernd vergleichbare Resonanz mehr erreichen. Das gelang nur einzelnen durch hervorragende persönliche Leistungen für das Gemeinwesen. So verbesserte zum Beispiel der Arzt Dr. Georg Fronmüller seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Krankenversorgung entscheidend und engagierte sich zugleich in Ehrenämtern. Im frühen 20. Jahrhundert wurde der Stadtpfarrer Paul Fronmüller über den erfolgreichen Kampf von „Treu-Fürth“ gegen die Vereinigung Fürths mit Nürnberg zum Kommunalpolitiker und

lokalpatriotischen Symbol. Beider öffentlicher Wirkung kam zugute, dass die Familie seit dem späten 18. Jahrhundert durch kirchliche und andere Rollen Reputation besaß.

Schichtenübergreifend wirksam und nachhaltig prägend wurden Juristen in der Gewerbestadt nur an der Spitze, im Bürgermeisteramt, das sie auch in die wichtigen Kreise, Vereine, Strömungen der Gesellschaftsgruppen führte. Franz Joseph von Baeumen und Friedrich Langhans haben, jener in der ersten, dieser in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, jahrzehntelang das aufsteigende Fürth in seinem beschleunigten Wandel gestaltet und repräsentiert. Theodor Kutzer hat dann Anfang des 20. Jahrhunderts in nur einem guten Jahrzehnt die stürmische Wirtschaftsentwicklung für eine breite Daseinsvorsorge genutzt. Wie überall, wo während des Kaiserreichs Städte rapide wuchsen, nahmen die kommunalen Leistungen für Öffentliche Ordnung, Soziales und Schulen, für Versorgung, Entsorgung und Verkehr außergewöhnlich zu. Da alle Einwohner das erlebten und man vieles direkt sah und nutzte, trat, wie es scheint, die Stadt als Kommune mehr in das Bewusstsein; sie wurde aufgewertet und band auch die Zugezogenen leichter ein.

Mit den Aufgaben wuchs die städtische Verwaltung, so wie auch die des Staates mit dessen Expansion wuchs. Zur klassischen Ordnungsverwaltung in Amtsgericht/Landgericht, Bezirksamt, Rentamt, Hauptzollamt, Eichamt, Brandversicherungsinspektion, die selbst größer wurde, traten als Leistungsverwaltung Bahnamt, Postamt und Kanaleinnehmerei. Dadurch nahm besonders die Zahl der mittleren und unteren Staatsdiener sprunghaft zu, auf ein Mehrfaches der höheren Beamten. Doch noch weniger als diese hatten die Subalternbeamten und die Bahnarbeiter auf ihren sozialen Ebenen genügend Eigengewicht, um von ihrem Arbeitsraum aus eine Lebenswelt zu prägen – so wie etwa die „nichtpragmatischen Staatsbediensteten“ am Regierungssitz Ansbach oder Nürnberger Eisenbahner, für die am Rangierbahnhof sogar eine Siedlung entstand. In Fürth gingen die bei Staat und Gemeinde Beschäftigten, wie es scheint, weithin in den vom Gewerbe bestimmten Milieus auf, in der unteren Mittelschicht der Handwerksmeister, kleinen Fabrikanten, Kleinkaufleute und in der Arbeiterschaft. Unter ihren Straßen wohnten sie, in ihre Wirtshäuser gingen sie, zu ihren Vereinen gehörten sie.

Kommen wir noch einmal auf die Loge zurück. In ihr hatten um 1900 ‚respektable' Juden Gewicht. Nachdem erst im liberalen Aufbruch 1848 überhaupt einer zugelassen worden war und nur mit Bedenken, zeigt das exemplarisch die Aufwertung derer, die noch bis in die Jahrhundertmitte auch in Fürth trotz ihrer wirtschaftlichen Bedeutung als eine eigene, andersartige Gruppe wahrgenommen worden waren. Nach dem Ende der Matrikelbindung und mit der vollen Gleichberechtigung wurden sie rasch in das christliche Bürgertum integriert. Innerhalb von höchstens zwei Generationen gewannen sie in der Oberschicht eine Bedeutung weit über ihren Bevölkerungsanteil hinaus, der – 1810 noch ein Fünftel – zwischen 1870 und 1900 von 12 auf 5,5 Prozent sank, weil zur Auswanderung in die USA die Abwanderung in größere Städte kam, nach Nürnberg, München, Berlin, seit die Ortsbindung gefallen war. Eine Bedeutung hatten Juden nun auch in öffentlichen Dingen: Sie saßen im Kollegium der Gemeindebevollmächtigen und wurden wie zum Beispiel 1884 Max Eiermann Magistratsräte. Bereits 1848/49 entsandte Fürth mit dem Juristen Dr. David Morgenstern den ersten Juden in den bayerischen Landtag, in Fürth wirkten seit 1843 der erste Rechtsanwalt und seit 1856 der erste Schulrektor Bayerns, aus Fürth kam 1863 der erste Handelsrichter jüdischer Religion. Das mit solchem Statusgewinn verbundene Prestige wurde besonders durch den hohen Anteil am Fürther Stiftungswesen gestärkt. Einem reichen Stiftungswesen, das in einer Stadt von besonderer Bedeutung war, der nicht die sozialen und kulturellen Leistungen eines Hofes, potenter Kirchen oder patrizischer Stiftertradition zur Verfügung standen. Wilhelm Königswarter förderte humanitäre Zwecke und die Jugend

in großem Stil, Heinrich Berolzheimer stiftete ein Volksbildungshaus, Alfred Nathan eine Entbindungsanstalt, Martha Krautheimer eine Krippe. Auch andere, etwa die Brüder Pickert, spendeten immer wieder für Wohlfahrt, Erziehung oder Stadtverschönerung, und das neue Stadttheater wurde von jüdischen Bürgern durch hohe Spenden wesentlich mitfinanziert. Indem sie der Fürsorge, der Daseinsvorsorge und der Repräsentation in der Stadt dienten, hoben sie deren urbane Qualität und warben zugleich für ihre eigene bürgerliche Geltung, für die Akzeptanz der rasch Arrivierten. In keiner anderen bayerischen Stadt wurde der jüdische Bourgeois so zum Citoyen.

4.3. Auch die Mittelschicht lebte meist von Gewerbe und Handel: hauptsächlich kleine Fabrikanten, Handwerksmeister, kleine Kaufleute. Es war freilich eine Schicht von recht unterschiedlichem Geschäftsumfang und Einkommen, mit fließenden Grenzen nach oben zu den Industriellen und größeren Handelsleuten wie nach unten zu den Arbeitern. Da sah man wohlhabende Meister in lange florierenden Branchen wie der Metallschlägerei, in deren Werkstätten über 30 Menschen arbeiteten und eine Dampfmaschine oder ein Gasmotor lief. Man sah aber auch Kümmerexistenzen, von der Industrie und vom Großhandel bedrängt. Sie suchten ihre Selbständigkeit in der eigenen Werkstatt, im eigenen Laden zu halten und die damit verbundene Geltung, die sich vom Firmenschild bis zum Eintrag im Adressbuch zeigte, zu bewahren, aber lebten womöglich schlechter als Facharbeiter.

Das zunehmende Gefälle zwischen großen Unternehmen und der breiten Schicht kleiner Betriebe ließ sich an der Gewerbesteuer ablesen. 1904/05 umfasste das Handwerk mit 54,1 Prozent zwar über die Hälfte aller Gewerbesteuerpflichtigen, brachte aber mit 12,2 Prozent nur ein knappes Achtel der Steuer auf. Denn 72 Prozent zählten zu den 3 untersten Steuergruppen bis 15 Mk., zusammen mit der Gruppe von 15 bis 60 Mk. waren es sogar 96 Prozent; in die beiden nächsten Gruppen von 60 bis 400 Mk. gehörten nur mehr knapp 4, in die von 400 bis 1000 Mk. 0,2 Prozent. Dagegen kam von den 5,5 Prozent Industrie in engerem Sinn, einschließlich der Brauereien, mit 44.1 Prozent der größte Betrag des gesamten Gewerbesteueraufkommens. Über 60 Prozent der Betriebe lagen in den 4 oberen Steuergruppen über 100 Mk., davon 16 Prozent zwischen 400 und 1000 und noch einmal gut 16 zwischen 1000 und 10 000 Mark. Der höchst besteuerte allein zahlte mit über 14 200 Mk. gut die Hälfte, 58 Prozent, der Summe, die von den 96 Prozent der in die unteren Gruppen eingeordneten Handwerker kam. Fast so viel wie die „größeren gewerblichen Unternehmungen“, nämlich 40,2 Prozent, zahlten die 28,4 Prozent der Steuerpflichtigen mit „Handelsgeschäften“. Davon erbrachten annähernd zwei Drittel, 61 Prozent, die den Steuergruppen bis 15 Mark angehörten, lediglich 3,1 Prozent, hingegen die 2,6 Prozent der Firmen in den beiden höchsten Steuergruppen – 29 lagen zwischen 1000 und 10 000 Mark, 1 über 11 500 – 53,5 Prozent, also die gut siebzehnfache Summe.

Fasst man alle Gewerbesteuerzahler zusammen – einschließlich Gastgewerbe, Schausteller, Verkehrsunternehmer –, so leisteten 12,5 Prozent 85,8 Prozent der Steuer, darunter die 1,6 Prozent Spitzengruppe allein 53,7 Prozent, die übrigen 87,5 Prozent nur 14,2 Prozent. Es springt ins Auge, „dass der Mittelstand (Handwerk und Kleinhandel)“ in Fürth zwar numerisch noch stark war, „dass aber seine relative Leistungsfähigkeit bereits eine ungeheure Einbuße erfahren“ hat, „andererseits die Blüte des Großhandels, mehr aber noch die jugendliche, industrielle Entwicklung der gewerblichen Großbetriebe“ für die „Leistungsfähigkeit des städtischen Gemeinwesens“ ausschlagend geworden waren.[16]

Mit der Zunahme größerer und großer Betriebe, deren Produktion oder Handel professionell organisiert werden musste, wuchs wie allenthalben in der Hochindustrialisierung der Kreis der Angestellten. Das galt vor allem für Handelsgeschäfte. Aber auch im Gewerbesektor hatten 1906 die Betriebe mit mindestens 10 Beschäftigten, voran Spiegel-

fabriken, Brauereien, Maschinenbau, teilweise auch Metallschlägerfirmen, insgesamt pro 100 Arbeiter bereits 11,4 Angestellte, davon 7,2 männliche und 4,2 weibliche, dazu 8,7 Jugendliche unter 16 Jahren, wohl Lehrlinge. 1914 waren es 14,7, aufgeteilt in 8,5 und 6,2, sowie 8,2 Jugendliche, bis 1922 sollte die Zahl auf 21,6, aufgeteilt in 11,6 und 10,5, sowie 13,3 Jugendliche ansteigen. Allerdings lagen bei der Funktion und dem Einkommen der kleine Kreis der gut situierten ‚Privatbeamten' und die Masse der einfachen Schreiber und der mit der Schreibmaschine in die Büros einziehenden ‚Tippfräulein', der es oft nicht besser als Arbeitern ging, weit auseinander. Sie gehörten ökonomisch zu verschiedenen Klassen. Doch ob gediegene Mittelschicht, ob obere Unterschicht, die meisten verband der Grundzug ihrer Gesinnung, ein bürgerliches Selbstbild. Mit dem Blick nach oben, auf das Vorbild des Bürgerlebens, grenzten sich gerade auch die, welche materiell dem Arbeitermilieu nahe waren, von dessen Werten und Verhaltensformen ab, scheuten alles Proletarische.

Nicht wenige im unteren Teil dieses neuen Mittelstandes, der hauptsächlich zunahm, empfanden ihre Lage als misslich. Der einzelne lebte zwischen seinem sozialkulturellen Bürgertumsanspruch und einem dürftigen Alltag, als Gruppe fand man keine klare gesellschaftliche Rolle, weil eine Standestradition fehlte, aber auch kein Klassenbewusstsein wie der Sozialismus entstand. Gleichzeitig verunsicherte im alten Mittelstand nicht wenige der erwähnte wirtschaftliche Druck auf Handwerk und Kleinhandel. Und insgesamt litt er, seit Fabrikanten und Kaufleute im Wirtschaftsleben dominierten, durch seinen relativen Abstieg unter dem Verlust gewohnter Geltung. Zwar sahen sich beide Gruppen in Fürth einer weniger kompakten Arbeiterklasse und einer weniger mächtigen Unternehmerklasse als in Schwerindustriestädten gegenüber, weil, wie gesagt, die Vielfalt der Betriebsgrößen und Produktionsweisen Kapitalistenwelt und Proletarierwelt nicht so schied. Aber sie bildeten doch, nicht zuletzt aufgrund mannigfach unterschiedlicher Lebensverhältnisse, die zunehmend prekäre Zwischenschicht eines labilen Kleinbürgertums, anfällig für Frustrationen.

Eine schwierige Konstellation, in der auch kein starkes Kollektiv Halt gab. Deshalb gewannen Vereine, die Gemeinschaft schufen, Orientierung gaben und Selbstgefühl vermittelten, besondere Bedeutung. Seit den 1860/70er Jahren, als es kaum mehr rechtliche Hindernisse gab, wenn der Zweck ein unpolitischer war, erfassten mehrere Wellen von Vereinen nach bürgerlichem Vorbild auch die breite Bevölkerung. Vor allem boten zahlreiche Geselligkeitsvereine, die im Vereinsleben der Mittelschicht dominierten, aber auch in den unteren Schichten beliebt waren, mit heiterem Umgang, Tanz und Spiel preiswerte Unterhaltung und Entspannung. Da dies in Regeln und Ritualen geschah und dem Vorstand eine öffentliche Rolle gab, erschien es zugleich ‚bürgerlich' bedeutsam, gesellschaftlich wichtig. Die Vergnügungen reichten vom ‚erbaulichen' Laientheater bis zu derbem Schmausen und Zechen in den um 1900 modischen „Fressvereinen", von denen es in Fürth über hundert gab. Handwerker, Kleinhändler, Metallschläger mit ihrem noch immer einfachen Alltagszuschnitt verzehrten, das war der Zweck, von Zeit zu Zeit ihre Beiträge im Wirtshaus oder bei einer Fischpartie mit einem reichlichen Mahl, wie es gut gestellte Bürger jederzeit haben konnten.

Durchweg spiegelten Vereine die sozialen Unterschiede. Kleinbürger verbanden sich in eigenen Gesangvereinen, die jedoch auch für national gesinnte Arbeiter offen sein konnten, für das „edle" Schöne und für „deutsche Gesinnung"; diese trug man bei festlichen Anlässen auch öffentlich vor. Und vor allem Kleinbürger traten in die nach dem siegreichen Krieg von 1870/71 anschwellenden Militärvereine wie „Veteranen-Verein" oder „Kriegergenossenschaft" ein, um heroische Erinnerungen bierselig zu pflegen und die Toten ehrenvoll zu bestatten. Am jährlichen Sedanfest demonstrierten sie bei der Parade zum Kriegerdenkmal wehrhaften Reichsgeist. Der Ort all solchen Vereinslebens waren meist einfachere

Wirtshäuser; ihre kommune Behaglichkeit erklärt, da auch die Wohnungen vieler Kleinbürger eher eng und karg waren, nicht zum wenigsten die Anziehungskraft von Vereinen. Bei manch festlichen Anlässen trat man, zu Umzügen und Auftritten formiert, in den öffentlichen Raum: Auf den Straßen und in Sälen fand man eine sonst kaum erreichbare Aufmerksamkeit.

5. Das Stadtbild als Abbild gesellschaftlicher Entwicklung

Als die Stadt zunehmend wuchs, folgte ihre Gestalt so konsequent der skizzierten Wirtschaftsstruktur und den sozialen Veränderungen, dass sich die urbane Form der Industrialisierung an ihr geradezu paradigmatisch ablesen lässt. Im Zweiten Weltkrieg weniger als die meisten deutschen Industriestädte zerstört und seither trotz manch' rigoroser ‚Sanierung' in der Substanz erhalten, ist Fürth noch immer ein eindringliches Abbild des 19. Jahrhunderts. Doch dieses Geschichtsbuch aus Stein beginnt früher. Nach der weitgehenden Zerstörung 1632/34 wurde der Marktflecken im 17. Jahrhundert um die gotische Pfarrkirche St. Michael so wieder aufgebaut und im 18. erweitert, dass Straßenführung, Baustil, die Größe und der Schmuck der Häuser Grundzüge der Ortssituation zeigen: eine Mischung ländlicher und städtischer Formen, Ansbacher oder Bamberger Einfluss, Handel und Gewerbe als Haupterwerb, steigende Wirtschaftskraft und die dichte jüdische Zuwanderung.

Wirtschaftlich attraktiv und zur Stadt aufgewertet, erweiterte sich diese Siedlung im frühen 19. Jahrhundert erheblich. Dabei wirkte die neue, die bayerische Herrschaft auch auf die äußere Erscheinung. Der um 1800 europaweit dominierende Klassizismus erlangte in München, verbunden mit Elementen italienischer Renaissance, überlange offizielle Geltung und wurde von einer starken Regierung durch Staatsbauten und die Genehmigungspraxis für Private in ganz Bayern forciert. Auch in Fürth hat das die lokale Vorliebe für diese klare und kostengünstige Bauweise, die dem nüchtern-rechenhaften Sinn der Kaufleute und Gewerbsmänner besonders lag, gewiss bestärkt; hier blieb sie, später ‚romantisch' variiert, wie kaum sonst in Süddeutschland bis weit in die zweite Jahrhunderthälfte geradezu stadttypisch. Drei öffentliche Bauten demonstrierten in dem bisher nur durch Privatbauten vergrößerten Ort diesen Stil als Norm: das Rathaus, das erstmals die Kommune darstellte, die Kirche zu Unserer Lieben Frau für die katholischen Neubürger im paritätischen Königreich Bayern, die Auferstehungskirche, eine zweite lutherische, für den starken Zuzug. Zwei Schulen und ein Krankenhaus von großzügigem Schnitt kamen hinzu.

Mit dieser bis in die 1840er Jahre geschaffenen institutionellen Struktur, die endlich der Größe und Wirtschaftskraft sichtbar gemäß war, und mit einer planvollen Ausdehnung nach Süden – breitere und möglichst gerade Straßen – trat Fürth in das Industriezeitalter. Zunächst war die Erweiterung südlich der Königstraße auf den Kopfbahnhof der Ludwigsbahn von 1835 gerichtet, dann, mit der Schwabacher Straße als Achse, zum neuen Bahnhof für die Fernbahn nach Würzburg 1865. Dieser Bahnhof hat wie überall die Stadtentwicklung nachhaltig auf sich gelenkt. Rasch füllte sich zwischen Rednitz und Bahn Straße um Straße mit gemischter Wohn- und Gewerbebebauung. In den hellen, großzügig geschnittenen Vorderhäusern mit lang fluchtenden Sandsteinfassaden wohnten Kaufleute und zu Fabrikanten arrivierte Handwerker und waren Handelskontore, Büros, manche Läden eingerichtet. Hinter der Durchfahrt, in Nebenhäusern und den weiten, oft kleinteilig bebauten Höfen, sah man Werkstätten und Lager, hörte Arbeitslärm, roch Material und Abfall. Durch die Vielzahl kleinerer und mittlerer Betriebe war das Gewerbe breit gestreut – weit dichter noch als es die in der Stadt verteilten Schlote anzeigen, da ja nur ein Teil Dampfmaschinenantrieb hatte.

Noch enger durchmischt waren Wohnen und Arbeiten in den schmalen Gassen der Altstadt. Da ihre Fachwerkhäuser nun als kleinräumig und düster galten, ohne den neuen technischen Komfort waren und in schlechten Ruf gerieten, zog die Mittelschicht zunehmend aus. Es kamen, oft zahlreicher als die bisherigen Bewohner, Arbeiter, Kinderreiche, Alte und Verarmte – und kleine und kleinste Werkstätten, die mit all ihren Emissionen häufig neben Wohnungen betrieben wurden. Spiegelbelegen, aus denen das Quecksilber durch den Boden auf Familien hinuntertropfte, waren nur die schlimmste Erscheinung. Viele wohnten beengt, feucht und mit Ungeziefer, so dass Krankheiten und chronische Leiden hier am häufigsten auftraten. Kinder blieben körperlich und geistig zurück, die Männer flohen ins Wirtshaus, die Frauen alterten früh. Es war eine bis in die Hochindustrialisierung häufige Erosion urbaner Substanz. Besonders in Städten mit kleinbetrieblichen Konsumgüterbranchen verloren alte Viertel, da überfüllt und dicht mit Gewerbe durchsetzt, sehr an Sozialwert und Lebensqualität; Nürnberg ist ein nahe liegendes Beispiel.

Während die Altstadt überwiegend zum Kleine-Leute-Quartier absank und zum Teil verkam, entstand seit dem letzten Jahrhundertdrittel in südöstlicher Richtung zwischen Bahn und Pegnitz ein neues, sichtlich ambitioniertes Viertel. Schon bei der Erweiterung um die Jahrhundertmitte waren in die Gegend östlich der Schwabacher Straße die ‚besseren Leute' gezogen und die ‚feineren Läden' eröffnet worden. Schließlich war der moderne Mittelstadtcharakter der dreigeschossigen Straßenzüge am Bahnhofsplatz, der sich großzügig weitete, durch ein Ensemble aus viergeschossigen Häusern mit aufwendigerer Fassade übertroffen und erstmals ins Großstädtische gesteigert worden. Der monumentale Centaurenbrunnen gab ihm später eine adäquaten Mittelpunkt. In diesem Geist wurden beiderseits der geschäftigen Nürnberger Straße aus viergeschossigen Häusern vornehme, boulevardartige Wohnstraßen mit Anlagen geschaffen, prächtig besonders in der Königswarterstraße und der späteren Hornschuchpromenade. Wie diese beiden Namen bedeutender Stifter das Geld in seiner wohltätigen Macht ehrten, so demonstrierte das in Handel und Industrie arrivierte Großbürgertum allgemein im Prunk dieser Mietshäuser und Unternehmervillen, mit ihren Repräsentationsräumen und mehrköpfigem Personal, Vermögen und Geltungsanspruch. Eine feudale Dimension wie im Faber-Schloss in Stein erreichte freilich niemand. Doch der Historismus triumphierte nun auch hier und verdrängte den im Klassizismus gründenden schlichten Fürther Lokalstil.

Denn auch die Mietshäuser an ‚besseren' Straßen, in die gewöhnliche Geschäftsleute, erfolgreiche Handwerker, Juristen, Ärzte zogen, renommierten mit dem Aufwand historischer Zitate. Dank industrieller Bautechnik wurden Material und Arbeit so preiswert, dass sich reicher Fassadenschmuck und üppiger Innenstuck, seriell hergestellt, sehr verbreiten konnten. Dabei drang aus der Nachbarstadt, mit der man nun wirtschaftlich wie sozial eng verflochten war und zusammenwuchs, der dort erfundene ‚Nürnberger Stil', eine Verbindung von Gotik und deutscher Renaissance, breit ein. Es war augenfällig, wie Nürnberg eine bisher so nicht wirksame kulturelle Vorbildrolle in Fürth gewann. Sie förderte auch die Verbreitung des zur Jahrhundertwende modischen Jugendstils. Ihn oder den als ländlich empfundenen ‚Heimatstil' haben schließlich auch die Kaufleute und Fabrikanten bevorzugt, die gleichfalls um die Jahrhundertwende von den Fabriken und Geschäftsstraßen weg an den Stadtrand strebten und sich im Grünen Villen bauten, für den Sommer oder als ständige Wohnung. Jenseits der Würzburger Bahn entstand so entlang der Rednitzniederung eine ganze Villenkolonie.

Über die Bahn hatte die Bebauung schon seit den 1870er Jahren mit der großräumig geplanten Südstadt gegriffen. Diese Haupterweiterung Fürths bot dem enormen Zuzug

Wohnungen in langen Zügen drei- bis fünfgeschossiger Mietshäuser, meist nach Neorenaissanceschablonen gebaut und einfach, doch durchaus zeitgemäß ausgestattet, an breiten, rasterförmig angelegten Straßen. Da zugleich reichlich Raum und Bahnanschlüsse Fabriken, Werkstätten, Handelsgeschäfte anzogen, fanden viele hier auch einen relativ nahen Arbeitsplatz. Vor dem Ersten Weltkrieg standen dann auch öffentliche Einrichtungen zur Verfügung: Es gab Volksschule und Realschule, Kirchen waren gebaut – angesichts des Katholikenanteils in den unteren Schichten und für die Soldaten der Garnison paritätisch die protestantische Pauluskirche und die katholische St. Heinrichskirche –, Einzelhändler und alltagswichtige Handwerker, Ärzte und Apotheker hatten sich niedergelassen. Am Südrand, an der Flößaustraße, zeigte der mächtige Abschlussriegel der Kasernen, wo seit 1893 Infanterie und Feldartillerie, zeitweise auch Chevaulegers lagen, den von der Obrigkeit misstrauisch betrachteten Arbeitern die bewaffnete Staatsmacht. Es war ein durchaus großstädtisches Bild – eine industriegerechte Vorstadt, im Grunde wie die Nürnberger Südstadt, bewohnt von Facharbeitern, Handwerkern, Angestellten, Subalternbeamten. Vor allem diesen modernen Vorstadtquartieren war unter anderem zu verdanken, dass es nicht mehr in der Mehrheit der Fürther Häuser Wanzen gab, wie der Bezirksarzt noch um 1860 geklagt hatte. Auch einfache Leute profitierten inzwischen alltäglich von den enormen materiellen Fortschritten des Industriezeitalters. Für die Schwächsten am unteren Rand der Gesellschaft waren allerdings zumindest die Vorderhäuser der Südstadt nicht erschwinglich; sie lebten weiterhin eher unter Bedingungen wie in heruntergekommenen Altstadtwohnungen.

Die Lage war gewiss noch nicht für alle gut, aber sie war für mehr Menschen als je zuvor besser geworden. Die „Stadt des 19. Jahrhunderts“, die Gewerbe- und Handelsstadt des Industriezeitalters hatte im Fahrtwind von Deutschlands Aufstieg zu einer auch wirtschaftlichen Großmacht ihren Höhepunkt erreicht – am Ende eines ‚langen 19. Jahrhunderts' vom Modernisierungsauftakt in der Preußenzeit bis zum Einbruch des Ersten Weltkriegs. Er sollte nicht mehr wirklich überwunden werden; die 1920/30er Jahre wurden für einige Branchen schwierig, für manche zur Krise. Auch am Beginn des 20. Jahrhunderts blieb in Fürth der Unterschied zwischen hoher wirtschaftlicher Zentralität und geringer politisch-administrativer groß: Die Tätigkeit in dieser Stadt galt – mehr denn je – überdurchschnittlich der Wirtschaft, und mit Gewinnen aus ihr wurde dem Gemeinwesen und seinen Menschen in ungewöhnlichem Maß von Privaten gedient. Im Stadtbild war dies unverkennbar. Nach wie stand das private Bauen – zum Wohnen, zum Arbeiten, zum ‚Freizeitumgang' wie im Logengebäude – ganz im Vordergrund. Und für die Stadtgesellschaft wurde Wichtiges von Privatleuten gebaut: das Nathanstift, das Berolzheimerianum, der durch Spenden finanzierte große Teil des Stadttheaters.

Doch das rapide Bevölkerungswachstum erzwang in der Zeit der Bürgermeister Langhans und Kutzer auch eine außerordentliche Steigerung der kommunalen Daseinsvorsorge; für sie musste zunehmend gebaut werden. Großzügige Schulen wurden errichtet – Höhere Mädchenschule, Volksschule in der Südstadt, Pestalozzischule, Gymnasium, Handwerkerfachschule –, eine Turnhalle und ein (Brause- und Wannen)Volksbad für Gesundheit und Hygiene, die imposante Feuerwache, Schlachthaus, ein zweites Gaswerk und ein Elektrizitätswerk zur Versorgung. Bereits seit den 1880er Jahren gab es eine Zentralwasserversorgung und den neuen Friedhof an der Erlanger Straße. Straßen wurden gepflastert und elektrisch beleuchtet. Und auch der Staat bot in großem Stil moderne Leistungen am Bahnhof seit 1864 sowie in der Hauptpost seit 1889; seine Ordnungsrolle übte er seit 1900 in einem monumentalen Amtsgerichts- und Rentamtsgebäude an zentraler Stelle aus. Man vergleiche solch' dichte und meist aufwendige Prä-

senz kommunaler und staatlicher Tätigkeit – die zum Gutteil erhalten ist – mit der Leere im späten Alten Reich, als es lediglich zwei Herrschaftsgebäude und fast keine kommunalen Bauten gab. Es wird sehr deutlich, wie sich auch in einer Wirtschaftsstadt die öffentliche Regelung und Versorgung der Gesellschaft ausweiten musste, weil diese durch ihre Modernisierung immer komplexer wurde.

6. Fürth – graue Arbeiterviertel am Rande Nürnbergs?

Der Rückblick auf eine erstaunliche, der wirtschaftlichen Rolle verdankte Karriere, bei der sich Industriekapitalismus mit Handwerkerkönnen verband, Unternehmerwillen und Arbeiterfleiß zusammenwirkten, legt noch drei Fragen nahe.

Wie wirkte sich zum einen die beschriebene Entwicklung politisch aus? In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewann in dem für die öffentlichen Dinge engagierten Kreis aus Honoratioren und Beamten der linke Flügel des Liberalismus ein Übergewicht, das er bis in das letzte Drittel halten sollte. Dies ergab sich zunächst, im Vormärz, aus fränkischer Opposition, zumal in den protestantischen Gebieten, gegen den Integrationsdruck aus München. Es lag aber ebenso an einem durch die Fürther Herrschaftserfahrung im Alten Reich erklärbaren Selbstbestimmungswillen. Er begründete einen über Generationen hin wirksamen bürgerlichen Freiheitssinn, dem auch die Interessen vor allem des Handels entsprachen. Im Landtag, in der Nationalversammlung 1848/49, später im Reichstag saßen Linksliberale – Demokraten, Volkspartei, Freisinn –, letztlich befremdet von der konservativen Mehrheit in Bayern und, nüchtern-pragamatisch, gegen die nationale Euphorie für den Obrigkeitsstaat im Kaiserreich. Dessen Prosperität und die Industrieinteressen in der Stadt stärkten dann zwar die konservativer gewordenen Nationalliberalen. Aber sie brachten, weil nun die Arbeiterschaft sehr zunahm, seit den 1880ern der Sozialdemokratie die sichere Mehrheit in der Politischen Kultur; Fürth wurde eine ‚rote' Hochburg. Durch unterschiedliches Wahlrecht schlug sich dies freilich nur schrittweise in Mandaten nieder, zuletzt, erst Anfang des 20. Jahrhunderts, in den Gremien der Stadt selbst. Fürth war, wie sich die politische Skala auch veränderte, stets überwiegend ‚links'.

Was bedeutete es – die zweite Frage –, dass Fürth neben Nürnberg liegt? Seinem wahrlich bemerkenswerten Aufstieg vom armen Marktflecken vor den Toren einer Stadt europäischen Ranges zur Konkurrenz im Industriekapitalismus hat dieser große Nachbar einerseits genützt: der Wissenstransfer durch Abwanderer aus seinem hochstehenden Gewerbe im 18. Jahrhundert, die Handelsmacht und die Verkehrsgunst, Kapital und Konsumentenkaufkraft Nürnbergs während der Industrialisierung, seither die Osmose auf dem Waren-, Geld- und Arbeitsmarkt. Auf der anderen Seite waren Nürnberger Firmen durch längst vorhandene Strukturen und stärkere Ressourcen so überlegen, dass Fürther nirgends in die Großindustrie aufwuchsen und einige Branchen wie Maschinenbau und Bleistiftproduktion jenen fast erlagen. Und die stärkere Wirtschaftskraft, die höhere Zentralität Nürnbergs zog seit dem letzten Jahrhundertdrittel gerade dynamische Unternehmer mit ihren Kompetenzen und Mitteln ab, besonders unter den für Fürths Handel und Gewerbe so wichtigen Juden. Ob die Nähe wirtschaftlich mehr genutzt oder mehr geschadet hat, wird sich kaum sicher bilanzieren lassen. Klarer ist, dass Fürth als Stadt nie aus dem Schatten Nürnbergs kam. Sie blieb nicht nur als die kleinere unterlegen, sondern weil ihre Geltung weitgehend auf der ökonomischen Potenz beruhte, während Nürnberg auch seine große Geschichte und reiche Kultur hatte und dies, zum Mythos stilisiert, werbewirksam mit der Rolle als Industriezentrum verband, eine Erfolgsstory einst und jetzt.

Damit sind wir beim dritten, dem Image Fürths. Es wuchs mit dem wirtschaftlichen Aufstieg, mit Qualitätsgewerbe und Exporthandel, fortlaufend – solange Fabrikschlote und Straßenfluchten mit stattlichen Mietshäusern als Ausweis der Prosperität Postkarten zierten. Als seit dem frühen 20. Jahrhundert – Natursehnsucht, Dorfromantik und eine neue, nur der Funktion folgende Baugesinnung wirkten, so widersprüchlich sie waren, zusammen – die rußende Industrie zunehmend als Belastung empfunden wurde und die grau gewordenen Schmuckfassaden der Mietshäuser als Verirrungen des Historismus galten, sank die Geltung dieser Stadt merklich: Eine düstere Fabrikstadt ohne Sehenswürdigkeiten und Kultur, die letzte Bahnstation vor dem burggekrönten Nürnberg. Dazu kam, dass die Fürther eine Vereinigung mit Nürnberg, die nur vernünftig schien – und wohl auch sachgerecht gewesen wäre –, klar ablehnten, weil in ihren Augen eine bloße Angliederung drohte. So sehr diese Abwehr in Fürth das Eigenbewusstsein gestärkt, ja einen vorher wenig bemerkten Lokalpatriotismus angefacht hat, der bis heute wirkt, von außen wurde das eher als Trotz eines zur Vorstadt gewordenen großen Arbeiterquartiers gedeutet und belächelt. Fürths Image war bis ins späte 20. Jahrhundert schlecht. Darunter litt man und sah sich als „verkannte Stadt“.[17] Um so beachtlicher erscheint die steigende Aufwertung, seit die alte Industrie verschwunden und eine neue, saubere etabliert ist, seit der Reiz der Bauten des 19. Jahrhunderts generell wiederentdeckt und vieles renoviert wurde, seit sich ein reges Kultur- und Freizeitleben entfaltet hat. Vor allem die Wende von einem Ort grauer Gestrigkeit zur schmucken „Denkmalstadt“ kann als erstaunlicher Erfolg gelten. Das Stadtjubiläum hat ihn zweifellos vorangebracht.

Anmerkungen (nur Nachweis der Zitate):

1 August Gebessler, Stadt und Landkreis Fürth. Kurzinventar (Bayerische Kunstdenkmale XVIII), München 1963, S. 11.
2 Johann Kaspar Bundschuh, Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Franken, 2. Bd., Ulm 1800, Sp. 239 - 258, 239, 251 und 255.
3 Ebd. S. 239.
4 Ebd.
5 Benignus Pfeufer, Die ... bestättigte Wahrheit, dass Fürth bey Nürnberg Fürstlich Bambergisch sey, Bamberg 1787.
6 Adolf Schwammberger, Fürth von A bis Z. ein Geschichtslexikon, Fürth o. J., S. 292.
7 Barbara Ohm, Fürths preußische Zeit 1792 - 1806, in: Fürther Heimatblätter 42, 1992, S. 1 - 26, 2.
8 M. Siebert, Das Königreich Bayern, München 1840, S. 333 f.
9 Schwammberger, Fürth, S. 144.
10 Adolf Mair, Geschichte, Topo- und Ethnographie des Physikatsbezirks Fürth, 1861, bearb. von Hermann Ott unter dem Titel. Fürth zu Beginn des Industriezeitalters (Fürther Beiträge zur Geschichts- und Heimatkunde 6), Fürth 1989, S. 56.
11 Ebd. S. 27.
12 Erhard Schraudolph, Vom Handwerkerort zur Industriemetropole. Industrialisierung in Fürth von 1870 (Mittelfränkische Studien 9), Ansbach 1993, S. 22.
13 Herbert Wendel, Die industrielle Entwicklung der Stadt Fürth, Phil. Diss. Erlangen 1926, S. 60, 88, 90, 95 f.
14 Hans Wollner, Bewegung der Bevölkerung der Stadt Fürth in den Jahren 1876 - 1890, Phil. Diss. Erlangen o. J. [vor 1900], S. 3.
15 Mair, Physikatsbezirk, S. 61.
16 Friedrich Morgenstern, Fürth, in: Verfassung und Verwaltungsorganisation der Städte, 4. Bd., 4. Heft Königreich Bayern (Schriften des Vereins für Socialpolitik 120/4), Leipzig 1906, 143 ff.
17 Adolf Schwammberger u. a., Fürth – eine verkannte Stadt. Sonderdruck aus Das Bayerland 1934.

Literatur:

Bayerisches Jahrbuch 1899, München 1898

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Zur Stadtgestalt von Fürth, in: Fürther Heimatblätter 25, 1975, S. 120 - 123

Binder Robert, Die Nürnberg-Fürther Straßenbahn seit 1881, in: Fürther Heimatblätter 21, 1971, S. 1 - 21 und 33 - 65

Bundschuh Johann Kaspar, Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Franken, 2. Bd., Ulm 1800

Frank Peter, Das Kaufhaus Weißer Turm (KWT), vormals Warenhaus Tietz, in Fürth, am Kohlenmarkt, in: Fürther Geschichtsblätter 55, 2005, S. 39 - 49

Frank Peter, Die Ära des Bürgermeisters Friedrich von Langhans 1873 - 1901, in: Fürther Heimatblätter 52, 2002, S. 21 -50

Fronmüller Georg, Chronik der Stadt Fürth, Fürth –1887

Gebhardt Otto, Die Verwaltung des Fleckens Fürth zur Zeit der Dreiherrschaft, Jur. Diss. Erlangen 1941

Gebessler August, Stadt und Landkreis Fürth. Kurzinventar (Bayerische Kunstdenkmale XVIII), München 1963

Grillenberger Georg, Geschichte der Loge „Zur Wahrheit und Freundschaft“ in Fürth i. B. 1803 - 1903, Fürth 1903 (Neudruck 2003)

Grübel V., Statistisches Amtshandbuch für den Kreis Mittelfranken, Ansbach 1881

Habel Heinrich, Fürth als Stadtdenkmal, in: Fürther Heimatblätter 29, 1979, S. 25 - 53

Habel Heinrich, Stadt Fürth (Denkmäler in Bayer Bd. V.61), München 1994

Hanke Roland Martin, Geschichte der Loge „Zur Wahrheit und Freundschaft“ in Fürth 1803 - 2003. Festschrift zum 200jährigen Stiftungsfest, Fürth 2003

Jokusch Werner – Fuchs Johann – Richter Herbert, Fürth – Ankunftsstadt des ‚Adler'. 150 Jahre Nahverkehr in Fürth. Eine Dokumentation, Fürth 1985

Kellenbenz Hermann, Die Wirtschaft Mittelfrankens im 19. Jahrhundert, in: Fürther Heimatblätter 9, 1959, S. 79 ff.

Krapf Gilbert, Spiegelglas für Fürth. Glashütten, Schleif- und Polierwerke im 18. und 19. Jahrhundert, in: Fürther Geschichtsblätter 56, 2006, S. 3 - 25.

Krapf Manfred, Entwicklung und Verwaltung bayerischer Städte zwischen 1870 und 1914 (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 115), München 1998

Krenz E., Öffentliche und private Wohlfahrtseinrichtungen allgemeiner Art in der Stadt Fürth, Phil Diss. Erlangen 1915

Kuhlo Alfred, Geschichte der bayerischen Industrie, München 1926

Lippert Hans, Die Geschichte des Rathauses in Fürth, in: Fürther Heimatblätter 4, 1940, S. 29 - 43

Mair Adolf, Geschichte, Topo- und Ethnographie des Physikatsbezirks Fürth, 1861, bearb. von Hermann Ott unter dem Titel. Fürth zu Beginn des Industriezeitalters (Fürther Beiträge zur Geschichts- und Heimatkunde 6), Fürth 1989

Mauersberg Hans, Wirtschaft und Gesellschaft Fürths in neuerer und neuester Zeit, Göttingen 1974

Memmert Rudolf, Das Amtsgericht Fürth, seine Geschichte und Amtsgebäude in der preußischen und bayerischen Zeit, in: Fürther Heimatblätter 13, 1963, S. 1 - 68

Morgenstern Friedrich, Fürth, in: Verfassung und Verwaltungsorganisation der Städte, 4. Bd., 4. Heft Königreich Bayern (Schriften des Vereins für Socialpolitik 120/4), Leipzig 1906

Müller Michael, Seligman Bendit & Söhne, Spiegelglas- und Fensterglasfabriken. Aufstieg und Fall einer jüdischen Unternehmer-Familie, in: Fürther Geschichtsblätter 56, 2006, S. 51 - 75 und 91 -113

Ohm Barbara, Das alte Elektrizitätswerk, in: Fürther Heimatblätter 40, 1990, S. 59 - 65

Ohm Barbara, Durch Fürth geführt. Spaziergänge, Bd. 1 Die Stadt zwischen den Flüssen, Fürth 1991, Bd. 2 Die Stadt jenseits der Flüsse, Fürth 1999, Bd. 3 Auf den Spuren der Fürther Juden, Fürth 2005

Ohm Barbara, Fürths preußische Zeit 1792 - 1806, in: Fürther Heimatblätter 42, 1992, 1 - 26

Ohm Barbara, Zur Baugeschichte der Kirche Zu Unserer Lieben Frau und der Auferstehungskirche, in: Fürther Heimatblätter 44, 1994, S. 51 - 69

Ohm Barbara, Fürth & Nürnberg. 950 Jahre ganz besondere Nachbarschaft (Fürther Beiträge zur Geschichts- und Heimatkunde 8), Fürth 2000

Ohm Barbara, „Dieser Mauern hochgewölbtes Dach ...“. Zum hundersten Jubiläum des Fürther Stadttheaters, in: Fürther Heimatblätter 52, 2002, S. 53 - 99

Ohm Barbara, „...was der Staat allein nicht vollbringen kann“. Sozialmaßnahmen der Fürther Fabrikantenfamilie Löwensohn, in: Fürther Geschichtsblätter 55, 2005, S. 50 - 54

Ohm Barbara, Fürth - Geschichte der Stadt, Fürth 2007

Pfeiffer Gerhard, Der Neubau der Nürnberg-Fürther Straße im Beginn des 19. Jahrhunderts, in: Fürther Heimatblätter 7, 1957, S. 1 - 28

Scharf Heike, Vereine im Deutschen Kaiserreich 1871 - 1914 als Spiegel der Gesellschaft. Am Beispiel der Stadt Fürth i. B., Phil Magisterarbeit Erlangen 2001

Schoenlank Bruno, Die Fürther Quecksilber-Spiegelbelegen und ihre Arbeiter. Wirthschaftsgeschichtliche Untersuchungen, Stuttgart 1888

Schraudolph Erhard, Vom Handwerkerort zur Industriemetropole. Industrialisierung in Fürth vor 1870 (Mittelfränkische Studien 9), Ansbach 1993

Schraudolph Erhard, Die Firma Johann Georg Rupprecht, in: Fürther Heimatblätter 47, 1997, S. 33 - 39

Schuster Leo, Geschichte der Fürther Bankwirtschaft, in: Fürther Heimatblätter 13, 1963, S. 129 - 140

Schwammberger Adolf und andere, Fürth - eine verkannte Stadt. Sonderdruck aus Das Bayerland, 1934

Schwammberger Adolf, Fürth von A bis Z. Ein Geschichtslexikon, Fürth o. J.

Schwarzwälder Wilhelm, Die Entwicklung des Nürnberg-Fürther Exportes nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Nürnberg 1912

Siebert M., Das Königreich Bayern, München 1840

Sommer Andrea, Die Fürther Südstadt. Städtebauliche Entwicklung und sozialgeographische Struktur, in: Fürther Heimatblätter 39, 1989, S. 1 - 4, 40, 1990, S. 1 -21, 41, 1991, S. 1 - 21 und 81 - 105, 41, 1991, S. 10 - 23.

Verschönerungsverein Fürth, Fürth i. B. Ein Führer durch die Stadt und ihre Umgebung, Fürth o. J. [1911]

Wendel Herbert, Die industrielle Entwicklung der Stadt Fürth, Phil. Diss. Erlangen 1926

Wollner Hans, Bewegung der Bevölkerung der Stadt Fürth in den Jahren 1876 - 1890, Phil. Diss. Erlangen o. J. [vor 1900]

Claus W. Schäfer

Die Quelle des Wohlstandes. Gustav Schickedanz und Fürth

„Ich bin ein Sohn der Stadt Fürth“, bekannte Gustav Schickedanz am 22. Dezember 1954, nachdem ihm Oberbürgermeister Hans Bornkessel die Goldene Bürgermedaille überreicht hat. Mit der Bemerkung begründete der Geehrte die „unzählbaren Wohltaten“, die er „wie aus einem Füllhorn ... über Einheimische und Heimatvertriebene, Flüchtlinge und Spätheimkehrer ausgeschüttet [hat].“[1] Fünf Jahre später wurde Gustav Schickedanz zum ersten Ehrenbürger seiner Heimatstadt, der „wegen seiner großen Verdienste um die Entwicklung des Fürther Wirtschaftslebens und der Wirtschaft ... des ganzen nordbayerischen Raumes, diese Auszeichnung erhält ...“ Die Urkunde hob zwei Punkte hervor: Das „Höchstmass der technischen und kaufmännischen Vollendung“, die das „Grossversandhaus Quelle“ erreicht hat und die Verdienste, die sich der fast Fünfundsechzigjährige erworben hat. Die Stadtverwaltung glaubte, sie auf der Urkunde weder aufzählen zu können noch zu müssen: „Sie sind allgemein bekannt.“[2] „Gewesen“ – muss aus heutiger Sicht ergänzt werden.

Dass dreißig Jahre nach dem Tod von Gustav Schickedanz seine Verdienste in Vergessenheit geraten, hat viel mit dem „stetigen Niedergang“ der „Quelle“ zu tun. Beschäftigte sie in den achtziger Jahren noch über 10.000 Menschen allein in der Region, sind es heute nicht einmal mehr halb so viele.[3] „Das schmerzt“ nicht nur die Lokalzeitung, die mit „Schickedanz“ einen der „große[n] Namen“ verblassen sieht.[4] Den belastet zusätzlich Gustav Schickedanz' Vergangenheit: In der Öffentlichkeit ist dessen „unrühmliche Rolle während der Zeit des Nationalsozialismus“ ebenso Thema wie der Aufdruck auf den „Quelle“-Paketen in den späten dreißiger Jahren. Zwar ist der „Quelle-Begründer“ auch für seine Kritiker „allenfalls ein Mitläufer“ im so genannten Dritten Reich gewesen, dessen Erfolg, auch und gerade in der Nachkriegszeit, aber „ohne die Möglichkeit jüdischen Besitz günstig zu erwerben“ nicht zustande gekommen wäre.[5] Mit den Äußerungen setzt etwas spät, aber durchaus vergleichbar mit anderen Städten, auch in Fürth die Beschäftigung mit den „braune[n] Jahren“ ein, die selbst in der Geschichte einer tausendjährigen Stadt eine zentrale Rolle zu spielen scheinen. In solchen Fällen verspäteter Vergangenheitsbewältigung werden gerne herausragende Persönlichkeiten in den Mittelpunkt einer lang anhaltenden, zum Teil hitzig geführten Diskussion gestellt. Angesichts dieses allerorten immer wieder zu beobachtenden Mechanismus soll dreißig Jahre nach dem Tod Gustav Schickedanz' dessen Lebensweg nachgezeichnet werden. Dieser wird zwar nur schlaglichtartig beleuchtet werden können, aber vielleicht trotzdem den Fürther Vorzeigeunternehmer in ein anderes Licht stellen. Wie immer Leben und Leistung Gustav Schickedanz' eingeschätzt werden mag, sie müssen im historischen Zusammenhang gesehen werden. Wenn die in diesen Kontext eingeordneten Fakten die öffentliche Diskussion versachlichen, hat die historische Forschung eine ihrer vornehmsten Aufgaben erfüllt.

I.

Gustav Abraham Schickedanz ist am 1. Januar 1895 in der Fürther Theresienstraße geboren worden. Die Wohnung hat die Familie kurz vor der Geburt bezogen, nachdem der Drechslermeister Johann Leonhard Schickedanz zum Einkäufer einer Möbelfabrik aufgestiegen ist. Der berufliche Aufstieg des Vaters entspricht dem wirtschaftli-

chen Bayerns und Deutschlands. Das 1871 gegründete Reich galt nach Russland als der gewichtigste Staat Europas und gehörte bald auch zu den führenden Wirtschaftsnationen des Kontinents. Im Königreich Bayern galt Fürth als aufstrebende Industriestadt, die um die Jahrhundertwende über 50.000 Einwohner zählte. Von 1882 bis 1907 nahm die Zahl der Gewerbebetriebe um über 50 Prozent zu und in diesen fünfundzwanzig Jahren wuchs die Beschäftigtenzahl gar um 175 Prozent. Wachstumsmotoren waren die Spiegelglas- und Metallindustrie gewesen, aber auch der Handel und das holzverarbeitende Gewerbe. Die zunehmende Industrialisierung in der Holzverarbeitung dürfte Leonhard Schickedanz' Karriere ebenso befördert haben wie die fortschreitende Konzentration in dem Gewerbe. Gleichwohl wurde Fürths Wirtschaft noch von Kleinbetrieben mit bis zu fünf Beschäftigten beherrscht.[6] Gustav Schickedanz hat sich „oft und gern" an seine Jugendzeit in der ländlichen Industriestadt erinnert: „... da sind die Fürther Straßen, ... die armseligen, geliebten Kiefern im Stadtwald. Wir spielten leidenschaftlich gern Fußball."[7] Diese Leidenschaft dürfte 1901 ihre erste Einschränkung gefunden haben, als der Sechsjährige in die Volksschule an der Schwabacher Straße kam. Bis zu seinem Ausscheiden 1905 bescheinigten ihm die Notenlisten „sehr großen Fleiß" und „viele Geistesgaben".[8] Kein Wunder, dass die Lehrer dem aufgeweckten Jungen den Übertritt in die „höhere Schule" empfahlen.[9] Die Eltern schickten Gustav auf die „Königlich-Bayerische Realschule (mit Handelsabteilung)" an der Ottostraße/Hirschenstraße: eine für das aufstrebende Kleinbürgertum beziehungsweise für die städtische Mittelschicht typische Wahl. Versprach doch die nicht voll ausgebaute lateinlose Oberrealschule nicht nur eine praxisbezogenere Bildung als das zur Hochschulreife führende traditionelle Gymnasium, sondern auch die so genannte Berechtigung. Diese eröffnete dem Schulabgänger nach sechs Jahren und einer Abschlussprüfung einen auf ein Jahr verkürzten Militärdienst und die Aussicht auf eine Offiziersstelle in Landwehr oder der Reserve. „Leutnant d. R." auf der Visitenkarte öffnete im Kaiserreich so manche Tür – und auch so manches Herz.

Gustav Schickedanz' „Realschul-Absolutorium" ließ außer in Geschichte, Sport und Religion keine besonderen Fähigkeiten erkennen, das „Mass der erreichten Kenntnisse [war] den Anforderungen entsprechend."[10] Obwohl die Note in „Handelswissenschaften" auch nur befriedigend war, wollte der Sechzehnjährige „Kaufmann" werden. Dementsprechend nahm er im August 1911 eine Lehre bei der Firma J. W. Spear & Söhne auf, einer der größten Spielwarenhersteller der Zeit. Karl und Richard Spear sollen mit dem Lehrling so zufrieden gewesen sein, dass sie ihm eine Auslandsvertretung in Buenos Aires übertragen wollten. Gustav Schickedanz lehnte das Angebot ab: eine bemerkenswerte Entscheidung angesichts der gewaltigen Steigerung des deutschen Außenhandelsvolumens. Der Im- und Export wuchs zwischen 1860 und 1913 um etwa vier Prozent im Jahr, so dass sich das Volumen insgesamt vervierfacht hat. Seit 1871 galt das Reich als drittgrößter Warenexporteur und zweitgrößter Importeur der Welt. Nur England und die Vereinigten Staaten von Amerika standen – zum Teil – besser dar.[11] Die wirtschaftliche Konkurrenz führte im Zeitalter des Imperialismus – fast automatisch – zu politischen Konflikten. Vor dem Hintergrund der großen Balkankrise und -kriege der Jahre 1912/13 wollte Gustav Schickedanz – dem Zeitgeist durchaus entsprechend – aber zuerst seine vaterländische Pflicht erfüllen und seinen einjährigen Militärdienst ableisten. Gustav Schickedanz zog im Oktober 1913 in die Fürther Kaserne des 21. (königlich-bayerischen) Infanterie-Regiments ein. Während der Achtzehnjährige militärisch ausgebildet wurde, spitzte sich die internationale Lage dergestalt zu, dass ein Funke genügte, um das politische Pulverfass zur Explosion zu bringen. Die Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Franz Ferdinand am 28. Juni 1914 genügte, um die Welt in eine Krise zu stürzen, die die beteiligten Regierungen und Monarchen nur



Gustav Schickedanz (1895-1977). Portrait des Ehrenbürgers im Fürther Rathaus.

mit einem Krieg zu lösen können glaubten. Ein Monat später setzte die österreichische Kriegserklärung an Serbien einen Mechanismus in Gang, der in wenigen Tagen zum allgemeinen Kriegszustand führte. Gustav Schickedanz zog am 7. August mit dem 4. Bataillon des 21. Infanterie-Regiments ins Feld. Mit der Einheit nahm er an mindestens sechs Gefechten in Lothringen teil, bevor er Anfang Oktober des Jahres im „bois brulé“, südlich von Saint Mihiel, eine schwere Verwundung im linken Unterschenkel erlitt. Fünfunddreißig Kilometer südlich von Verdun hatte das kaiserliche Heer im Sommer 1914 die Maas erreicht und den Zusammenschluss mit den von Nord- Nordwest ein-

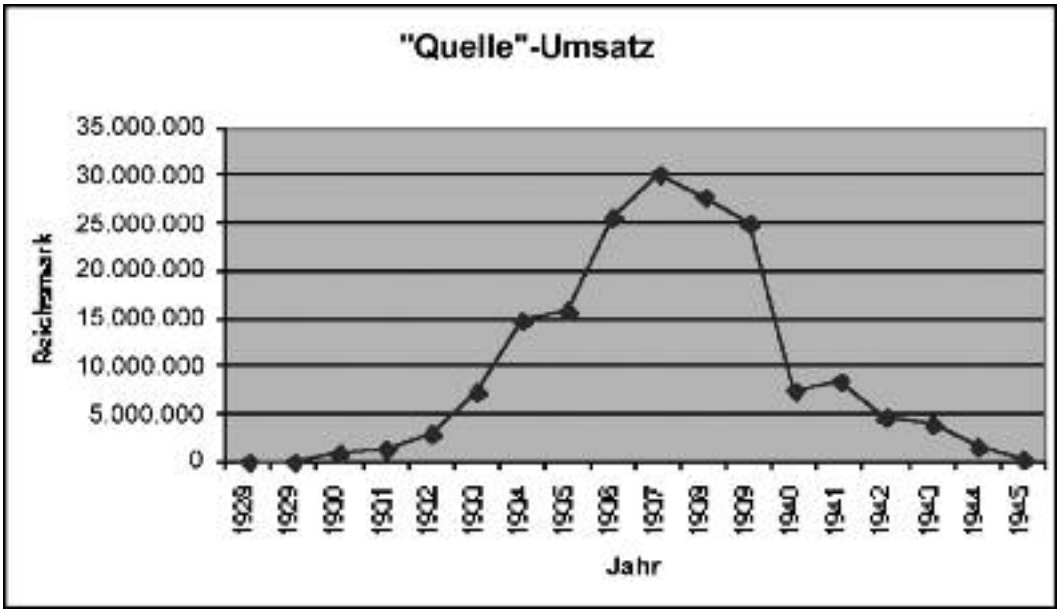
schwenkenden Armeen versucht. Vergeblich. Die französischen Truppen konnten an der Marne den deutschen Vormarsch stoppen, auch der Durchbruch an der Maas misslang. Die Front erstarrte in einem Stellungskrieg, der über Jahre hinweg bei unvorstellbaren Verlusten an Menschen und Material nur minimale Veränderungen brachte.

Gustav Schickedanz kam nach seiner „Heilung" zunächst zur Garnisonskompanie und dann zum Ersatzbataillon des 21. Infanterie-Regiments, das auf dem Truppenübungsplatz im oberpfälzischen Grafenwöhr lag. Angesichts der im Stellungskrieg erstarrten Fronten entschloss sich Gustav Schickedanz, die „Militärbeamten-Laufbahn" einzuschlagen. Anfang Oktober 1915 trat er in die Kassenverwaltung ein. Nach zweijähriger Ausbildung meldete sich der „Unterzahlmeister" freiwillig zur 5. bayerischen Infanterie-Division. „Gesund u.[nd] felddienstauglich"[12] verpflichtete sich der „Zahlmeister-Anwärter" im Herbst 1917 für ein weiteres Jahr, das er aber nur bis zum Frühjahr 1918 bei der „Feldintendantur" an der Front verbrachte. Während die deutsche Heeresleitung im Westen die letzte, verzweifelte Offensive führte, wurde Gustav Schickedanz zum Ersatzbataillon des 3. bayerischen Fuß-Artillerie-Regiments nach Grafenwöhr kommandiert, bevor er im Sommer 1918 ins „Traindepot" nach Fürth zurückkehrte. In dem Nachschublager erlebte der Unteroffizier den Beginn jenes Soldatenaufstandes, der auch vor den Toren seiner Heimatstadt nicht halt machen sollte. Am 8. November 1918 wurde in Fürth ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet, an dem sogar Gustav Schickedanz beteiligt gewesen ist. Kameraden sollen ihn in den Kasernenrat gewählt haben. Er spielte jedoch keine größere Rolle bei der roten Herrschaft, Politik war seine Sache eben nicht. Da nach dem Waffenstillstand die junge Republik im politischen Chaos und wirtschaftlichen Schwierigkeiten versank, will Gustav Schickedanz zunächst „weiter dienen", wie er im Frühjahr 1919 zu Protokoll gibt.[13] Angesichts von Unruhen, Streiks und Aufständen sah der „Unterzahlmeister" keine andere Perspektive.

Das sollte sich schnell ändern. Acht Wochen später, am 20. Mai des Jahres, bat Gustav Schickedanz um Entlassung aus dem aktiven Militärdienst zum 1. Juli, da er eine „geeignete Zivilanstellung" gefunden hat.[14] Nach fünf Jahren und neun Monaten konnte er seine kaufmännische Karriere wieder aufnehmen. Er trat als Teilhaber in das Geschäft des Kurzwarengrossisten Otto Lennert ein. Der 24jährige brachte nicht nur frisches Geld, sondern auch neue Ideen mit. Vergeblich versuchte er, die Stammkundschaft zur Teilnahme an einer „Handelskette" zu bewegen. Der lockere Zusammenschluss von Groß- und Einzelhändlern hätte diesen sichere Geschäfte erlaubt und jenen günstigere Konditionen gebracht. Angesichts der „kleinen Wirtschaftskrise von 1920/21" wollten die Kunden aber keine Bindungen eingehen. Enttäuscht verließ Gustav Schickedanz den Kompagnon, um sich auf eigene Füße zu stellen. Ende 1922 meldete er die Firma „Gustav Schickedanz, Kurzwaren en gros" an. Kleine Einzelhändler, Ladenbesitzer und Hausierer waren seine ersten Kunden, die allerdings immer wieder in Zahlungsschwierigkeiten gerieten.[15] Kein Wunder, setzten doch die alliierten Reparationsforderungen über 132 Milliarden Goldmark, innenpolitische Unruhen und der „passive Widerstand" nach der Besetzung des Ruhrgebietes eine Inflationsspirale in Gang, die sich bis zur Einführung der Rentenmark am 15. November 1923 in atemberaubender Geschwindigkeit in Schwindel erregende Höhen schrauben sollte. Hatte im Dezember 1922 ein Dollar noch 8.000 Mark gekostet, notierte er im April 1923 bei rund 20.000 Mark und im August schon bei einer Million Mark.[16] So schnell der Geldwert verfiel, nahm der Sachwert zu. Eine Entwicklung, die insbesondere dem Zwischenhandel zu schaffen machte, der mit der Zahlungsmoral seiner Abnehmer zu kämpfen hatte. Zur Absicherung seiner Zahlungsfähigkeit versuchte Gustav Schickedanz erneut, eine Einkaufsgemeinschaft mit

den Einzelhändlern zustande zu bringen. Die Aussicht auf bessere Geschäfte überzeugte sie wieder nicht, verbindlichere Abmachungen gingen sie einfach nicht ein. So richtete sich Gustav Schickedanz an die Kunden seiner Kunden.[17] Am 26. Oktober 1927 ließ er das „Versandhaus Quelle“ ins Handelsregister beim Amtsgericht Fürth eintragen. Den Einstieg ins Versandgeschäft finanzierte er mit den Gewinnen aus dem Großhandel, der seit der Währungsreform wieder florierte. Um das Einzelhandelsgeschäft in der Region nicht zu gefährden, ging Gustav Schickedanz in Ost- und Westpreußen, Pommern und Mecklenburg auf Endkundenfang. Mit Anzeigen, Werbegeschenken und anderen Maßnahmen versuchte er, Interessenten für seinen „Versand mit Kurz- und Wollwaren und einschlägigen Artikeln“ zu finden.[18] Die stellten sich auch ein. Schon im ersten Geschäftsjahr wurden 11.000 Reichsmark Umsatz erzielt. Die Zahlen stiegen schnell, weil die bald einsetzende Weltwirtschaftskrise nicht nur die Preise, sondern auch die Nachfrage nach günstigen Gebrauchsgegenständen in die Höhe trieb. Bald wurden die Geschäftsräume in der Königswarterstraße zu klein. In der Nürnberger Straße fand sich eine Expansionsmöglichkeit: Das so genannte Borgfeldhaus nahm die Verwaltung auf, während in dem gegenüber liegenden Haus die Fertigung unterkam.[19] 1932 wurde zudem das 8.000 Quadratmeter große Areal einer in Konkurs gegangenen Schuhfabrik an der Artilleriestraße übernommen. Hier wurden Lager und Versand untergebracht.[20]

Der erfolgreiche Einstieg ins Versandgeschäft offenbart die Geschäftspolitik, die Gustav Schickedanz Zeit seines Lebens verfolgt hat. Diversifikation hieß das Zauberwort, mit dem er die Geschäftsrisiken mindern wollte. Wie Gustav Schickedanz in den zwanziger Jahren das Großhandelsgeschäft um einen Versandhandel erweiterte, so hat er in den dreißiger Jahren seine Handelsaktivitäten um Industriebeteiligungen ergänzt. Mit dem Schritt versuchte sich der Kaufmann nicht nur breiter aufzustellen, sondern auch länger an der Wertschöpfungskette zu beteiligen. Der politischen Absicherung des Geschäfts diente der 1932 einsetzende Ausflug in die Parteipolitik. Am 1. November des Jahres trat Gustav Schickedanz im badischen Ihringen der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei bei. Dass sich der Großhändler ausgerechnet der mittelstandsfreundlichen Partei angeschlossen hat, kann nur taktische Gründe gehabt haben.[21] Schließlich forderte schon das NSDAP-Programm von 1920 die Schaffung und Erhaltung eines „gesunden Mittelstandes“ und die „Kommunalisierung von Großwarenhäusern“. Die warenhausfeindliche und auch in dieser Hinsicht antisemitische NS-Politik galt letztlich auch dem Versandhandel, der nach der Machtübernahme zunächst von gesetzgeberischen Eingriffen weitgehend verschont geblieben ist. Das im Mai 1933 eingeführte allgemeine Einzelhandelseinrichtungs- und -erweiterungsverbot wurde zwar nach einem Jahr gelockert, den Textilversendern aber die Erweiterung und Verlegung ihrer Geschäfte untersagt.[22] Gleichzeitig hatte auch die „Quelle“ unter den vom „Frankenführer“ Julius Streicher organisierten Boykotten zu leiden, die in erster Linie jüdischen Geschäften, insbesondere Großbetrieben, galten. Angesichts der Hetze verließ zum Beispiel das Versandgeschäft Joel schon 1934 die „Stadt der Reichsparteitage“ und versuchte, in der Reichshauptstadt Unterschlupf zu finden.[23] Die „Quelle“-Führung konnte einen anderen Weg beschreiten: Anfang April ließ sie sich notariell beglaubigen, dass das Versandhaus ein „rein christliches Unternehmen“ sei, das „seit Gründung nur mit eigenem Kapital arbeite“ und „ausschließlich deutsche Ware“ verkaufe.[24] Dass der Verweis auf das christliche Bekenntnis des Unternehmers nicht im Sinne der nationalsozialistischen Machthaber war, zeigt ein Blick nach Nürnberg, wo der Oberbürgermeister den städtischen Mitarbeitern die Verwendung des Attributs zur Differenzierung zwischen jüdischen und deutschen Geschäften, Ärzten usw. untersagte. In einer Anordnung wies er ausdrück-



lich darauf hin, dass es nur die rassische Unterscheidung ‚deutsch' und ‚jüdisch' gebe.[25] Das interessierte Willy Liebels „Volksgenossen" nicht, sie bestellten fleißig bei dem Fürther Versender, der Ende 1933 über 200.000 Stammkunden verfügte. Die „Quelle" sprudelte und das gegen den Branchentrend.[26] 1937 wurden 30 Millionen Reichsmark Umsatz erwirtschaftet.[27] Das war der Scheitelpunkt, wie die Grafik zeigt.

Gustav Schickedanz wäre nicht Gustav Schickedanz, wenn er nicht versucht hätte, den wirtschaftlichen Erfolg durch gezielte Diversifikation zu sichern. Das unsichere Geschäft mit der „unerwünschten Betriebsform" Versandhandel musste durch Aktivitäten im produzierenden Gewerbe ergänzt werden. Die Mittel waren vorhanden und die Gelegenheiten auch. Von den Nationalsozialisten unter existentiellen Druck gesetzt, versuchten Anfang der dreißiger Jahre jüdische Geschäftsinhaber unter tatkräftiger Mithilfe der Banken, ihre Firmen zu veräußern. Seit 1933 bemühte sich auch die Dresdner Bank-Filiale Nürnberg um die so genannte Arisierung jüdischer Firmen. Angesichts des großen Prozentsatzes von „Nichtariern" unter ihrer Kundschaft stand unter anderem in der Fürther Filiale die Ertragskraft auf dem Spiel. Ziel war, die „arischen Nachfolger als Kunden zu erhalten". So ist auch Gustav Schickedanz von dem Direktor der Dresdner Bank-Filiale Fürth auf mehrere Kaufgelegenheiten aufmerksam gemacht worden. Hans Böhner hat, so stellt die Untersuchung der Geschichte der Dresdner Bank im Dritten Reich fest, zum Nutzen der Bank und der Erwerber sein Insiderwissen über die auf lange Sicht unerwünschten Kunden jüdischen Glaubens missbraucht und so den Verkäufern geschadet.[28] Gustav Schickedanz hat einige der ihm angebotenen Unternehmen übernommen, wenn die Konditionen stimmten und die Partei nicht mehr als der üblichen zwei Prozent des Kaufpreises als „Spende" forderte. Auf diesem Wege erweiterte er – Mitte der dreißiger Jahre – seine Handelsgeschäfte um Produktionskapazitäten zu einem regelrechten Konzern, der nicht unbedingt auf die Gegenliebe der Partei stieß. Der durchaus angedachten Zerschlagung seines Konzerns durch die Nationalsozialisten ist Gustav Schickedanz entgangen, sein Aufstieg war aber schon 1937 beendet. Der Krieg – wie schon seine forcierte Vorbereitung – forder-

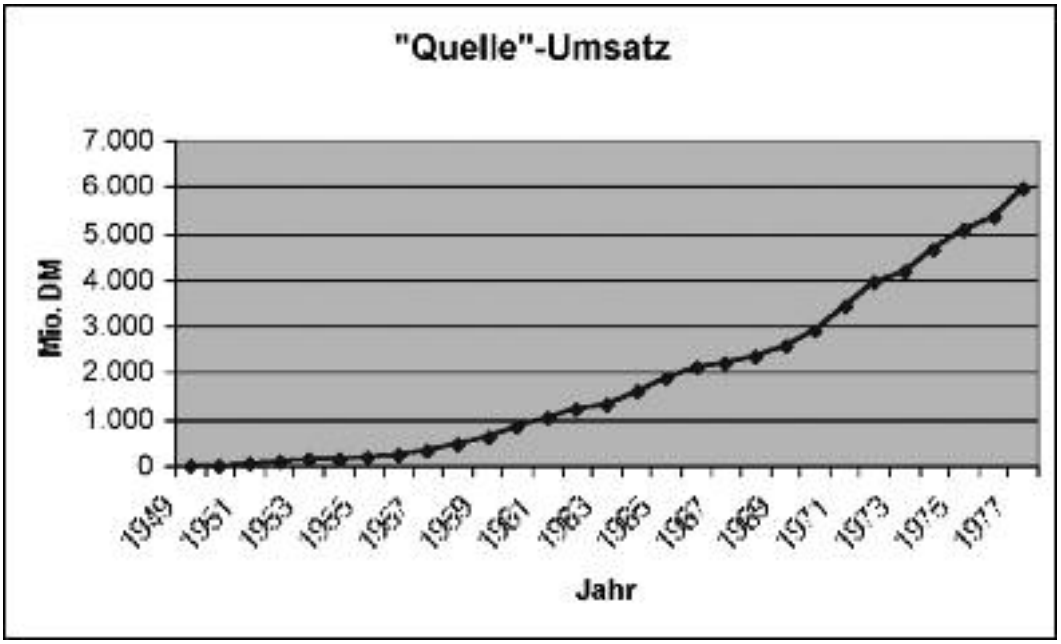
te seinen Tribut: Der Umsatz ging immer weiter zurück, bis nach einem verheerenden Fliegerangriff auf Fürth im Sommer 1943 das Geschäft fast vollständig zum Erliegen kam.[29]

Wie bei anderen Unternehmen und Unternehmern auch bedeutete die alliierte Besetzung das endgültige Aus. Während Gustav Schickedanz aus seiner Firma ausscheiden musste, wurde sie unter Treuhänderschaft gestellt. Weisungsgemäß versorgte die „Quelle“ in den ersten Nachkriegsjahren Flüchtlings- und Vertriebenenlager.[30] Nach dem „Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“ füllte auch Gustav Schickedanz im Frühjahr 1946 seinen „Meldebogen“ aus. Da an seiner „Entnazifizierung“ seitens politischer Kreise, jüdischer Interessensvertretungen usw. größtes Interesse bestand, ordnete der Präsident der Berufungskammer Nürnberg-Fürth eine „Sonderprüfung“ bei Gustav Schickedanz an. Drei Jahre suchte die Kammer nach Belastendem und fand Bemerkenswertes: In keinem Fall konnte bei Gustav Schickedanz eine „Nutznießerschaft“ im Sinne des Befreiungsgesetzes festgestellt werden. Er hatte also aus der Gewaltherrschaft der NSDAP, aus der Aufrüstung oder aus dem Kriege durch seine politische Stellung oder durch seine politischen Beziehungen für sich oder andere keine persönlichen oder wirtschaftlichen Vorteile in eigensüchtiger Weise herausgeschlagen.[31] Das persönliche Verhalten des Betroffenen gegenüber jüdischen Verkäufern wurde als „korrekt“ bezeichnet. Diese Einschätzung teilte auch der damalige Bayerische Wirtschaftsminister, der Gustav Schickedanz schon aus den Jahren vor der Machtergreifung kannte. Ludwig Erhard sah in Gustav Schickedanz „alles andere als eine politisch mutvolle Persönlichkeit“. Seine ganze Kraft habe er auf dem wirtschaftlichen Gebiet eingesetzt; für politische Fragen fehlte ihm wohl das Interesse und auch der nötige Instinkt: Um für seine geschäftlichen Tätigkeiten freie Hand zu behalten und um sein Werk zu retten, habe er mit den Nationalsozialisten Kompromisse geschlossen und mit der Parteizugehörigkeit die wirtschaftliche Freizügigkeit sichern zu können geglaubt. „Es war also ein gewisses Maß ‚politischer Dummheit', Schwäche, vielleicht sogar Feigheit, die Herrn Schickedanz zum Eintritt in die Partei bewog.“ Jedenfalls sei er kein Aktivist gewesen, der für das NS-‚Ideengut' ‚kämpfte'. Soweit er sich gegenüber Erhard äußerte, sei das Gegenteil der Fall gewesen. Ihm stellte sich Schickedanz als „typischer Mitläufer dar, der aber in jeder Phase der Entwicklung dem System innerlich widerstrebte.“ Die „wirtschaftlichen Erfolge“ führte Erhard übrigens auf die „besondere kaufmännische Begabung“ und ein starkes „Einfühlungsvermögen in gegebene wirtschaftliche Situationen“ und nicht auf „eine Verbindung mit dem Naziregime oder mit dessen Machthabern zurück“. Der Bayerische Staatsminister für Wirtschaft war überzeugt, dass „auch ohne das ‚Dritte Reich' Herr Schickedanz sich die gleiche wirtschaftliche Position in einem demokratischen Staat errungen hätte oder doch hätte erringen können.“[32] Angesichts dieser Beurteilungen beantragte der Hauptkläger bei der Berufungskammer Nürnberg-Fürth die Spruchsache Schickedanz nicht nur im schriftlichen Verfahren durchzuführen, sondern auch auf „Mitläufer“ zu erkennen. Das Urteil entspricht dem „Stereotyp der Entnazifizierung“, wie Lutz Niethammer in seiner Analyse der Verfahren in Bayern festgestellt hat.[33] 98 Prozent der über sechs Millionen vom „Befreiungsgesetz“ Betroffenen sind in diese Kategorie oder als „Entlastete“ eingestuft oder amnestiert worden. Den heute negativ besetzten Begriff haben die Zeitgenossen positiver verstanden. „Solche Opportunisten, Karrieristen oder einfach Schwachen ... waren ... keine Täter, sondern nur Mitläufer und als solche gegenüber dem Vorwurf, für die Taten des Nationalsozialismus mitverantwortlich zu sein, befreit. Sicher: Mitläufer waren keine Widerstandskämpfer, keine Helden“, urteilte Gesine Schwan, die SPD-Kandidatin für die Bundespräsidentenwahl 2004, „aber wer sollte das von normalen Menschen verlangen?“[34]

II.

Vier Wochen nachdem der „Quelle"-Gründer Ende März 1949 entlastet worden war, erhielt Gustav Schickedanz auch sein Versandunternehmen zurück. Die „Quelle" konnte wieder sprudeln. Seit der Einführung der D-Mark am 22. Juni 1948 waren die Voraussetzungen günstig: Die Zeiten des Schwarzmarktes hatten ein Ende gefunden, der Warenaustausch erfolgte wieder über gesetzliche Zahlungsmittel. Sieben Millionen D-Mark setzte die „Quelle" im Jahre eins nach der Währungsreform um.[35] Die Vorkriegskunden erinnerten sich an die günstige Beschaffungsgelegenheit und wandten sich massenhaft an den Fürther Versender. 1951 standen schon wieder 100.000 Adressen in der Kartei und über 40 Millionen DM Umsatz in den Büchern. Vor lauter Geschäft haben die Versender sogar das Feiern vergessen! Das 25jährige Firmenjubiläum begingen sie mit acht Monaten Verspätung erst 1953. Gustav Schickedanz nutzte die Gelegenheit, um 800.000 DM zu spenden, die in erster Linie den Mitarbeitern, aber auch den Fürthern zugute kamen. Betriebsrat Otto Stein bezeichnete bei dem Jubiläumsfest in den Nürnberger Messehallen das „Haus Schickedanz" als ein „Großunternehmen mit Herz". Das schlug in erster Linie für Fürth, auch wenn Gustav Schickedanz das neue Versandgebäude an der südöstlichen Stadtgrenze, mithin auf Nürnberger Gebiet, errichten ließ. 1955 ging die Versandanlage an der Fürther Straße in Betrieb – die modernste ihrer Art. Sie sorgte dafür, dass eine Bestellung vier Stunden nach dem Eingang ausgeliefert werden konnte. Bis zu 50.000 Pakete konnten am Tag verschickt werden – zu wenige, wie sich bald zeigen sollte. Schon im Frühjahr 1958 musste mit einem Erweiterungsbau begonnen werden.[36] Schließlich wuchs der Versender im zweistelligen Bereich, jährlich! Bis auf die Konjunkturkrisen 1967/68 und 1974/75 war das unter der Ägide Gustav Schickedanz' immer der Fall. Kein Wunder, kam er doch „vom Umsatzdenken her", wie der Firmenchef 1971 bei der Vorlage des ersten Konzern-Geschäftsberichts bekannte.[37] Schon als „kleiner Großhändler" hat er in den zwanziger Jahren mit kleinen Einzelhandelskunden die Taktik des „großen Umsatz mit kleinem Gewinn" praktizieren wollen.[38] Ein weit verbreitetes Denken im margenschwachen Versandgeschäft, das mit Josef Neckermann auch der große Konkurrent teilte.[39] Der Frankfurter Versender hatte das stationäre Geschäft so ausgebaut, dass die „Quelle" Nachholbedarf hatte. In den sechziger Jahren wurde ein Kaufhaus nach dem anderen aus dem Boden gestampft, am 7. Oktober 1969 in Essen das 20. „Quelle"-Kaufhaus eröffnet.[40] Gleichzeitig kopierte Schickedanz, wie Otto, das von Baur erfundene Sammelbesteller-System: „Vertrauenskunden" sollten für „Freunde und Bekannte" mitbestellen, quasi einen Freundschaftsvertrieb aufbauen.[41] Zudem wurde das Netz der Bestell-Agenturen dichter geknüpft: 1951 in Emmendingen bei Freiburg begründet, wurden sieben Jahre später 40 Auftragsannahmestellen unterhalten. Über 60 wurden 1963 gezählt, drei Jahre später die Einhundertste in Düsseldorf eröffnet.[42]

Die Erschließung neuer Vertriebswege und die technische Vervollkommnung der Versandtechnik ging mit einer weiteren Diversifikation einher: Sie sorgte für eine ständige Verbreiterung des Sortiments, das schon 1952 wieder 800 Artikel umfasste. Zwei Jahre später wurden die zweimal jährlich erscheinenden und jeweils sechs Monate gültigen Hauptkataloge eingeführt. Bei der Gelegenheit kamen Möbel, Gartengeräte, Werkzeuge und vieles andere mehr ins Verkaufsprogramm. So entwickelte sich der Spezialversender von „Kurz- und Wollwaren und einschlägigen Artikeln" zu einem Vollsortimenter, dessen Angebot keine Nachfrage im Wirtschaftswunderland unbeantwortet ließ. Nach den elektrischen Haushaltsgeräten, die 1955 ins Programm kamen, zunächst Waschmaschinen, dann Kühlschränke und anderes, entwickelten sich die 1957 erstmals angebotenen Kleinbildkameras zu Rennern. Schon nach wenigen Jahren wurde



das Geschäft in die „Foto-Quelle“ ausgegründet, die sich zum „größten Fotohaus der Welt“ entwickelte.[43] Dass durch die Billigkonkurrenz der etablierte Fachhandel unter Druck geriet, war klar. Leidtragender war unter anderem der langjährige Marktführer Photo Porst, der 1974 sein Auslandsgeschäft an die Foto-Quelle abgeben musste. Die fast nur die Eigenmarke „Revue“ vertreibende Tochter gedieh so „außerordentlich erfreulich“, weil sie den Markt der preisgebundenen Markenkameras und -filme mit Preisschlagern „made in Japan“ aufrollte.[44]

Die Foto-Quelle profitierte wie die gesamte Handelsgruppe von einem Schritt, den Gustav und Grete Schickedanz – im Vergleich zu Wettbewerbern – ziemlich früh unternommen haben. Schon 1957 haben sie in New York ihr erstes Auslandsbüro eröffnet. Vor allem Ex-GI's und ihren Angehörigen sollten die von der Besatzungszeit in Deutschland bekannte Bestellung erleichtert werden.[45] Der Verkauf ist der erste Internationalisierungsschritt, dem nach wenigen Jahren ein zweiter, entscheidenderer folgen sollte: Anfang der sechziger Jahre nahm in Hongkong das erste Einkaufsbüro im Ausland seine Arbeit auf. 1962 flog Grete Schickedanz persönlich in die britische Kronkolonie, um mit den asiatischen Produzenten vor Ort über Millionenaufträge zu verhandeln. Der Import aus Billiglohnländern brachte der „Quelle“ einen Preisvorteil, den sie in einen größeren Marktanteil in Deutschland umsetzte. Schon 1968 kamen fast 30 Prozent der angebotenen Artikel aus dem Ausland.[46] So war die „Quelle“ ein Vorreiter jener Globalisierung, die am Anfang des 21. Jahrhunderts in aller Munde ist. Ohne viel Gerede haben Gustav und Grete Schickedanz sie für ihr Handelshaus in Gang gesetzt, das nach und nach Niederlassungen in ganz Europa eröffnete: Österreich machte 1959 den Anfang, gefolgt von Luxemburg (1961/62) und Frankreich (1965). In diese Jahre der Modernisierung, Diversifizierung und Internationalisierung fiel auch eine Akquisition, die die „Quelle“ zum „größten Versandhaus Europas“ machte. Im Sommer 1964 stiegen die Fürther beim Versender Schöpflin ein; zunächst mit 75 Prozent, dann übernahmen sie ihn fast ganz.[47] Nach dem Kauf kam allein der Versandhandel der Schickedanz-Gruppe auf

über zwei Milliarden Umsatz. Das entsprach fast der Hälfte des Umsatzes, den die so genannten Vollsortimenter 1967 in der Bundesrepublik Deutschland erzielten. Der „Quelle" folgte zu der Zeit Neckermann mit 1,4 Mrd. D-Mark Umsatz und der Otto-Versand mit 665 Millionen D-Mark.[48] Dass dem Umsatzwachstum keine Grenzen gesetzt zu sein schienen, zeigt ein Blick auf die Grafik (S. 95).

Während die „Quelle" immer stärker sprudelte, haben Gustav und Grete Schickedanz eine Konsolidierung ihres Konzerns eingeleitet. Sie haben mit der Restrukturierung die Voraussetzungen für die Fortführung des Familienunternehmens in der nächsten Generation geschaffen. Keine leichte Aufgabe für einen Mann, der nichts anderes als ein Unternehmer ist. Als sich Anfang 1960 sein Geburtstag zum fünfundsechzigsten Mal jährte und damit der übliche Zeitpunkt des beruflichen Abschieds kam, stellte Gustav Schickedanz in einer Rede einfach fest: „Ich kann es nicht tun. Unsere Betriebe erfordern auch weiterhin den ganzen Einsatz meiner Kraft. Diesen Einsatz leiste ich gern."[49] Gleichwohl hat sich der Unternehmensgründer zu der Konsolidierung bereit erklärt, die das Familienunternehmen für alle Unwägbarkeiten absichern sollte. Zunächst wurden die Papierproduktion in den „Vereinigten Papierwerken Schickedanz & Co." und die Handelsinteressen im „Großversandhaus Quelle Gustav Schickedanz KG" zusammengefasst.[50] Die Brauereibeteiligungen blieben zunächst außerhalb des Konsolidierungskreises. Die neu geschaffenen Kommanditgesellschaften fungierten als Obergesellschaften Versand beziehungsweise Papier unter dem Dach einer Holding, in die im Herbst 1964 die alte „Quelle-Fahrrad GmbH" umgewandelt worden ist. Die „Schickedanz Holding International GmbH" hatte eine doppelte Funktion: Sie sollte nicht nur betriebswirtschaftliche Aufgaben zentralisieren, d.h. Einkauf, Produktion und Marketing koordinieren sowie die zahlreichen Beteiligungen und Gesellschaften steuern, verwalten und kontrollieren, sondern auch die familiären Grundlagen des Unternehmens garantieren.[51] Familienmitglieder waren zwar weiter an einzelnen Unternehmen beteiligt, konnten ihre Anteile aber nicht veräußern. Im Bedarfsfall durften sie nur an die Holding verkauft werden. Beobachter sahen in der Lösung ein „Modell für eine dauerhafte und beständige Organisation eines Familienunternehmens". Der Rahmen schien flexibel genug, um auf Veränderungen reagieren zu können, aber auch starr genug, um den Bestand des Familienunternehmens zu sichern.[52] Zu dem Zweck ist Mitte der sechziger Jahre auch ein „Familienverein" ins Leben gerufen worden, der die Anteile der Holding hielt. Mit seinen Einnahmen sollte der Verein nicht nur die Ausbildung der nächsten Generation finanzieren, sondern für sie auch die familiäre Tradition pflegen. Vor allem sollte der Verein aber verhindern, dass sich die familiären Verhältnisse beziehungsweise Veränderungen im Familienkreis auf die Unternehmen auswirkten. Schließlich standen inzwischen zwei Nachfolger bereit, die sich das Erbe Gustav Schickedanz' durchaus streitig machen konnten. Neben Hans Dedi, der seit 1952 mit Louise, Gustavs Tochter aus der ersten Ehe mit Anna Zehnder, verheiratet war, kam auch Hans Georg Mangold in Frage, der seit 1965 mit Madeleine, Gustavs zweiter Tochter aus der zweiten Ehe mit Grete Lachner, verheiratet gewesen ist. Der Schwiegersohn, selbst aus einer Fürther Unternehmerfamilie stammend, kam allerdings nicht zum Zuge, weil er nach seiner Scheidung im März 1973 das Unternehmen verlassen musste. Wenige Monate später erhielt Hans Dedi mit Wolfgang Bühler neue Konkurrenz.

Die Thronfolge fand schließlich eine einvernehmliche, vornehme Lösung. Der Jüngere ließ dem Älteren den Vortritt. So nahm der 1918 geborene Dedi nach dem Tod Gustav Schickedanz' – zunächst gemeinsam mit seiner Schwiegermutter – die Zügel in die Hand, die er Anfang 1989 an den 14 Jahre jüngeren Wolfgang Bühler übergab.[53]

Diese Familiennachfolge sicherte Gustav Schickedanz selbst an seinem 80. Geburtstag nochmals ab, indem er in der Konzernhierarchie die Dachgesellschaft mit beschränkter Haftung durch eine Kommanditgesellschaft ersetzte. Die „Gustav und Grete Schickedanz KG“, seit 1980 „Gustav und Grete Schickedanz Holding KG“, führte außer der Handels- und Papiergruppe auch die Brauereiinteressen, die bei dieser Gelegenheit wie auch die Finanzgesellschaften konsolidiert worden sind. Der Übernahme des unternehmerischen Risikos durch die Haftung mit dem gesamten Vermögen zollten Beobachter in den Zeiten „unternehmerischer Unsicherheit und weitverbreiteter Resignation“ Anfang der siebziger Jahre zurecht besondere Beachtung.[54] Schließlich musste infolge der (ersten) Ölkrise auch die „Quelle“ Einbußen hinnehmen: Die lahmende Konjunktur bremste das Umsatzwachstum, das 1973/74 nur einstellig erfolgte. Gleichwohl hinterließ Gustav Schickedanz einen „wohlbestallten Nachlass“ (Hans Dedi) als er am 27. März 1977 stirbt.[55] Die nach ihm benannte Unternehmensgruppe setzte über acht Milliarden D-Mark um. Allein die „Quelle“ trug fast sechs Milliarden bei. Unterm Strich blieben gut 100 Millionen D-Mark übrig. „1977 war in jeder Beziehung ein Jubiläumsjahr“, sagte Grete Schikkedanz, die ihrem Mann an der „Quelle“-Spitze folgte.

Gustav Schickedanz war Mitte März des Jahres an seinem Schreibtisch über der Arbeit zusammengebrochen. Medizinisch war dem 82jährigen nicht mehr zu helfen gewesen, er starb – fast auf den Tag genau – neunundvierzigeinhalb Jahre nach der „Quelle“-Gründung. Der Zeitraum zeigt, dass eine Ära zu Ende ging. Das haben die Zeitgenossen gemerkt. 25.000 Menschen nahmen von dem in der evangelischen Kirche in der Südstadt aufgebahrten Gustav Schickedanz Abschied. Das Kondolenzbuch musste wegen des Massenandrangs geschlossen werden. Die zur Trauerfeier in die St. Pauls-Kirche geladenen 1.000 Gäste wurden von Ministerpräsident Alfons Goppel, Bundestagsvizepräsident Richard Stücklen und Mitgliedern der Bundes- und Landesregierung angeführt. Selbst Josef Neckermann, ewiger Konkurrent, gab sich als Vorsitzender des Kuratoriums Deutsche Sporthilfe, die Ehre. Ministerpräsident Goppel versuchte, den Toten als „großen Sohn“ des Landes zu vereinnahmen. Er sei einer der Franken gewesen, die Bayern geprägt haben.[56] Das gilt noch mehr für seine Heimatstadt, die ihm „Unschätzbares“ zu verdanken hat. Mit Gustav Schickedanz starb nach Einschätzung der Fürther Nachrichten „einer der bedeutendsten Menschen, den die Stadt je hervorgebracht hat. ... Ein Fürther, der auch als Beweger von Milliarden-Umsätzen nie die Bindung an die Vaterstadt verlor, dieses tief verwurzelte Heimatgefühl in unzähligen Stiftungen und Spenden immer wieder dokumentierte. Ein kunstsinniger Mäzen, der Bilder, Bücher und Musik ebenso liebte wie großzügig damit umging, der Kultur nicht nur besaß, sondern auch dafür sorgte, dass sie leben konnte. Ein beispielhafter Förderer des Sports seiner Heimatstadt, der Fürth zu einer international angesehenen Hochburg der Leichtathletik machte.“[57] Als Vertreter der Mitarbeiter sagte der Vorsitzende des Gesamtbetriebsrates, Peter Kalow: „Wir verdanken Gustav Schickedanz mehr, als Worte sagen können.“[58]

III.

In der Tat. Der Unternehmer hat über 40.000 Menschen in Lohn und Brot gebracht. Mit ihren Angehörigen hat eine kleine Großstadt, wie Fürth zum Beispiel, von Gustav Schickedanz gelebt. Die Mitarbeiter sind nicht nur in den Genuss einer betrieblichen Altersversorgung gekommen, die in den siebziger Jahren zu den vorbildlichsten der Bundesrepublik zählte, sie konnten auch von den ungezählten Spenden, Stiftungen usw. profitieren. Nicht umsonst hat ihm die Stadt schon 1954 die

Bürgermedaille und 1959 das Ehrenbürgerrecht verliehen. Zu seinem siebzigsten Geburtstag richtete er die „Gustav-Schickedanz-Stiftung“ ein, die seit 1965 begabte junge Menschen aus weniger vermögenden und – das ist ihm wichtig gewesen – evangelischen Familien eine Ausbildung finanziert. Gleichzeitig spendete Gustav Schickedanz seiner Heimatstadt eine Million D-Mark, die den Bau einer Sporthalle ermöglichen sollte.[59] Fünf Jahre später konnte sich Fürth über fünf Millionen D-Mark freuen, die für den Neubau des Heinrich-Schliemann-Gymnasiums verwendet werden sollten. Da dieses nicht so schnell möglich war, verfügte der Spender, dass mit dem Geld nur eine Erweiterung des Gymnasiums erfolgen sollte und der Rest in zwei Doppelturnhallen (eine an der Finkenschlag-Schule und eine am Hardenberg-Gymnasium) investiert werden sollte.[60] Wenige Jahre vor seinem Tod vermachte er schließlich einen Großteil seiner Schiestl-Sammlung der Stadt, die heute im Schloss Burgfarrnbach untergebracht ist.[61]

Dass Gustav Schickedanz mit seinen Spenden und Stiftungen nicht den großen Auftritt suchte, belegt unter anderem der „alljährliche Scheck“ über 5.000 D-Mark, der an Weihnachten per Post an den Fürther Oberbürgermeister ging. Das Geld sei „wiederum für den Fond notleidender Fürther Bürger“ gedacht, wie er 1975 schrieb.[62] „Gustav Schickedanz hatte stets ein offenes Ohr“, sagte Kurt Scherzer rückblickend, „und ein offenes Portemonnaie“.[63] Die Adressaten und Nutznießer der genannten Wohltätigkeiten scheinen diesen Gustav Schickedanz vergessen zu haben. Im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen zwölf Jahre seiner über sechzigjährigen Berufstätigkeit. Dass er in den dreißiger Jahren mehrere Firmen übernommen hat, ist bekannt. Dass sich Gustav Schickedanz bei den Übernahmen im Rahmen der Möglichkeiten persönlich wie finanziell einwandfrei verhalten hat, weniger. Das ist nicht wenig in Hitlers „Volksstaat“, in dem sich jeder an seinem Platz zu bereichern versuchte, und in einer Zeit, in der sich „ganz normale Männer“ zu Massenmördern entwickelten.[64] Nach dem Zweiten Weltkrieg hat er mit seiner Frau und Tausenden Mitarbeitern die „Quelle“ zum größten Versandhaus Europas gemacht. Gustav Schickedanz war der „ungekrönte König“ des Versandhandels. Mag die Werbung nach eigener Einschätzung sein „unternehmerisches Steckenpferd“ gewesen sein, er hat den Versandhandel organisatorisch und technisch revolutioniert. Von der Versandanlage an der Fürther Straße glaubte in den fünfziger Jahre sogar der Weltmarktführer Sears-Roebuck aus den Vereinigten Staaten von Amerika lernen zu können.[65] Gustav Schickedanz hat aber nicht nur die „Quelle“, sondern auch Fürth über die Grenzen Frankens hinaus bekannt gemacht. Allein das sollten ihm die Stadt und ihre Bürger nicht vergessen.

Anmerkungen

1 Fürther Nachrichten vom 23. Dezember 1954.
2 Fürther Nachrichten vom 11. Dezember 1959.
3 Süddeutsche Zeitung vom 3./4. November 2007.
4 Nürnberger Nachrichten vom 22. September 2006.
5 Süddeutsche Zeitung vom 23. April 2007 und Fürther Nachrichten vom 5. Juli 2007.
6 Heinrich Strauß, Fürth in der Weltwirtschaftskrise und nationalsozialistischen Machtergreifung. Studien zur politischen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung einer deutschen Industriestadt, 1928-1933. Nürnberg 1980, S. 155f.
7 Jürgen Schneider, Gustav Schickedanz (1895-1977), in: Fränkische Lebensbilder XII (1986), S. 306-327, hier S. 307.
8 Klaus Schardt, Gustav Schickedanz – ein Wirtschaftspionier mit Herz, Nürnberg 2000, S. 10f (im folgenden, Schardt, Wirtschaftspionier).
9 Theo Reubel-Ciani, Gustav Schickedanz und sein Jahrhundert. Zum 100. Geburtstag des Quelle Gründers. Dokumentation und Handelsgeschichte, Fürth 1995, S. 53f (im folgenden Reubel, Jahrhundert).
10 Reubel, Jahrhundert, S. 58.

11 Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1998, S. 276.
12 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, OP 56415.
13 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, OP 56415.
14 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, OP 56415.
15 Rüdiger Dingemann/Renate Lüdde, Die Quelle-Story. Ein deutsches Unternehmen im Spiegel der Zeit, 1927 bis heute, München 2007, S. 16 (im folgenden Dingemann/Lüdde, Quelle-Story).
16 Eberhard Kolb, Die Weimarer Republik. München[6] 2002, S. 52.
17 Dingemann/Lüdde, Quelle-Story, S. 16.
18 Reubel, Jahrhundert, S. 19 und 98; Schardt, Wirtschaftspionier, S. 19 und 21 und Dingemann/Lüdde, Quelle-Story, S. 18.
19 Dingemann/Lüdde, Quelle-Story, S. 47.
20 Christian Böhmer, Versandhauskönigin Schickedanz. Vom Lehrmädchen zur Versandhauskönigin, Frankfurt am Main/Berlin 1996, S. 35 (im folgenden Böhmer, Versandhauskönigin); Dingemann/Lüdde, Quelle-Story, S. 47.
21 In diesem Sinne wird auch die Berufung zum Fürther „Ratsherrn“ zu interpretieren sein.
22 Böhmer, Versandhauskönigin, S. 42.
23 Böhmer, Versandhauskönigin, S. 47.
24 Dingemann/Lüdde, Quelle-Story, S. 51.
25 Anordnung Willy Liebels vom 19.05.1934, zitiert nach: Der Stürmer vom August 1934, o. S. [S. 3].
26 Schardt, Wirtschaftspionier, S. 24f.
27 Der von Böhmer, Versandhauskönigin, S. 40 und Schardt, Wirtschaftspionier, S. 26 für 1938 angegebene Umsatzrekord von 40 Millionen Reichsmark dürfte den Konzern betreffen. Die „Quelle“ machte nicht nur weniger Umsatz, sondern überschritt schon 1937 den Höhepunkt.
28 Maren Janetzko, Die „Arisierungs“-Vermittlung, in: Dieter Ziegler, Die Dresdner Bank und die deutschen Juden, München 2006, S. 177-258, hier S. 177f und S. 199f (= Die Dresdner Bank im Dritten Reich, hrsg. Von Klaus-Dietmar Henke, Bd. 2).
29 Schardt, Wirtschaftspionier, S. 30 und Böhmer, Versandhauskönigin, S. 50.
30 Böhmer, Versandhauskönigin, S. 54.
31 Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946, Art. 9 I, in: Ruth Hemken (Hg.), Sammlung der vom Alliierten Kontrollrat und der Amerikanischen Militärregierung erlassenen Proklamationen, Gesetze, Verordnungen und Befehle, Direktiven, Stuttgart 1946.
32 Staatsarchiv Nürnberg, SprK Fürth I: Sch 472.
33 Lutz Niethammer, Entnazifizierung in Bayern. Säuberung und Rehabilitierung unter amerikanischer Besatzung, Frankfurt am Main 1972, S. 609. Die unter dem Titel „Mitläuferfabrik“ Anfang der achtziger Jahre in zweiter Auflage erschienene Dissertation gilt nach wie vor als Standardwerk. Dass in der Studie der ideologische Zeitgeist ihrer Entstehung mitschwingt, wird bei deren Bewertung ebenso übersehen wie die Tatsache, dass die allgemeine Einschätzung der Verfahren den Einzelfällen Hohn spricht.
34 Gesine Schwan, Der Mitläufer, in: Etienne François und Hagen Schulze (Hg.), Deutsche Erinnerungsorte. Eine Auswahl, Bonn 2005, S. 447-462, Zitat S. 448.
35 Der Volkswirt vom 31. März 1952.
36 Deutsche Zeitung vom 11. Dezember 1957 und Nürnberger Zeitung vom 18. März 1957
37 Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 24. Oktober 1971.
38 Handelsblatt vom 12./13. Juni 1959.
39 Vgl. Josef Neckermann, Erinnerungen, passim. Zur Kritik des Umsatzdenkens siehe Toni Pierenkemper, Josef Neckermann (1912-1992) – Anmerkungen zur Autobiographie, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 2 (1996), S. 235.
40 Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 8. Oktober 1969.
41 Reubel, Jahrhundert, S. 171 und Der deutsche Versandhandel. Eine Informationsschrift hg. vom Bundesverband des Deutschen Versandhandels e.V., Frankfurt am Main 1988, S. 27.
42 Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 28. August 1963.
43 Schardt, Wirtschaftspionier, S. 37 und Böhmer, Versandhauskönigin, S. 63.
44 Süddeutsche Zeitung vom 11. Oktober 1974 und Ludwig Berekoven, Geschichte des deutschen Einzelhandels, Frankfurt am Main[2] 1987, S. 99.
45 Böhmer, Versandhauskönigin, S. 74.
46 Böhmer, Versandhauskönigin, S. 70, 72 und 196.
47 Reubel, Jahrhundert, S. 172 und Böhmer, Versandhauskönigin, S. 17, 38 und 197.
48 Handelsblatt vom 13. Januar 1969.
49 Reubel, Jahrhundert, S. 174.
50 Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 25. Januar 1962.
51 Fürther Nachrichten vom 9. Oktober 1964.
52 Handelsblatt vom 28. Dezember 1967.
53 Böhmer, Versandhauskönigin, S. 96f und 197f.
54 Süddeutsche Zeitung vom 14. Januar 1975 und vom 23. Juli 1976. Siehe auch Böhmer, Versandhauskönigin, S. 16, 102 und S. 198ff.
55 Fürther Nachrichten vom 21. Juli 1978.
56 Fürther Nachrichten vom 1. April 1977.
57 Fürther Nachrichten vom 29. März 1977.
58 Fürther Nachrichten vom 1. April 1977.
59 Schardt, Wirtschaftspionier, S. 40.
60 Fürther Nachrichten vom 15. Juni 1977.
61 Reubel, Jahrhundert, S. 189.
62 Stadtarchiv Fürth, Zeitgeschichtliche Sammlung Gustav Schickedanz, Bilder und Einladungen.
63 Handelsblatt vom 31. März 2006.
64 Vgl. Götz Aly, Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt am Main 2005 sowie Christopher R. Browning, Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen, Hamburg 1999.
65 Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 26. März 1956.